

Liebhaber-Ausgaben



Nr. 22



# Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung mit Anderen
herausgegeben von Ed. Heyck

22

# Die Römer in Deutschland

1912

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing



# Die Römer in Deutschland

von Friedrich Koepp

Mit 25 Karten und 157 Abbildungen

Zweite, umgearbeitete Auflage





1912

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing

Von der ersten Auflage dieses Werkes ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

**eine numerierte Ausgabe**

veranstaltet, von der nur 12 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—12) und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

**Die Verlagshandlung.**

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Dem Andenken

meines geliebten Sohnes

Hermann

20. VI. 1905 – 22. IX. 1910

Zeit wenigstens den Namen zu retten, ist dann zur Weissagung der Zukunft geworden. Die Kelten wurden aus diesen Gauen, wie zuvor aus dem Lande zwischen Elbe und Rhein, allmählich verdrängt, und das Gebiet der beiden römischen Germanien wurde im Laufe der Jahrhunderte zum weitaus größten Teil germanisches Land — germanisches und auch deutsches. Das blieb es oder wurde es doch wieder nach einer Zeit der Entfremdung: seit vier Jahrzehnten dürfen wir wohl sagen, daß von den römischen Provinzen, deren Begrenzung wir freilich genau nicht kennen, nicht allzuviel außerhalb der Grenzpfähle des Deutschen Reiches liegt; nicht nur der Name, den die Römer ihren Provinzen gaben, gibt uns heute das Recht, das Deutschland der Römerherrschaft bis hoch hinauf ins Moseltal und bis zu den Bergen der Vogesen reichen zu lassen. Im Süden und Südosten aber darf die Betrachtung nicht an der Grenze der römischen Provinz Germanien, nicht auch an der Grenze des Deutschen Reiches haltmachen: die Römer in Rätien, Vindelicien und Noricum sind auch „Römer in Deutschland", und auch im Nordwesten ist ein Übergreifen über die schwarzweißroten Grenzpfähle geboten, das bei den Fachgenossen in Holland, wie das andere bei denen in Österreich so freundliche Befürwortung und Förderung gefunden hat, daß wohl weder auf der einen noch auf der anderen Seite diplomatische Verwicklungen deshalb zu befürchten sind.

Die Geschichte der Eroberung dieses römischen Germaniens, des deutschen Römerlands soll hier erzählt, das Bild seiner Kultur gezeichnet werden.

Wir empfinden es als einen unschätzbaren Vorzug, daß die Frühgeschichte unseres Volks zugleich ein nicht unbedeutender Teil der Geschichte des römischen Weltreichs ist, daß deshalb in die Dämmerung unserer Vorzeit durch die Nachrichten der Römer ein helles Licht fällt, nach Jakob Grimms Wort „ein Morgenrot gestellt ist". Wir haben teil an der Schilderung, die von der Eroberung Galliens der Eroberer selbst gegeben hat, und Roms größter Historiker ist der vornehmste Zeuge für die ruhmvollen Kämpfe, in denen unsere Vorfahren sozusagen in die Weltgeschichte eingetreten sind, und für den damaligen Zustand ihrer Kultur. Verklungen und verschollen sind die Gesänge, die den ältesten Nationalhelden der Deutschen feierten; wie in Erz gegraben steht der Nachruf, den Tacitus ihm gewidmet hat: „liberator haud dubie Germaniae, et qui non primordia populi Romani, sicut alii reges ducesque, sed florentissimum imperium lacessierit, proeliis ambiguus, bello non victus"*). Hätte doch dieselbe Feder auch die Tat uns geschildert, die mit ihren Folgen das Schicksal Germaniens für alle Zeit und damit einen guten Teil des Schicksals der Welt entschieden hat! Freilich der Bericht über die Feldzüge des Germanicus, der viel mißhandelte, läßt uns ahnen, daß auch Tacitus uns nicht genug tun würde, weil, was dem römischen Leser genügen mußte, uns nicht genügt; weil wir uns nicht beruhigen bei dem Eindruck, den mit dichterischer Kraft der römische Geschichtsschreiber hervorzurufen weiß, wie kaum ein zweiter, sondern durchaus das kunstvolle Werk der Darstellung zerstören wollen, um zu sehen, „wie es eigentlich gewesen", getrieben von einem Wahrheitsdurst, den einige ganz Große unter den Alten auch empfunden haben, der aber den Lesern des Tacitus fremd war, auch wenn es sich um Nähergelegenes handelte, als darum, wie „hinten weit, im deutschen Land die Völker aufeinander schlagen". Gemessen aber an dem, was wir sonst besitzen, ist uns doch der Bericht der „Annalen" von jenen Kriegszügen des Germanicus oder auch der der „Historien" von den Wirren, die auf den Tod des Nero folgten, dem Aufstand des Civilis,

*) „Zweifellos der Befreier Germaniens und Gegner des römischen Volks nicht in seinen Anfängen, gleich anderen Königen und Heerführern, sondern auf der Höhe seiner Herrschaft, in einzelnen Kämpfen wohl von zweifelhaftem Erfolg, in einem ganzen Kriege nie besiegt."

unschätzbar, — unschätzbarer noch das kleine Buch, das Tacitus den „Sitten“ unserer Väter gewidmet hat, die „Germania“, die Karl Müllenhoff nicht etwa, weil er eben der Verfasser der „Deutschen Altertumskunde“ war, zu hoch eingeschätzt hat, wenn er meint, daß „kaum eine andere Schrift sie übertrifft an welthistorischer Bedeutung, sicherlich keine von gleichem Umfang ihr an Reichtum des Inhalts und zugleich an historischem Wert gleichkommt“.

Das späte, in griechischer Sprache geschriebene Werk, dem wir den ausführlichsten Bericht über die Varusschlacht verdanken, tritt auch für die Zeit nach Tacitus wieder in den Vordergrund, die „Römische Geschichte“ des Dio Cassius, oder vielmehr die zum Teil dem Mittelalter angehörigen Auszüge aus ihr. Daneben benutzen wir — eine stets spärliche, oft trübe Quelle! — die Biographien der Kaiser, von denen des gelehrten Sueton bis hinab zu der Sammlung der „Scriptores historiae Augustae“. So ungenügend sind diese Quellen, wie für die Geschichte des Reiches überhaupt, so auch für die unserer germanischen Grenzprovinz, daß wir einen Blick selbst in dürftige Abrisse der Geschichte nicht verschmähen dürfen und zuweilen nicht vergeblich tun, nicht nur in den des Velleius Paterculus, der bei der Erzählung der Ereignisse der eigenen Zeit ja verhältnismäßig ausführlich wird, freilich mit seiner Lobhudelei des Tiberius nur ein Zeuge mehr dafür, daß die zeitgenössischen Quellen nicht immer die besten sind, sondern auch in den des Florus, dem gar die Ehre zuteil geworden ist, von dem großen Ranke und nach ihm noch von manchem namhaften Forscher als Hauptzeuge für die Varusschlacht angesehen zu werden. Nur für einen kurzen Abschnitt einer späten Zeit tritt noch einmal ein immerhin ansehnlicher Historiker ein, der in lateinischer Sprache schreibende Grieche Ammianus Marcellinus, dessen Werk eine Fortsetzung der taciteischen sein wollte, heute aber, nach dem Verlust der ersten Hälfte, nicht mehr ist.

Diese Schriftsteller sind es, die das meiste beigesteuert haben zu dem überaus nützlichen Quellenbuch, das Alexander Riese unter dem Titel: „Das rheinische Germanien in der antiken Literatur“ vor zwei Jahrzehnten herausgegeben hat. Nicht freilich in der Zusammenstellung der Auszüge aus diesen Hauptzeugen besteht das Verdienst dieser Sammlung, sondern in der Zusammenbringung der zerstreuten, zum Teil entlegenen Schriftstellern entnommenen Zeugnisse, von denen manches hier zuerst ins rechte Licht gesetzt, manches überhaupt zuerst herangezogen ward. Dankbar ist dieses Buch benutzt worden, dankbarer noch würde der in Aussicht gestellte zweite Band benutzt worden sein, der zusammenstellen soll, „was aus den Inschriften und aus mittelalterlichen Schriften und Urkunden für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte des römischen Rheinlandes verwendbar wäre“. Auch nachdem das große Inschriftenwerk für die rheinischen Provinzen, wie schon längst für die Donauprovinzen, vollendet vorliegt (Corpus inscriptionum latinarum Band III und XIII), bleibt eine solche Zusammenfassung des Wichtigsten höchst wünschenswert, und es ist erfreulich zu wissen, daß sie keineswegs aufgegeben ist.

Wenn gar die allseitige „Beschreibung der Rheinlande im Altertum“ erschienen wäre, als deren Vorläuferin Alexander Riese jene Quellensammlung angesehen haben wollte und hoffentlich auch heute noch will, und die vermutlich sich auch nicht ganz auf die Rheinlande beschränken würde, so wäre die Aufgabe dieser Schrift nicht allzu schwer, aber auch ihre Lösung kaum noch ein besonderes Verdienst.

So aber tritt der Verfasser an sie heran mit dem nicht geringe Bedenken weckenden Bewußtsein, etwas zu unternehmen, was eigentlich — kaum ist es zu glauben — noch niemals versucht worden ist und gewiß von einem Kundigeren besser ausgeführt werden könnte, aber doch auch mit der Hoffnung, vielen etwas Nützliches zu bieten und mit dem Wunsch und der Gewißheit, durch diese bescheidene Schrift Besserem nicht den Weg zu versperren.

Vielleicht wird man auch gerade heute dem Archäologen am ersten das Recht einräumen, einen solchen Versuch zu wagen, nachdem langjährige Archäologenarbeit

am römischen Grenzwall die historische Forschung so mächtig gefördert hat. Nirgends in der Tat ist die Denkmälerforschung mehr berufen, die Ergebnisse der literarischen Forschung zu ergänzen, nicht oft auch sind diese solcher Ergänzung bedürftiger. Nirgends wird mehr der Archäologe aufgefordert, ja gezwungen, zum Historiker, der Historiker zum Archäologen zu werden.

Günstig scheint der Augenblick für unseren Versuch, wenn man auf das Bedürfnis sieht, das schwerlich zu einer anderen Zeit lebhafter empfunden worden ist; überaus ungünstig, wenn man auf den Stand der Forschung sieht, in der zurzeit so reges Leben herrscht, daß eine Zusammenfassung unseres Wissens als ein undankbares Wagnis erscheinen muß, zumal für einen, der höchstens mit einem Fuß auf diesem Forschungsgebiete steht.

Aber es ist ja wohl das Verhängnis der Bücher, daß sie nur selten von denen geschrieben werden, die dazu am meisten berufen wären, und das Verhängnis zusammenfassender Übersichten, daß sie dann am erwünschtesten sind, wenn sie dem schnellsten Veralten ausgesetzt sind und dem Forscher am wenigsten genügen können.

Diese Sätze mögen stehen bleiben, wie sie vor etwa acht Jahren niedergeschrieben worden sind. Daß das Buch sich nützlich erwiesen hat, wird heute wohl niemand bestreiten wollen, und die Notwendigkeit dieser zweiten Auflage beweist es. Ersetzt worden ist es nicht durch ein besseres, obgleich ihm andere, und auch in ihrer Art bessere, wie Fabricius' „Besitznahme Badens durch die Römer" zur Seite getreten sind. Sehr erleichtert ist die Übersicht des Stoffs durch den Abschluß des Inschriftenwerks und ganz besonders durch die inzwischen erschienenen vortrefflichen Berichte der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Instituts, aber auch gewachsen ist dieser Stoff wie nie zuvor im gleichen Zeitraum, und das Bedürfnis einer Zusammenfassung, wie sie hier zuerst versucht wurde, ist nicht geringer geworden. Der Verfasser aber darf sich nach jahrelanger Arbeit auf diesem Gebiet wohl etwas eher für berechtigt halten, eine solche Zusammenfassung zu wagen.

Zweihundertundzehn Jahre zählt Tacitus von der Zeit, da zum erstenmal Germanen drohend an die Pforten des römischen Reichs pochten, bis zum zweiten Konsulat des Kaisers Trajan, dem Jahr der Abfassung seiner „Germania", und mehr bitter als stolz fügt er hinzu: „tam diu Germania vincitur"*). Und wieder zwei Jahrhunderte später war der Damm gebrochen, den man gegen die andrängenden Wogen der germanischen Völkerbewegung auf dem rechten Rheinufer errichtet hatte, wurde mit Mühe die Rheingrenze noch behauptet. Von neuem war Italien den Einfällen germanischer Völker ausgesetzt, und derselbe Kaiser, der noch einmal die Alamannen hinausschlug, der, eine gewaltige Erscheinung in dieser Zeit des Niederganges, sich den Titel „restitutor orbis" verdiente, Aurelian, hielt es doch für geboten, die ewige Stadt mit dem Mauergürtel zu umgeben, der sie noch heute umschließt. Und abermals zwei Jahrhunderte später gebot der Ostgote Theoderich in Italien.

Nicht sechs Jahrhunderte indessen soll die folgende Darstellung umspannen. Der Zug der Cimbern und Teutonen steht mit der Eroberung des rheinischen Germaniens und der Donauländer in keinem Zusammenhang; und nicht von den Germanen im Römerreiche, sondern von den Römern in Germanien soll hier die Rede sein. Das gibt uns das Recht, auch das Jahrhundert des Alarich und Attila, des Odoaker und Theoderich von unserer Betrachtung auszuschließen.

Wie nur noch des Brennus und seiner Kelten Hausen in Rom oder „Hannibal ante portas", so hatte der Schrecken der wandernden Germanenschwärme dem

*) „So lange wird Germanien schon besiegt."

Gedächtnis von Generationen sich eingeprägt: mehr als vierzig Jahre nach den Siegen des Marius bei Aquae Sextiae und Vercellae fuhr er noch den Legionaren in die Glieder, die der Neffe des Cimbernsiegers gegen die Suebenscharen des Ariovist führte. Gleich jenen anderen Germanen hatten die Sueben den Rhein überschritten, bedrängten Galliens Gaue, bedrohten die Grenze des Reiches. Ariovist wurde geschlagen, die Gefahr vorläufig abgewandt. Aber nicht alle Suebenstämme ließen sich über den Rhein zurückscheuchen, und mehrere saßen nun auf dem linken Rheinufer, nach Cäsars Meinung wohl ein Schutzwall für Gallien, in Wahrheit ihren jenseitigen Volksgenossen eine stete Lockung, auch herüberzukommen, eine Stütze möglicherweise, wenn sie kamen. Die Eroberung Galliens aber, zu der Julius Cäsar sich eben anschickte, sollte ja auch die Germanen auf der ganzen Rheinlinie zu Nachbarn des Reiches machen: sie konnten fortan nicht mehr aus den Augen gelassen werden. Und schon drei Jahre nach dem Sieg über Ariovist (55 v. Chr.) überschritten wieder, wie es heißt, von Sueben gedrängt, Germanenstämme den Rhein, diesmal an seinem unteren Lauf: die Usipeter und Tenkterer. Schnöden Verrat nahm Cäsar zu Hilfe, um sich ihrer zu entledigen, und noch im selben Jahre trug er zum erstenmal Roms Waffen über den Rhein: entkommene Reiter der Usipeter und Tenkterer hatten die Sugambrer bei sich aufgenommen und verweigerten ihre Auslieferung; um Beistand baten die Ubier, von den Sueben bedrängt. Sugambrer wie Sueben entzogen sich der Begegnung mit den römischen Legionen, und Cäsar gab sich mit diesem Erfolg zufrieden und ging nach achtzehn Tagen wieder über den Strom zurück.

Aber schon nach zwei Jahren hatte er Anlaß, von neuem den Germanen seine Waffen aus der Nähe zu zeigen: Sueben hatten den Aufstand der Treverer unterstützt, und es stand zu befürchten, daß der Eburone Ambiorix bei den Germanen eine Zuflucht finden würde. Zum zweitenmal schlug Cäsar eine Brücke über den Rhein. Wieder wichen die Sueben in ferne Wälder zurück, und Cäsar zog es vor, umzukehren. Aber bis auf ein Stück am rechten Ufer ließ er die Brücke diesmal stehen, den Germanen eine Mahnung an die Möglichkeit seiner Rückkehr; auf dem freien Ende, das auf einer Insel gelegen haben muß, wurde ein Turm errichtet, der linksrheinische Brückenkopf durch umfassende Befestigungen gesichert.

An zwanzig verschiedenen Stellen hat man Cäsars Rheinbrücken vermutet oder zu finden gemeint; eine der Vermutungen ist an der Bonner Brücke in Stein verewigt. Ein wenig oberhalb der ersten lag die zweite Brücke. Beide verbanden das Ufer der Treverer mit dem der Ubier, und alles spricht dafür, daß sie beide im Neuwieder Becken zu suchen sind. Die große Festung zwar bei Urmitz, in der Nissen die „magnas munitiones“ der zweiten Rheinbrücke sehen wollte, ist als weit älter erwiesen worden; aber sie umschließt nicht nur ein kleines Kastell, in dem man mit großer Wahrscheinlichkeit eines der fünfzig Rheinkastelle des Drusus erkannt hat, sondern noch ein größeres und älteres römisches Lager, in dem man vielleicht das Werk Cäsars, möglicherweise freilich auch ein Lager Agrippas, sehen darf.

Cäsar ist nicht zum zweitenmal über die Brücke gezogen. Zwar bewies noch im selben Jahre der Sugambrer Eingreifen in den Eburonenkrieg, daß diesen Germanen nicht so leicht die Scheu vor Roms Waffengewalt beizubringen war. Aber Cäsar hatte in Gallien vollauf zu tun, und als gar im Jahr danach der gewaltige Aufstand losbrach, der seine ganze Eroberung noch einmal in Frage stellte, da mußte er froh sein, daß die Gefahr nicht durch die Germanen noch vergrößert wurde, vielmehr diese ihm mittelbar und unmittelbar gute Dienste taten — mittelbar, indem sie die Treverer von der Empörung fernhielten durch ihre Angriffe, unmittelbar, indem in den Kämpfen gegen Vercingetorix germanische Reiter im römischen Sold nicht den kleinsten Teil der Arbeit taten.

Galliens Schicksal war entschieden, als Cäsar seine Provinz verließ. Im Lande der Treverer hatte er die letzte Heerschau abgehalten, den Kelten und

Germanen des unterworfenen Landes wie den freien Germanen des anderen Rheinufers eine Mahnung und Warnung.

Wenige Jahre später — und der Eroberer Galliens war der Herr des Reiches — — der Herr der Welt, wenn er wollte.

⊠ ⊠ ⊠

Würde der Alleinherrscher die Grenze anerkannt haben, die der Statthalter von Gallien gezogen hatte? Wir wissen es nicht. Die Dolche der Mörder trafen ihn, als er auf der Höhe seiner Macht stand. Wie bei Alexander dem Großen ist die Phantasie geschäftig gewesen, sich auszumalen, was der vorzeitige Tod der Welt erspart oder versagt haben mag, welche Pläne mit Cäsar begraben wurden. Zum Feldzug gegen die Parther schickte er sich eben an, und der Ausbreitung der Geten sollte Einhalt geboten werden: das wissen wir. Die Grenze des Reichs im Osten und Nordosten sollte gesichert werden. Sage aber ist es, daß nach dem Sieg über die Parther ein Zug um das Kaspische und Schwarze Meer geplant war, der schließlich durch das Skythen- und Germanenland nach Gallien führen sollte. Es wäre der Plan eines Phantasten gewesen.

Doch wenn wir Cäsars weniger kühnen und sonst so nüchtern denkenden Erben tatsächlich über die Rheingrenze weit hinausgreifen und zwei Jahrzehnte den Plan der Vorschiebung der Grenze bis zur Elbe verfolgen sehen, so möchten wir glauben, daß Augustus auch hier nur Cäsars Erbe gewesen ist, und daß diese Verkürzung der Reichsgrenze schon von Cäsar erwogen war und nach der Niederwerfung der Geten ausgeführt werden sollte. Zunächst freilich sah sich auch Cäsars Erbe vor andere Aufgaben gestellt, und nach dem Abschluß der Eroberung Galliens vergingen fast dreißig Jahre, in denen man sich begnügte, die Rheingrenze zu behaupten. Ja man tat dabei im Vergleich zu Cäsar noch einen Schritt zurück. Wenn Agrippa im Jahre 37 v. Chr. den Rhein überschritt — vielleicht auf Cäsars Brücke — so wird das den gleichen Zweck gehabt haben, den Cäsar verfolgt hatte; wenn Agrippa aber die Ubier aufs linke Rheinufer verpflanzte, so war das kein Erfolg der Römer, sondern das Eingeständnis, daß sie ihre Schützlinge nur so noch vor den Angriffen ihrer Nachbarn bewahren zu können meinten. Da Agrippa im Jahre 37 die Triumphalabzeichen erhielt, so mag er damals noch ebensoviel Erfolg gehabt haben wie vordem Cäsar, und die Umsiedlung der Ubier, die nur bei einer starken offiziellen Entstellung das Recht auf den Triumph geben konnte, wird ins Jahr 19 v. Chr. gehören, in dem, wie wir wissen, Agrippa von neuem nach Gallien gesandt wurde, um Unruhen ein Ende zu machen und Angriffe der Germanen zurückzuweisen.

Aber drei Jahre später rief die Niederlage des Marcus Lollius den Augustus selbst an den Rhein. Wieder hatten Germanen, Sugambrer vornehmlich, den Strom überschritten, römische Reiter in die Flucht gejagt, dann gar den Statthalter M. Lollius selbst geschlagen und dabei der fünften Legion ihren Adler abgenommen. Doch die Germanen sahen wohl selbst ein, daß sie den Sieg über Lollius nur dem Zufall der Überraschung verdankten, und daß sie vollends dem Aufgebot des Augustus selbst nicht würden standhalten können. Sie gaben eine Genugtuung, mit der Augustus sich vorläufig begnügte, und Horaz konnte singen:

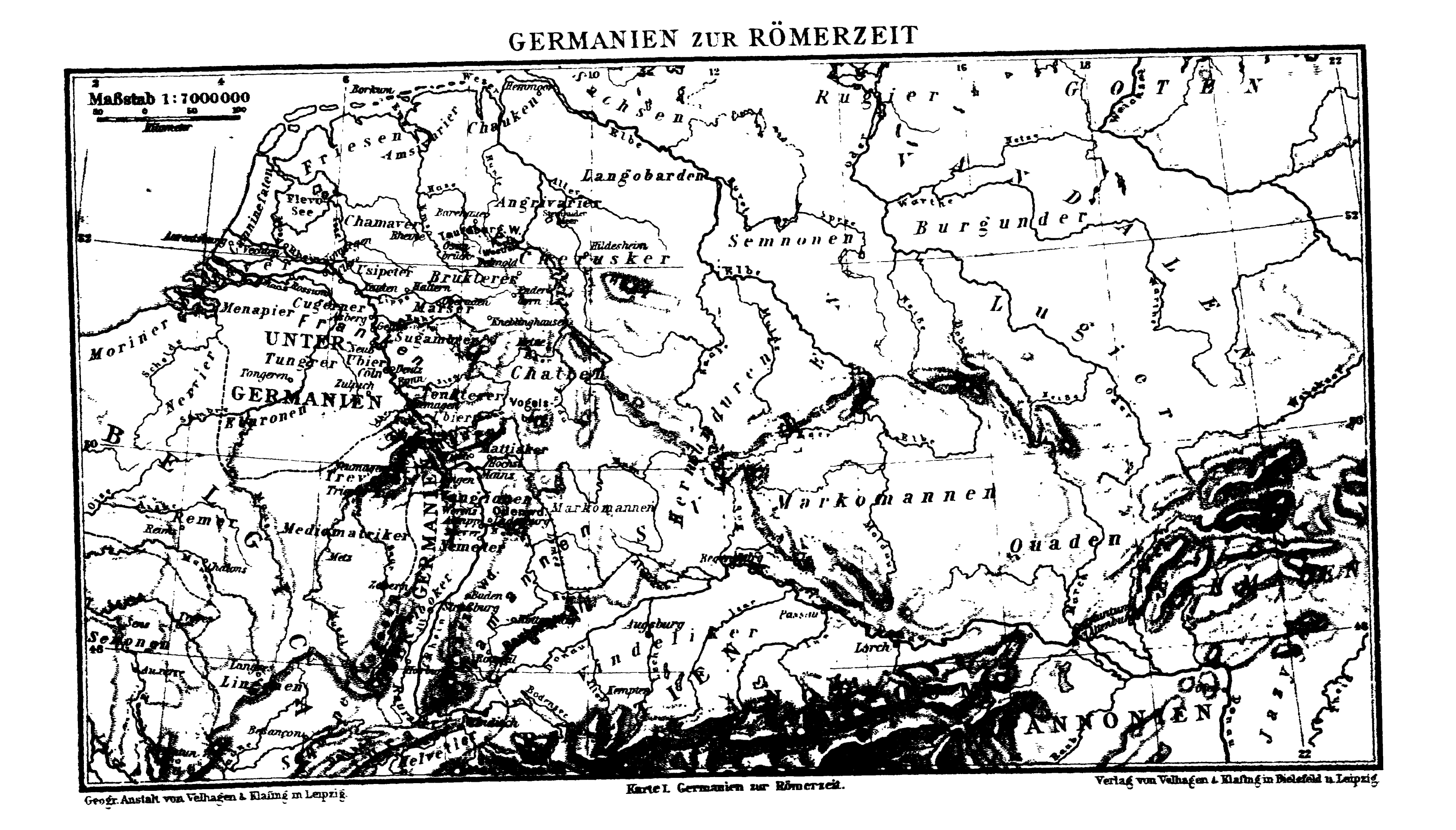
te caede gaudentes Sugambri
compositis venerantur armis.

Damals entstand auch die künstlerische Darstellung, die auf dem Becher von Boscoreale (Abb. 2 auf Seite 3) wiedergegeben ist.

⊠ ⊠ ⊠

Wahrscheinlich hätte es des nach wenigen Jahren erneuten Angriffs der Germanen nicht bedurft, um Rom zu energischerem Vorgehen zu drängen: was in der Zeit zwischen der „clades Lolliana“ und dem ersten germanischen Feldzug des Drusus geschah, wird im Zusammenhang eines großen Plans gestanden haben. Während Augustus in dreijährigem Verweilen der gallischen Provinz ihre end-

GERMANIEN ZUR RÖMERZEIT




Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.

Karte I. Germanien zur Römerzeit.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

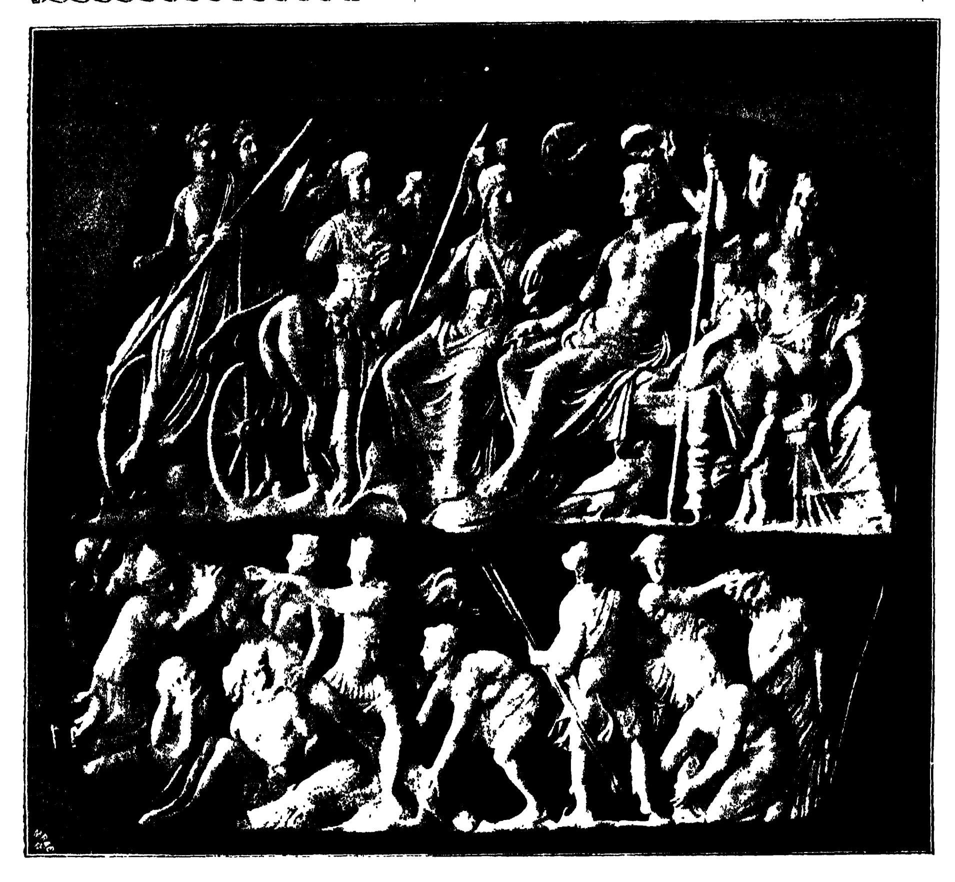


Abb. 3. Triumph des Tiberius.
Onyx-Kamee in Wien (Gemma Augustea). Etwa [illegible] der natürlichen Größe.
Vgl. Furtwängler, Die antiken Gemmen (1900) I, Tafel LVI, II, S. 256f; Bernoulli, Römische Ikonographie II, 1, Tafel XXIX; S. 262f.

gültige Einrichtung gab, erwarben seine Stiefsöhne sich im Kampf gegen die nördlichen Anwohner der Alpen, die Räter und Vindeliker, ihre ersten Feldherrnlorbeeren.

Drusus drang von Italien her gegen die Räter, Tiberius von Gallien her gegen die Vindeliker vor. In ihren Bergen wurden jene, auf dem Bodensee diese geschlagen. In der Nähe der Donauquellen soll die letzte Entscheidung gefallen sein. Tirol, die Ostschweiz, der Süden Bayerns wurden so dem Reich gewonnen; das „regnum Noricum", das deutsche Österreich, ergab sich freiwillig um dieselbe Zeit. Diese Ereignisse verherrlicht die „Gemma Augustea" in Wien (Abb. 3). Wie der Rhein, so war nun die Donau des Reiches Grenze gegen das Germanenland — eine Grenze von insgesamt weit über 200 Meilen. Der Wunsch, eine solche Grenze zu verkürzen, den einspringenden Winkel zum Reiche zu ziehen, erscheint fast selbstverständlich. Das bedeutete aber die Eroberung Germaniens bis zur Elbe.

Was war dieses Germanien? Was wußte man davon? Was mochte, außer dem Bedürfnis einer verteidigungsfähigeren Grenze, etwa sonst noch den Eroberer locken? Welchen Widerstand mußte er erwarten? (Karte I.)

Für Ureinwohner möchte Tacitus die Germanen halten: „Wer sollte wohl Asien oder Afrika oder Italien verlassen haben, um diesen rauhen Himmel auf-

zusuchen, dieses reizlose Land, traurig für den Bebauer, wie für den Beschauer -- es sei denn sein Vaterland!" „Nicht ganz ohne Abwechslung ist es zwar, aber im allgemeinen doch abstoßend durch wilde Wälder, wüste Sümpfe." Das Urteil spiegelt noch die Erfahrungen der Kriegszüge der augusteischen Zeit wider. Minder feucht, so wußte man, war das Land im Südosten, dafür aber um so rauher.

Gold soll die Römer in dieses unwirtliche Land gelockt haben, so ist kühn behauptet worden, und die jüngsten Goldfunde in der Eifel scheinen einer solchen Vermutung günstig. Der Verfasser der „Germania" weiß nichts davon: „Ob es Gunst oder Ungunst der Götter war, die ihnen Silber und Gold versagt hat, will ich nicht entscheiden." Aber Tacitus weiß freilich hier weniger, als wir heute wissen und als er selbst zu anderer Zeit wußte. Denn wenn er hier fortfährt: „Daß nirgends eine Silber- oder Goldader sich findet, will ich nicht behaupten, denn wer hätte danach gesucht?", berichtet er in den „Annalen" von einem Versuch allerdings wenig ergiebigen Silberbaus im Lande der Mattiaker, und wir können römische Bergwerke, vermutlich dieselben, an der unteren Lahn noch heute nachweisen und sehen, daß sie nach Tacitus' Zeit sogar zu größerer Bedeutung gelangt sind und vielleicht die Führung des Grenzwalls in dieser Gegend beeinflußt haben. Zur Zeit der großen Eroberungskriege in Germanien waren aber wohl auch diese bescheidenen Bodenschätze noch unbekannt, und in den Gegenden, durch die jene Kriegszüge meistens führten, dergleichen vielleicht auch am wenigsten zu hoffen. „Auch Eisen haben sie nicht im Überfluß", heißt es weiter – so ahnungslos zog der Römer durch die Berge, in denen heut „der Märker Eisen reckt". Wir mögen es vielleicht dem Schicksal danken, daß der Römer wie die Reize so die Schätze unserer Heimat verkannt hat. Wer weiß, ob Tiberius auf die Eroberung Germaniens verzichtet hätte, ob spätere Eroberer mit dem Limesgebiet sich begnügt hätten, wenn „auri sacra fames" der Antrieb zur Eroberung gewesen wäre? Wir mögen es danken — denn wir haben das Recht, die Freiheit unserer Ahnen auch heute noch als ein Gut zu schätzen und die Rettung des reinen Germanentums für ein Glück zu halten.

Das Urteil des Tacitus über unser Vaterland ist, wie gesagt, von den Erfahrungen der augusteischen Feldzüge abhängig: wären diese durch die Täler des Neckars und des Mains gegangen statt durch die der Lippe und der Ems, so würde uns vermutlich ein freundlicheres Bild erhalten sein. An der allzu niedrigen Vorstellung aber von dem Kulturzustand unserer Vorfahren bei ihrem Eintritt in die Weltgeschichte ist vornehmlich Cäsar schuld, nach dessen Schilderung man die Germanen seiner Zeit ganz mit Unrecht als Halbnomaden angesehen hat, während doch derselbe Cäsar für das Gebiet der Sugambrer den Ackerbau bezeugt. Der jährliche Wechsel von Wohnsitz und Feldmark, von dem Cäsar spricht, und den man mit einem entwickelten Ackerbau unvereinbar gefunden hat, war ein Ausnahmezustand; der Zustand, den Tacitus schildert, nicht, wie man gemeint hat, ein Fortschritt, sondern eine Rückkehr zu schon längst vorher gewohnten Verhältnissen. Wirtschaftlich entschieden zweckwidrig, findet das von Cäsar beschriebene Agrarsystem in den militärischen und sozialpolitischen Bedingungen des Kriegslebens seine Begründung und in den Trekks der Buren in unserer Zeit eine vollständige Analogie. Auch hier sehen wir „ein festansässiges, Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk von äußeren Feinden bedrängt und bedrückt, seine selbsteroberten, selbstkultivierten, liebgewordenen Stammsitze aufgeben, um Weib und Kind auf Ochsenwagen zu laden und mit der Waffe in der Hand in fremdem Land sich eine neue Heimat zu suchen".

In der Tat hatte der Getreidebau in der Zeit der ersten römischen Eroberungszüge und schon viel früher in Germanien eine erhebliche Ausdehnung. Das beweisen schon die Heeresmassen, wenn wir auch die Zahlen der römischen Schriftsteller mit Delbrück erheblich herabsetzen; das beweist auch jenes angeführte Zeugnis Cäsars.

Hoops hat in seinem schönen Buch über „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum“ überzeugend dargelegt, wie „die übereinstimmenden Ergebnisse der prähistorischen und sprachwissenschaftlichen Forschung gezeigt haben, daß der Ackerbau in ganz Mittel- und Nordeuropa nicht zwei, sondern vier bis fünf Jahrtausende alt ist“. Dementsprechend war auch die Technik zur Zeit des Cäsar und Augustus keineswegs mehr so primitiv wie man vielfach angenommen hat. Schon die ungetrennten Indogermanen waren über das erste Stadium des Hackbaus hinaus, und „bei ihrem Eintritt in die Geschichte besaßen die Germanen einen so vollkommenen Pflug, wie ihn die Italiener teilweise noch heute nicht haben“.

Auch die von den Archäologen immer öfter nachgewiesene Kontinuität der Besiedelung von der neolithischen und Bronzezeit bis in die historischen Perioden hinein beweist die frühe Seßhaftigkeit der Bewohner Germaniens.

Freilich hatten die Wälder eine sehr viel größere Ausdehnung als heute — eine Ausdehnung, die den Italikern unheimlich sein mußte —, und es bleibt wahr, daß die germanischen Wälder die Freiheit der Germanen gerettet haben.

Die von Tacitus geschilderte Wohnweise der Germanen hat man in den Einzelhöfen Westfalens wiederfinden wollen. Aber tatsächlich will der Historiker wohl nur von dem Wohnen in weitläufig gebauten Dörfern sprechen, wie ja von vici im folgenden Satz ausdrücklich die Rede ist. Daß es keine Städte in Deutschland gab, bezeichnet Tacitus als ganz bekannt. Aber wir wissen heute doch, daß die zumeist wohl auf die ältere keltische Bevölkerung zurückgehenden, aber doch von den Germanen auch benutzten Ringwälle nicht nur Fluchtburgen in Zeiten der Not waren, sondern zum Teil auch dauernd bewohnt, wie das Beispiel der Altenburg bei Niedenstein, gewiß des alten Mattium (Karte XIII u. XIV) uns zeigt. Wo diese Burgen sich finden, da sehen wir auch sonst die sogenannte La Tène-Kultur verbreitet, während im nordwestlichen Deutschland und in Holland nach dem Zeugnis der keramischen Funde die Hallstattkultur bis in die römische Zeit hineinreicht.

Zahlreich sind die uns überlieferten Namen germanischer Stämme, von keinem aber können wir die Wohnsitze so genau umgrenzen, wie es für das volle Verständnis der römischen Kriegszüge wünschenswert wäre. In drei große Volksgruppen zerfiel die Gesamtmasse der allein mit den Römern in Berührung tretenden Westgermanen: *Ingväonen*, *Istväonen*, *Herminonen*. Nächst diesen Völkernamen, die keinerlei politische, sondern nur eine Kultusgemeinschaft bezeichneten, war wohl der weiteste Name der der *Sueben*: Sueben heißen die Germanen des Ariovist, Sueben drängen die Usipeter und Tenkterer über den Rhein, bedrängen die Ubier, unterstützen die Treverer. Sie gehören zu den Herminonen; daß aber auch ihr Name ein Sammelname ist, sagt Tacitus ausdrücklich und stellt ihn als solchen dem Namen der *Chatten* und *Tenkterer* gegenüber. Vielleicht war es ein Spottname, den die unter keltischem Einfluß fortgeschrittenen Rheingermanen, die Istväonen, den in der Kultur zurückgebliebenen Germanen des inneren Landes gaben. Zu diesen „Altgermanen“ gehörten die *Chatten*, die Völkerschaft, die im Lauf des ersten Jahrhunderts den benachbarten und oft bekampften Cheruskern die Führung abgenommen hat. Das Herz ihres Gebiets wird durch den Hessennamen, in dem doch wohl — trotz der Bedenken der Sprachforscher — der ihrige fortlebt, hinlänglich bezeichnet. Mit Stolz rechneten sich zu den Chatten die *Mattiaker*, und der Name des Hauptorts der Chatten — Mattium — scheint ihnen recht zu geben. Zu den Sueben gehörten ferner die *Markomannen*, die zu Anfang der augusteischen Zeit am mittleren Main und südlich davon wohnten, als südliche Nachbarn der Chatten, dann von ihrem König Marbod ostwärts geführt wurden zu neuen Wohnsitzen in Böhmen, wo sie den *Quaden* benachbart waren; zu den Sueben gehörten die *Hermunduren*, östliche Nachbarn der Chatten, von den späteren Wohnsitzen der Markomannen durch das Erzgebirge getrennt.

Die „Bacenis silva" ist nicht nachgewiesen, die nach Cäsar „wie eine natürliche Mauer" die Sueben (Chatten und Hermunduren?) von den Cheruskern trennte. Aber daß die Cherusker an der mittleren Weser saßen, ist gewiß. Weiter nördlich, von jenen nicht durch einen natürlichen, sondern durch einen künstlichen Grenzwall getrennt, wohnten die Angrivarier, deren Nachbarn waren im Norden die Chauken, zu beiden Seiten der unteren Weser, im Westen die Brukterer, im Gebiet der Ems bis hinauf zur Lippe. An die Chauken schlossen sich, gleich ihnen zu den Ingväonen, den Nerthusverehrern, gehörig, längs der Küste die Amsivarier und weiterhin die Friesen, Canninefaten, Bataver, an die Brukterer, wie diese Istväonen, die Usipeter, nördlich von der Lippe bis zum Rhein; in ihrer Nähe, vielleicht südlich von der unteren Lippe, die stets mit ihnen zusammengenannten Tenkterer, die wohl nach der Verpflanzung der Ubier und Sugambrer deren Gebiet zum Teil innehatten. Sicher saßen die Sugambrer südlich von der Lippe im Gebiet der Ruhr und Sieg und wurden auch keineswegs alle aufs linke Rheinufer umgesiedelt. Südlich wohnten von ihnen am Rhein, den Treverern gegenüber, die am meisten ihren Stammesgenossen durch keltisch-römische Kultur entfremdeten Ubier, solange sie dem Drängen der Chatten-Sueben widerstanden. Die Marser endlich, die auch kaum anderswo als um die Ruhr gesessen haben können, mögen an die Stelle von Sugambrern getreten sein oder auch nur ein Sondername für einen Sugambrerstamm sein. In ihrem Gebiet lag das Heiligtum der Tanfana, vielleicht der sakrale Mittelpunkt der Istväonen, wie der von Müllenhoff an der Stelle des heutigen Hamburg gesuchte Hain der Nerthus das Heiligtum der Ingväonen war.

Können diese Ansetzungen, die sich einstweilen fast ganz auf die in den Kämpfen der augusteischen Zeit besonders hervortretenden Völker beschränken, im großen und ganzen für sicher gelten, so begegnet der Wunsch genauerer Festlegung der Grenzen überall hoffnungsloser Unsicherheit, über die nur der sich hinwegzutäuschen versuchen oder auch nur verwundern wird, der die Art unserer Überlieferung völlig verkennt. Die Schriftsteller brauchen zum Teil nach ihrem Zweck auf Genauigkeit der geographischen Angaben keinen Wert zu legen, wiederholen zum anderen Teil Angaben ihrer Quellen, ohne auf inzwischen eingetretene Verschiebungen Rücksicht zu nehmen, geben endlich einem Volksstamm hier einen speziellen, dort einen umfassenderen Namen.

⊠ ⊠ ⊠

Ein Zusammenhalten all dieser Stämme zur gemeinsamen Abwehr jeglichen Angriffs auf germanisches Land brauchten die Römer nicht zu befürchten. Wie unsere westlichen Nachbarn in der von Cäsar oder Cato gegebenen Charakteristik der alten Gallier sich selbst wiedererkennen, so finden auch wir den Erbfehler unseres Stammes schon vom Kaiser Tiberius durchschaut. Wie es Germanen waren, die zuerst die Römer aufs rechte Rheinufer gerufen hatten, so durften auch Cäsars Nachfolger darauf rechnen, Germanen gegen Germanen ausspielen zu können, und vielleicht ist die auffällige Richtung der Kriegszüge der augusteischen Zeit zum Teil durch die Rücksicht auf die Bundesgenossenschaft der Küstenstämme zu erklären. Aber nicht nur alte Nachbarfehden der deutschen Stämme wußte die römische Politik sich zunutze zu machen — das nannte Tiberius: „plura consilio quam vi perfecisse" —, sondern in den einzelnen Stamm, in die Familien ward der Zwist getragen.

Angesichts des Schicksals der Brukterer, von denen über 60 000 durch das Schwert der benachbarten Chamaver und Angrivarier umgekommen sein sollen, fleht Tacitus zu den Göttern: „Dauern möge der gegenseitige Haß der Völker, auf deren Liebe wir doch verzichten müssen! Denn beim Niedergang des Reiches" — oder sollen wir mit Mommsen übersetzen: „da das Verhängnis unseres Staats herannaht"? — „kann das Geschick kein besseres Geschenk uns machen als der Feinde Zwietracht."

Woher sollte auch den Germanenstämmen, die seit Jahrhunderten einander schoben und drängten, unter verschiedenen Verhältnissen und Einflüssen verschiedene Stufen der Kultur erklommen hatten und selbst in den religiösen Vorstellungen nicht einig waren, ein Gefühl der Gemeinsamkeit kommen! Zu lange Zeit hatte bei vielen Stämmen jenes unfreiwillige Wanderleben ein rechtes Heimatgefühl nicht aufkommen lassen, das doch die Grundlage des Vaterlandsgefühls ist.

Aber auch manch einzelner Stamm war ein nicht verächtlicher Gegner. Groß war der Ruf germanischer Tapferkeit; und die wilde Kampflust der Barbaren, über die schon dem Marius der Sieg nicht leicht geworden war, mochte jetzt noch gefährlicher erscheinen, wenn vielleicht die von manchem vornehmen Germanen gewonnene Kenntnis römischer Kriegskunst ihr die Richtung gab und ihre Blößen deckte, während die trotz alledem zweifellose Überlegenheit dieser Kriegskunst in dem fremden Land nicht recht zur Geltung kommen konnte.

Aber nicht, was sie etwa von den Römern gelernt hatten, war die beste Waffe in den Händen der Germanen, sondern — was sie nicht gelernt hatten. Feste Städte würden die Legionen erobert und schwerlich wieder geräumt haben: „Der deutsche Urwald, wie gesagt, hat die Deutschen vor dem Schicksal der Gallier bewahrt“.

⊠ ⊠ ⊠

Je bedeutender, bei gewiß mangelhafter Kenntnis des feindlichen Landes und der Art des Feindes, die Zahl der unbekannten Größen war, mit denen der Feldherr zu rechnen hatte, um so wichtiger war der Stützpunkt, den jede Unternehmung an der Grenze, am Rhein und an der Donau haben mußte, und die Sicherung des Zusammenhanges mit ihm. Je weniger das nach römischen Begriffen gewiß nicht dicht bevölkerte und erst zu einem verhältnismäßig kleinen Teil dem Ackerbau erschlossene Land ein großes feindliches Heer ernähren konnte, um so nötiger war es, die Wege von jenen Stützpunkten oder den vorgeschobenen großen Getreidemagazinen nicht nur für kampfbereite Legionen, sondern auch für Proviantzüge gangbar zu erhalten. Es ist das Verdienst einiger von militärischen Gesichtspunkten ausgehender Forschungen neuester Zeit, auf die Wichtigkeit der Verpflegungsfrage und der damit verbundenen nach den Transportwegen zu Wasser und zu Land mit Nachdruck hingewiesen zu haben; aber der Philologe wird doch zuweilen lieber auf solche Fragen mit einem „ignoramus, ignorabimus“ antworten, statt sich jede Vergewaltigung oder Verachtung der Überlieferung gefallen zu lassen.

Bei aller gebotenen Kürze soll die folgende Darstellung der Germanenkriege der augusteischen Zeit apodiktisch keinesfalls sein, soll nicht in den Fehler verfallen, der das Verhängnis dieses Stoffes zu sein scheint — nur selten freilich mit Kürze verbunden! Vielmehr soll sie zwar das wenige Sichere mit Bestimmtheit hervortreten lassen, vor allem aber die Überlieferung in ihrer Bedingtheit, die Grenzen unseres Wissens zeigen und demgegenüber die Verwertung dieser Überlieferung in ihrer Unbedingtheit, ein trauriges Kapitel von Verschwendung, Mißbrauch und Mangel menschlichen Scharfsinns. Auf jeden Fall soll sie dem Leser verleiden, auf diesem Gebiet einem Führer blindlings zu vertrauen oder sich gar selbst zum Führer aufzuwerfen. So wird freilich die Erzählung einen für die Zeitspanne, die sie umfaßt, verhältnismäßig breiten Raum erfordern und einigermaßen den Charakter der Untersuchung annehmen. Aber die Bedeutung der Ereignisse, die Art ihrer Überlieferung und die Mißhandlung dieser Überlieferung muß diese Abweichung vom Ton populärer Darstellung rechtfertigen, und es sollen mir auch die liebsten Leser die sein, denen ein Einblick in „das Suchen nach der Wahrheit“ erwünschter ist als die Pseudo-Wahrheit irgendeiner alten oder neuen Hypothese. Gewiß überschätze ich nicht unsere Überlieferung; aber ich kann mich doch nicht zu dem Glauben verstehen, daß man „erst dann bei der richtigen Quellenauffassung ist, wenn man völlig entschlossen

ist, jeder einzelnen Wendung, auch wenn sie zunächst gar nicht verdächtig erscheint, das äußerste Mißtrauen entgegenzubringen".

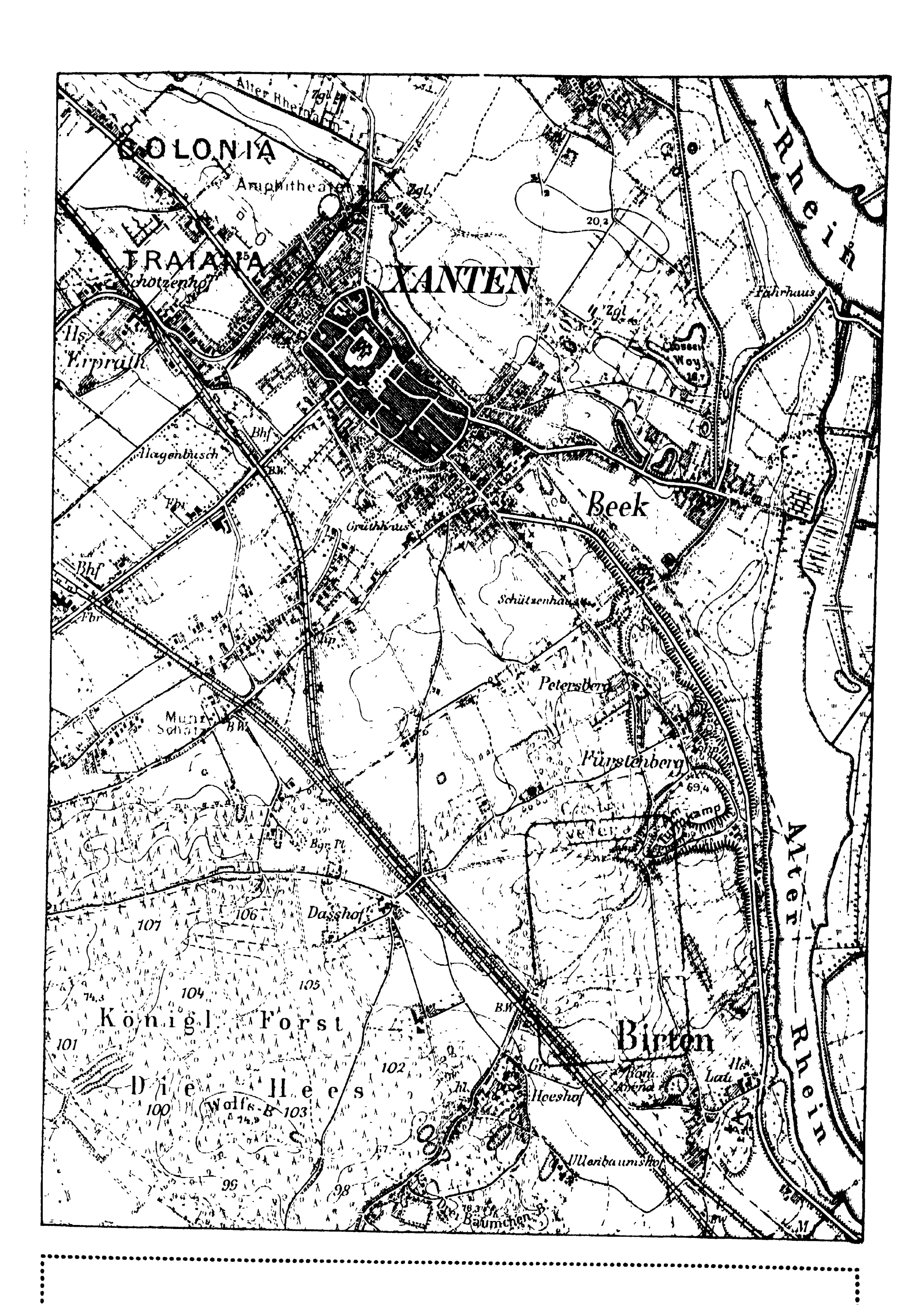
In die Jahre der Vorbereitung des großen Angriffskriegs wird man die Gründung der beiden Rheinfestungen setzen dürfen, die der Ausgangspunkt aller folgenden Feldzüge wurden: Castra Vetera (Xanten), gegenüber der Lippemündung (Karte II und Abb. 4, vgl. auch 14), und Mogontiacum (Mainz), gegenüber der Mainmündung (Karte IV und Abb. 89f., vgl. auch Abb. 6f.). Lippetal und Maintal sollten für Roms Legionen die Einfalltore sein, wie sie als Ausfalltore den Germanen, Sugambrern und Chatten, gewiß schon gedient hatten. Daß Augustus das untere Lager angelegt habe, sagt Tacitus ausdrücklich; von dem oberen ist das nicht bezeugt, und es könnte vielleicht schon in die Zeit der Statthalterschaft des Agrippa zurückreichen. Das „neue" Lager ist es jedenfalls nicht, im Gegensatz zu dem „alten" am Niederrhein; denn dessen Name wird gar



Abb. 4. Blick auf die Höhe von Vetera von Südosten.
Nach einer Photographie von Dr. Paul Steiner. (Zu Seite 14.)

nicht das bedeuten, was die Volksetymologie ihn wohl schon früh bedeuten ließ: „loco Vetera nomen est"*) sagt Tacitus, wo er des Lagers zum erstenmal gedenkt; den Namen, der an dem Ort haftete, wird man auf das römische Lager übertragen und dann bald, als ob er lateinisch wäre, verstanden haben. Vetera und Mogontiacum waren nicht die einzigen großen Rheinlager, und eine ganze Reihe von kleinen Festungen sicherte die Straße, die die Legionslager verband. Mehr als fünfzig Kastelle hätte Drusus, nach Florus, am Rhein erbaut. Es sind Erdlager, von denen über dem Boden nirgends eine Spur sich erhalten konnte, um so weniger, als sie meist an derselben Stelle durch spätere Steinbauten ersetzt wurden, deren Reste aber der in die Tiefe dringende Spaten vor dem geschärften Blick noch mit aller Deutlichkeit bloßlegt. Ein Erdlager war auch das älteste Mogontiacum, zu dem die auf langversperrtem Boden jetzt so erfreulich einsetzende Forschung vordringen muß, ein Erdlager Vetera, ein Erdlager nicht, sondern eine Folge von Erdlagern, wie Lehners ergebnisreiche Grabungen erwiesen haben. Der „rheinische Festungsgürtel" der Drususkastelle, von denen eine ganze Reihe heute nachweisbar ist, die nördlichsten, in Holland, nicht am alten Rhein,

*) Der Ort heißt Vetera.




Karte II. Castra Vetera und Colonia Traiana bei Xanten.
Nach dem Meßtischblatt und den Plänen in den Bonner Jahrbüchern (Band 119) und in P. Steiners Katalog der Xantener Sammlung (1911). (Zu Seite 14.)

sondern auf dem linken Ufer der Waal zu suchen und zum Teil, bei Nymegen und Rossum, wohl auch schon gefunden sind, dieser Festungsgürtel ist von den beiden großen Lagern nicht zu trennen, auch seine Errichtung gehört gleich jenen zu den Vorbereitungen der Offensive und wird zum wenigsten begonnen sein vor dem ersten Feldzug. Nicht minder war der Bau des Kanals, durch den die Rheinflotte in den Flevo-See und so auf dem kürzesten Weg in die Nordsee fahren sollte, gewiß nicht das Werk eines Jahres, wenn es auch wahrscheinlich nur die Kanalisation der Vecht war; und wenn dieser Schiffsweg den Namen des Drusus später trug, so mag vielleicht hier — und ebensowohl bei den Rheinkastellen — nach dem Vollender benannt sein, was schon Augustus begonnen hatte.

Nach dreijährigem Aufenthalt in Gallien war der Kaiser im Jahre 13 v. Chr. nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Zum Statthalter Galliens und Oberbefehlshaber der rheinischen Legionen hatte er den jüngeren seiner beiden Stiefsöhne Nero Claudius **Drusus** ernannt, dem die Legaten der drei gallischen Provinzen, wie die der beiden Rheinheere unterstellt waren. Drusus gab der Organisation der „*tres Galliae*“ den feierlichen Abschluß durch die Einweihung des Altars der Roma und des Augustus in der Hauptstadt Lugudunum, bei dem fortan der gemeinsame Landtag der Provinzen sich versammeln sollte (Abb. 5), und wandte sich noch im selben Jahre zu dem Germanenkrieg, der, längst geplant, gleichfalls ein Abschluß der Organisation Galliens war, jetzt aber auch, angesichts eines neuen Einfalls der Sugambrer, als dringend notwendig erschien.



Abb. 5. Der Altar der Roma und des Augustus in Lugudunum (Lyon).

Die Kriegszüge des Drusus bildeten den Inhalt der letzten Bücher des Livius. Aber diese Quelle ist uns verloren, und wir sind auf den Bericht des Dio Cassius und spärliche Ergänzungen bei anderen Schriftstellern angewiesen.

Der Tag der Einweihung des Augustus-Altars steht fest. Es war der 1. August des Jahres 12 v. Chr., und es fällt schwer, die zwei Feldzüge, die unsere Überlieferung in dieses Jahr setzt, in die kurze Zeit von da bis zum Beginn des germanischen Herbsts, der dem Römer schon als Winter erschien, zusammenzudrängen.

Beim Übergang über den Rhein soll Drusus die Sugambrer geschlagen und dann im eigenen Lande aufgesucht haben: von der Insel der Bataver aus, durch das Gebiet der Usipeter drang er verwüstend ins Sugambrerland ein; schon damals muß er die Lippe überschritten haben. Zum Rhein zurückgekehrt, fuhr er durch die *fossa Drusiana* in die Nordsee, gewann die Friesen und drang bis zu den Chauken vor, in deren Land es ihm, bei überraschend eintretender Ebbe, fast übel ergangen wäre. Das ist alles, was Dio zu sagen hat. Die Besetzung der Nordseeinseln, von denen eine (*Byrchanis* **Borkum**?) mit Gewalt genommen werden mußte, und eine auf der Ems den Brukterern gelieferte Schlacht, wovon ein Zeitgenosse, der Geograph Strabo, gelegentlich spricht, hat man diesem Seezug eingefügt, der als die erste Fahrt eines römischen Feldherrn ins nördliche Meer einen großen Eindruck gemacht hat. Gern würde man auch auf ihn die eindrucksvollen Verse beziehen, in denen Pedo Albinovanus die Schrecken der Ausfahrt ins unbekannte Meer schildert, wenn nicht Seneca, der uns das Bruchstück des Epos aufbewahrt hat, ausdrücklich von Germanicus spräche, worunter doch wohl nur der Sohn verstanden werden kann.

Man wird schwerlich irren, wenn man in diesem Zug die programmgemäße Eröffnung des großen Angriffs, in dem vorausgegangenen Streifzug ins Sugambrerland aber nur ein durch den Angriff der Sugambrer hervorgerufenes Unternehmen sieht, und es liegt nahe, dieses in den Frühsommer zu verlegen, so daß



Abb. 6. Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Steinhalle.
Nach einer Photographie von Professor E. Neeb. (Zu Seite 11.)

die Zeit nach der Feier in Lugudunum ganz für den großen Seezug freibleibt. Wie dieser erste gingen auch alle folgenden Seezüge vom Rhein aus, keiner von Bononia (Boulogne-sur-mer), wie kürzlich behauptet worden ist. Bei Vechten wird der Seehafen gewesen sein, der durch die fossa Drusiana mit dem Flevussee verbunden ward — nach Holwerdas Vermutung identisch mit dem castellum Flevum des Tacitus.

Der Feldzug des folgenden Jahres war zunächst eine Wiederholung jenes ersten: die Usipeter werden unterworfen, und Drusus geht über die Lippe ins Land der Sugambrer; nur hier wird die Überschreitung der Lippe ausdrücklich erwähnt, nur dort wird gesagt, daß der Feldzug von der Batauerinsel seinen Ausgang nahm, vermutlich weil Drusus angesichts der feindlichen Usipeter den Rhein nicht überschreiten mochte.

Die Sugambrer waren gegen die Chatten zu Feld gezogen, und so fand Drusus in ihrem Lande keinen Widerstand und zog weiter gegen die Cherusker. Auch die Weser würde er überschritten haben, wenn nicht die Rücksicht auf die Verpflegung des Heers, die Nähe des Winters und ein ungünstiges Vorzeichen ihn an die Rückkehr gemahnt hätten. Auf dem Rückmarsch wäre er (bei Arbalo, sagt Plinius, und man hat den Namen in der Gegend von Soest wiederfinden wollen), beinahe in einen Hinterhalt gefallen, nur der Übermut der Feinde verwandelt die Gefahr in einen Sieg — wenigstens in der Darstellung des den Drusus verherrlichenden Plinius. Den Feinden zum Trotz errichtete dann Drusus eine Festung beim Zusammenfluß des Elison und Lupias „und eine andere", fügt Dio hinzu, „im Chattenland, am Rhein selbst".

Selten wohl hat ein einzelner kurzer Satz soviel Kopfzerbrechen oder was dem ähnlich sieht verursacht als dieser. Die Lage der „Festung" — absichtlich sage ich nicht „des Kastells", weil das von Dio gebrauchte Wort nach eislich auch ein großes Lager bezeichnen kann — die Lage der Festung zu bestimmen, mußte um so wichtiger erscheinen, wenn man sie mit Recht für identisch hielt mit dem Aliso, das in den späteren Kriegen eine Rolle spielte, nach der seine



Abb. 7. Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Steinhalle.
Nach einer Photographie von Professor E. Neeb. (Zu Seite 11.)

Lage nicht gleichgültig ist für die Auffassung der römischen Feldzugspläne und die Abschätzung dessen, was die Römer in Germanien erreicht haben. Und zu dieser Gleichsetzung mußte doch die Namensähnlichkeit verlocken.

Durch Dio erfahren wir, daß das Drususlager an der Einmündung eines Nebenflusses in die Lippe lag: das ist denn auch wohl nur einmal bestritten worden, obgleich es vor Zweifeln nicht etwa deshalb als gesichert gelten kann, weil Dio es bezeugt. Als wahrscheinlich hat man meist angenommen, daß das Lager da errichtet worden sei, wo Drusus die Lippe überschritt. Als wahrscheinlich hätte man auch annehmen sollen, daß die Festung nicht die feindlichen Sugambrer im Rücken gehabt habe.

Wohl nur ein einziger Forscher, wie gesagt, hat die Identität des Lupias mit der Lippe bezweifelt; das kann füglich unerörtert bleiben. Den Elison aber hat der eine in diesem, der andere in jenem Nebenfluß erkennen wollen, so daß wohl alle erheblicheren Gewässer in Betracht gezogen worden sind: die Alme bei Neuhaus=Paderborn, die Ahse bei Hamm, die Seseke bei Lünen, die Glenne bei Stift Kappel unterhalb Lippstadt, die Stever bei Haltern. Die Tatsache, daß die Flüsse ihre Namen seit der Römerzeit meist behauptet haben — im Gegensatz zu den Gebirgen, von denen nur eines oder das andere in neuerer Zeit den alten Namen sich wieder hat gefallen lassen müssen — berechtigte dazu nach einem Namensanklang zu suchen. Da hat denn den anderen Bemühungen in dieser Richtung (Ahse — Aliso; Liesenbach, Liesborn) die Namensähnlichkeit des Dorfes Elsen bei Paderborn zugunsten der Alme meist den Rang abgelaufen. Aber wenn die Lage bei Neuhaus schon deshalb unwahrscheinlich genannt werden mußte, weil hier das Lager nicht nur die Sugambrer, sondern auch die Brukterer im Rücken gehabt hätte, so schien diese Ansetzung schlechterdings unmöglich zu sein, wenn man Aliso auch in dem von Tacitus genannten castellum Lupiae flumini adpositum erkennen durfte. Im Frühjahr des Jahres 16 n. Chr. zog Germanicus mit sechs Legionen aus, um jenes Kastell zu entsetzen, das von den Germanen belagert



Abb. 8. Museum in Haltern.
Vgl. Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen V, 1909. (Zu Seite 19.)

wurde. Der Mangel des Artikels im Lateinischen ließ Zweifeln Raum. Wenn es heißen sollte „das an der Lippe gelegene Kastell“, so war es Aliso. Hieß es aber „ein an der Lippe gelegenes Kastell“, so brauchte es nicht Aliso zu sein. Im ersten Fall schien die Erzählung einen Anhaltspunkt für die Lage Alisos zu bieten. Denn Germanicus führt seine sechs Legionen von dort zurück an den Rhein, um sie dann auf tausend Schiffen zur Ems und weiter zu Lande zur Weser zu bringen. Wir werden ja sehen, daß diese Feldzüge des Germanicus in der Erzählung des Tacitus mehr Befremdliches bieten; so unsinnig ist aber doch wohl kaum etwas anderes als dieser Rückzug nach dem Rhein, wenn Germanicus mit seinen sechs Legionen weit näher an der Weser als am Rhein stand, wie das der Fall gewesen wäre, wenn die entsetzte Festung bei Paderborn lag. Aliso dürfte — wenn es „das Lippekastell“ wäre! — nur dann so hoch oben im Lippetal angesetzt werden, wenn die bestimmtesten Zeugnisse uns dazu zwängen.

Kein Zeugnis aber zwingt uns, ja keines spricht auch nur mit einigem Gewicht dafür. Weil das Kastell nach der Varusschlacht den Trümmern des Heeres eine Zuflucht bot, soll es nach der Behauptung einiger Forscher, „nicht allzuweit“ vom Schlachtfeld abgelegen haben. Anderen aber beweist die betreffende Erzählung gerade umgekehrt, daß die Festung näher beim Rhein als bei der Unglücksstätte lag. Dem Vorurteilslosen und Vorsichtigen beweist sie nur soviel unzweifelhaft, daß Aliso für die aus der Schlacht Entkommenen auf dem Weg zum Rhein gelegen hat. Nun streiten sich ja aber die Gelehrten noch über die Lage des Schlachtfelds, und der Versuch, die Lage des Kastells nach dem Schlachtfeld zu bestimmen, hat ungefähr ebensoviel Aussicht auf Erfolg als des seligen Freiherrn von Münchhausen Bemühung, sich an seinem eigenen Zopf in die Höhe ziehen — oder das Schlachtfeld nach Aliso zu bestimmen. Nur soviel können wir sagen,

daß die Ansetzung an der unteren oder mittleren Lippe jedenfalls eher zu jeder Lage des Schlachtfelds paßt als die an der oberen.

Längst war auch für Haltern der Anspruch auf den Namen Aliso erhoben worden, und wenn dafür schon früher hier allein Funde aus römischer Zeit angeführt werden konnten, so mußte das Gewicht des Anspruchs erheblich wachsen, als, seit dem Jahre 1899, umfassende Ausgrabungen eine langwährende Besetzung durch die Römer erwiesen, eine Befestigung neben der anderen, eine Befestigung über der anderen aufdeckten (Karten VI u. VII und Abb. 8). Wenn Aliso das einzige Römerlager an der Lippe war, so war es hier gefunden. Aber daß es das einzige gewesen sein sollte, war freilich immer unwahrscheinlich, und daß es nicht das einzige war, ist heute erwiesen. Trotzdem wollen manche Halterns Anspruch auf den Namen für unantastbar halten. Dann müßten die literarischen Zeugnisse eine sehr viel deutlichere Sprache reden.

Das Bild eines Hauptstützpunkts der römischen Feldzüge im Lippegebiet haben die Ausgrabungen bei Haltern von Jahr zu Jahr deutlicher herausgearbeitet und werden ihm auch in Zukunft noch manchen wertvollen Zug hinzufügen. Aber die schriftliche Überlieferung berechtigt uns nicht zu sagen: So und nur so kann Aliso ausgesehen haben. Wohl aber berechtigt sie uns zu sagen, daß das vor einigen Jahren entdeckte zweite große Römerlager an der Lippe Aliso — nicht sein kann, obgleich sein Anspruch auf den Namen anfangs für Haltern höchst bedrohlich schien.

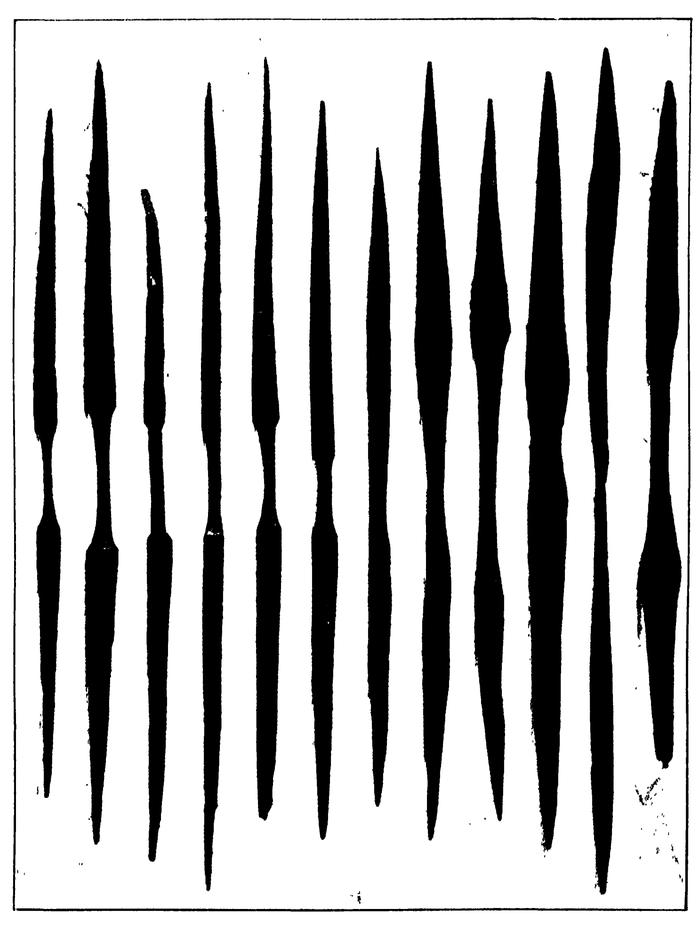


Abb. 9. Pila muralia von Oberaden im Museum zu Dortmund. Nach Jahrbuch des Archäol. Instituts XXIII, 1908, Tafel 2. Auf einigen ist der Name der Centurie eingeschnitten.

Im Jahre 1906 wurde durch den Pfarrer Prein bei Oberaden unweit Lünen, auf dem linken Ufer der Lippe, ein Römerlager nachgewiesen, das für seinen Anspruch auf den berühmten Namen seine Lage in der Gemarkung „Elsey“ anführen konnte (Karte IX und Abb. 9). Aber wenn wir von Aliso überhaupt etwas wissen, so ist es das, daß es zur Zeit des Germanicus bestand und Bedeutung hatte; das Lager von Oberaden aber weisen die Er-

gebnisse mehrjähriger Ausgrabungen, durch die sich die Stadt Dortmund ein großes Verdienst um die Wissenschaft erworben hat, mit aller Bestimmtheit ausschließlich der ältesten Zeit, der Zeit des Drusus zu, als ein gewaltig großes, völlig einheitliches, sichtlich für einige Dauer angelegtes, dann aber sehr bald und ohne daß Zeit und Anlaß zu irgendwelchen Umbauten gewesen wäre, gewaltsam zerstörtes Lager für mindestens zwei Legionen. Am Schluß der Kampagne des Jahres 1911 ist freilich eine weitere, am Lippeufer selbst gelegene Befestigung aufgefunden worden, in der man vielleicht die von den Verfechtern der Aliso-Ansprüche so schmerzlich vermißte „zweite Periode" vermuten könnte, die aber bis jetzt noch keinen Anhaltspunkt für eine spätere Datierung geboten hat und höchst wahrscheinlich nichts anderes ist, als die zu dem großen Lager gehörige Befestigung des Lippeübergangs.

Der einheitliche bisherige Befund verlockt und verpflichtet weit mehr als der verwickelte Befund bei Haltern oder als die Entdeckung eines Lagers bei Kneblinghausen (Karte III auf S. 21), dessen römischer Ursprung wahrscheinlich, aber immer noch nicht durch Fundstücke bewiesen ist, zu einer bestimmten Einordnung in die Geschichte der ersten Feldzüge, und sehr ansprechend erscheint die Vermutung G. Kropatschecks, die in dem Lager von Oberaden das Drususlager am Elison sieht, dieses aber von Aliso trennt, wofür dann nach wie vor Haltern in Betracht kommen könnte.

Die Anlage eines so großartigen Lagers an dieser Stelle bedeutete jedenfalls, daß Drusus hier festen Fuß gefaßt haben wollte, und durch gesicherte Wege und eine ganze Reihe von Stationen muß es mit dem Stützpunkt bei Haltern, der auch damals schon bestanden haben wird, und weiter mit dem Rhein verbunden gewesen sein. Dennoch hat sich das Lager nur kurze Zeit behauptet, und die Funde bezeugen (Abb. 9) uns einen harten Kampf. Wenn wir hören, daß Tiberius wenige Jahre später die Sugambrer auf das linke Rheinufer verpflanzt hat, so ist es in der Tat wieder eine verlockende Vermutung, daß die Zerstörung des an der Grenze der Sugambrer gelegenen und ihnen zum Trotz erbauten Drususlagers dazu den Anstoß gegeben hat.

Durch diese Hypothese entgeht man, wie mir scheint, wirklich allen Schwierigkeiten, und der ähnliche Klang der beiden Namen ist durchaus nicht befremdlich, ihr Unterschied aber doch auch anderseits nicht so unbedeutend.

Der Feldzug des Jahres 11 v. Chr. wurde der Triumphalabzeichen für wert gehalten; man schätzte seinen Erfolg also in Rom nicht gering ein. Hatte Drusus im Jahre zuvor die ganze Nordseeküste bis zur Wesermündung, wie es scheint, gewonnen, so war dieser Zug der erste Schritt zur Eroberung des Binnenlands, und daß dieser Schritt nicht vergeblich getan zu sein schien, geht schon daraus hervor, daß Drusus im folgenden Jahr sich nicht wieder an die Lippe begab, sondern von einer dritten Seite die große Aufgabe anfaßte.

Soviel wenigstens erfahren wir, daß der Feldzug des dritten Jahres gegen die Chatten gerichtet war. Gewiß ging er von Mainz aus, und es gehört in seinen Zusammenhang das „Kastell" im „Chattenland am Rhein selbst", das Dio neben dem an der Lippe nennt. „Am Rhein selbst" — das braucht nicht zu heißen: „unmittelbar am Ufer des Stroms", und das Kastell kann sehr wohl dasselbe sein, das nach Tacitus „in monte Tauno" lag und von Germanicus wieder aufgebaut wurde. Man sucht es heute bei Höchst, von wo das Tal der Nidda zu der Senke zwischen Taunus und Vogelsberg führte und „die von der Natur vorgezeichnete Operationslinie" bildete, während die Schiffbarkeit des Mains allerdings erlaubt hätte, den Waffenplatz, der dem von Haltern entsprach, viel weiter vorzuschieben.

Beim vierten Jahre läßt die unverkennbare Größe des Erfolgs uns die Kürze des erhaltenen Berichts ganz besonders bedauern. Bis zur Elbe ist, nach Dio, Drusus gelangt und hat an ihrem Ufer ein Siegesdenkmal errichtet. Durch das Gebiet der Chatten, Sueben, Cherusker, dann über die Weser hätte ihn der

Weg geführt. Daß der Feldzug wieder von Mainz ausging, wird danach nicht zweifelhaft sein; bezweifeln aber möchte man, ob die hier genannten Sueben wirklich zwischen Chatten und Cheruskern wohnten, oder ob etwa Drusus die Werra (die man von der Weser gewiß nicht unterschied) überschritt und erst jenseits das Gebiet der Cherusker erreichte: dann könnten die Sueben wohl die Hermunduren sein.

Die Erscheinung eines übermenschlichen Weibes sollte dem Drusus den Übergang über die Elbe gewehrt und zugleich sein nahes Ende geweissagt haben. Ein Sturz mit dem Pferde wurde auf dem Rückweg der Anlaß seines frühen Todes. Wenn Strabo sagt, daß zwischen Saale und Rhein den Drusus das Unglück traf, so darf man daraus wohl schließen, daß er von der Elbe im Saaletal aufwärts den Weg genommen hatte, vielleicht um an der Unstrut her zur Weser zu gelangen. Man hat vergeblich nach dem Sommerlager gesucht, in das der Verwundete gebracht wurde, und dem sein Tod den Beinamen „scelerata" eingebracht haben soll. Die zweihundert „milia passuum", die Tiberius durchs Barbarenland reiste, um den Bruder dort sterbend zu finden, sagen uns um so weniger, als wir nicht einmal wissen, von wo aus sie gerechnet sind, von Mainz aus könnten sie wohl bis ins Tal der Unstrut führen. Das Winterlager, in das die Leiche gebracht wurde, war gewiß nicht Vetera, sondern Mainz. Hier gab es




Karte III. Das Lager bei Kneblinghausen. (Zu Seite 20.)

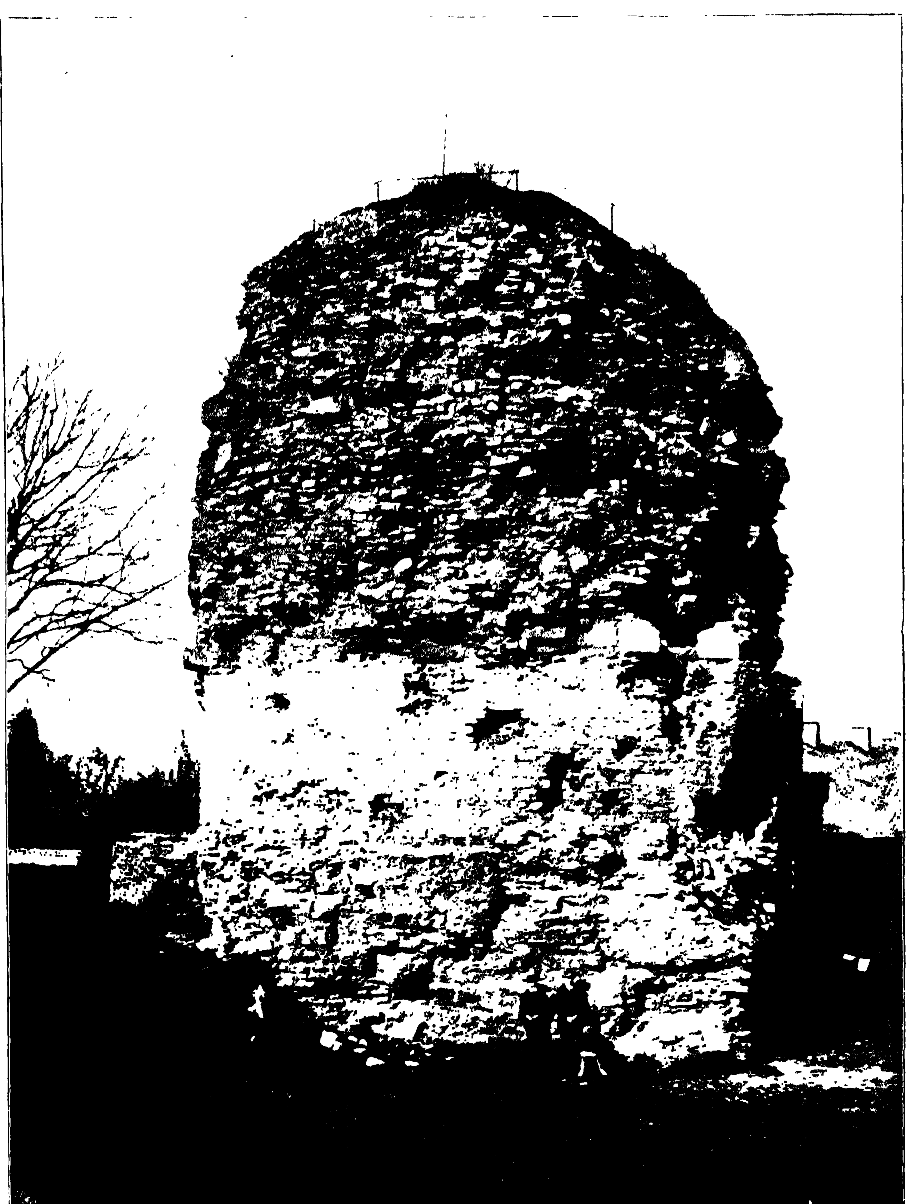


Abb. 10. Der Eigelstein in Mainz. Vgl. Mainzer Zeitschrift I, 1906, S. 20 f. (Auch zu Seite 128.)

ein Denkmal des Drusus (vgl. Abb. 10) — sicherlich identisch mit dem „am Rhein“ errichteten Kenotaph, dem „tumulus honorarius“, bei dem alljährlich das Gedächtnis des Feldherrn gefeiert wurde. Die „ara“ des Drusus bei dem Lippekastell, um derentwillen allein man den Rückweg über Aliso nach Vetera hat gehen lassen, kann dem Gründer des Kastells errichtet worden sein, auch ohne daß er hier starb.

Berechtigt war der Ehrenname „Germanicus“, den der Senat dem Toten verlieh, und der auf seinen Sohn übergegangen ist, wohlverdient der Ehrenbogen,

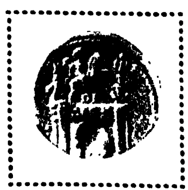


Abb. 11. Münze mit dem Triumphbogen des Drusus und der Inschrift: de Germ(anis)

den wir auf Münzen mit dem Bildnis des Drusus und der Inschrift „de Germanis“ abgebildet sehen, und der vielleicht noch, durch Umbau und Zerstörung entstellt, in dem Bogen über der Via Appia erhalten ist (Abb. 11).

Wenn Titus Livius wirklich sein großes Werk „ab urbe condita“ mit dem Jahre 9 v. Chr. schließen ließ und die letzten vier Bücher fast ganz mit der Erzählung der Taten des Drusus füllte, so muß er wohl das für einen glänzenden, der stolzen Geschichte Roms würdigen Abschluß gehalten haben, und wenn Plinius, als er zwanzig Bücher „bellorum Germaniae“ verfaßte, vorgab, dazu durch den ihm im Traum erschienenen Drusus veranlaßt zu sein, der ihn bat, sich seines Andenkens anzunehmen, so beweist diese Anekdote wohl weniger, daß dieses Andenken wirklich in Gefahr war, als daß Drusus eben „der Held“ der germanischen Kriege war.

Was ist unsere Überlieferung im Vergleich zu jener, die wir besitzen könnten! Und dennoch läßt sie uns den Erfolg der vier Feldzüge noch ahnen und läßt uns auch noch erkennen, daß in diesen Feldzügen ein System lag, das den Erfolg verdiente und seine Dauer verbürgte – mehr, so will uns scheinen, als in den späteren Kriegszügen des Sohnes.

Deshalb ist auch die Nachricht des Florus nicht unglaublich, nach der Drusus wie am Rhein auch an der Weser Kastelle errichtet hätte. Neben der Weser wird freilich die Elbe genannt, und ein Kastell wenigstens an der Mündung der Elbe ist keineswegs unglaublich; die Ems aber, für die es kaum bezeugt zu werden brauchte, ist erst durch Änderung in den Text gebracht worden, während die überlieferte Mosa (Maas) doch nicht so unmöglich ist vereinigt sich doch sogar die Waal (s. oben S. 15f.) zuletzt mit der Maas , um eine Textesänderung berechtigt erscheinen zu lassen.

Durchaus nicht unwahrscheinlich ist es, daß Tiberius als des Bruders Erbe in weiteren zwei Jahren es soweit gebracht hat, daß Germanien wenigstens bis zur Weser „fast“ als Provinz gelten konnte: „sic perdomuit eam, ut in formam paene stipendiariae redigeret provinciae.“

⊠ ⊠ ⊠

Bietet uns schon für diese beiden Jahre unsere Überlieferung fast nichts, so werden wir uns nicht wundern, daß sie vollends verstummt für die Zeit, in der kein kaiserlicher Prinz in Germanien Lorbeeren pflückte. Der Statthalterschaft des Tiberius hatte ein Zerwürfnis mit Augustus ein Ende gemacht und erst nach zehn Jahren kehrte der Verbannte von Rhodos, nun als Adoptivsohn seines Stiefvaters, an den Rhein zurück. Inzwischen hatte L. Domitius, der zuvor von der Donau her bis zur Elbe und darüber hinaus vorgedrungen war — weiter als je vor ihm ein römischer Feldherr den dort erworbenen und durch die Triumphalabzeichen belohnten Ruhm im Chattenland nicht bewährt, und vielleicht außer den nach ihm benannten Moorbrücken (s. unten S. 39f. u. 136) kein dauerndes Andenken in Germanien hinterlassen, hatte gar M. Vinicius so bestanden, daß selbst der schmeichelhafteste Ausdruck, den Velleius dem Enkel gegenüber gewiß gewählt hat, den Mißerfolg nicht verbirgt. Es bedurfte der kräftigen Hand des Tiberius.

Wenn der erste Feldzug (4 n. Chr.) bis in den Dezember ausgedehnt wurde, und dann das ganze Heer mitten in Germanien das Winterlager aufschlug, so ist das ein Zeugnis zugleich für den Nachdruck, mit dem der Krieg geführt werden mußte, und für den Erfolg, mit dem er geführt wurde. Das Winterlager des Tiberius, das einzige rechtsrheinische Winterlager eines großen Heeres, von dem uns die literarische Überlieferung wissen läßt, gehört auch zu den Träumen der Lokalforscher. Leider ist das Suchen dadurch erschwert, daß der Text des Velleius verderbt oder doch durch eine beabsichtigte Verbesserung beunruhigt ist: „ad caput



Abb. 12. Lage von Carnuntum von der Prätentura des Lagers aus.
Nach einer Photographie von J. Wortlik.

Juliae fluminis“ stand in der einzigen, nun verlorenen Handschrift, auf der unser Text beruht; „ad caput Lupiae“ pflegt man seit Jahrhunderten zu lesen, aber noch heute gibt es Verteidiger der ursprünglichen Überlieferung und Bächlein, die die Anwartschaft auf den Namen „Julia“ geltend machen.

Brukterer, Cherusker, Chauken unterwerfen sich, Völker, die vorher nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, beugen sich vor Roms Macht. Bis zur Elbe führt Tiberius die Legionen; in die Elbe fährt eine römische Flotte ein, und den Eindruck solcher Erfolge soll die Erzählung widerspiegeln von dem alten Germanen, der in seinem Einbaum über die Elbe fährt, um den großen Cäsar in scheuer Ehrfurcht zu betrachten, und den Tag, an dem ihm das vergönnt ist, für den schönsten seines Lebens hält.

Das folgende Jahr sollte den Sieg vollenden. Des Tiberius Vordringen bis zur Elbe war kein vereinzelter flüchtiger Vorstoß wie der des Drusus. Die Grenze sollte behauptet werden, und von Tiberius dürften wir glauben, was von Drusus gesagt wird, ja wir müssen es glauben ohne Zeugnis, daß er auch an der Elbe Kastelle errichtet hat. Ohne solche Stützpunkte, mindestens einen an der Elbmündung, würde die Flotte sich schwerlich im nächsten Jahre noch über die Elbe hinausgewagt haben, während die Legionen auf einem weit entfernten Kriegsschauplatz den angeblich letzten noch unbesiegten Germanenstamm niederwerfen sollten. Auf der nordischen Halbinsel entdeckte man Abkömmlinge der alten Cimbern, und die Gesandtschaft des einst so gefürchteten Volkes hält Augustus der Erwähnung in seinem Rechenschaftsbericht für wert. Von zwei Seiten sollten die Markomannen umklammert werden, die der Vorschiebung der Grenze von der Donau nach der Elbe im Weg standen. Sentius Saturninus, schon in den vorigen Feldzügen des Tiberius wackerer Helfer, sollte vom Rhein her durchs Chattenland, mainaufwärts gewiß, gegen das Reich des Marbod vorgehen, während Tiberius selbst von der Donau her, von Carnuntum (Karte XI u. Abb. 12f., vgl. auch Abb. 27f.) aus, den Angriff führte. Schon waren beide Heere der Vereinigung nah und dem Feind nicht mehr fern, als den Tiberius ein Aufstand in Pannonien und Dalmatien zurückrief. Und als diese Empörung nach jahrelangem Ringen, mit der unerhörten Machtentfaltung von fünfzehn Legionen, endlich niedergeworfen war, fiel in die Siegesfreude Roms die Schreckensnachricht von der Vernichtung dreier Legionen im Teutoburger Wald. Wir können den Eindruck der Botschaft um so eher nachempfinden, als für uns nach dem glänzenden Bild von Tiberius' siegreichem Erscheinen an der Elbe die Niederlage des Varus die erste Kunde ist, die aus Germanien kommt.

Die Varusschlacht! Mag dem Patrioten bei dem Namen die Brust schwellen: dem Geschichtsschreiber muß der Mut sinken beim Gedanken an so manche Bemühungen seiner Vorgänger um dieses Ereignis! Mit Beschämung gedenkt er der alten Kollegen, die es so ungenau, mit Beschämung vieler neuen, die es so genau erzählt haben, so mancher wohlgemeinten Schriftstellerleistung, der



Abb. 13. Amphitheater von Carnuntum. Nach einer Photographie von J. Bortlik.

man kein besseres Motto geben könnte als Scheffels Vers: „In Westfalen trank er viel, drum aus Nationalgefühl hat er's angefertigt." Die Literatur über die Varusschlacht, im Jubiläumsjahr wieder unheimlich gewachsen, zum Glück aber auch durch eine wertvolle kritische Übersicht (von E. Wilisch) bereichert, fällt meist zusammen mit der über das Kastell Aliso, aber sie hat vor ihr doch einen Vorzug: man kann ihr eher aus dem Wege gehen.

Das klingt wohl manchem sonderbar, und dennoch ist es wahr.

Was an der Varusschlacht groß und wichtig ist, darüber besteht kein Streit und keine Unklarheit. Ob Varus aber bei Detmold oder bei Barenau, im Arnsberger Wald oder bei Iburg geschlagen worden ist, ob seine Schuld etwas größer oder geringer war, das ist im Grunde gleichgültig. Ob Aliso hingegen bei Paderborn oder bei Haltern gelegen hat, das ist nicht gleichgültig. Denn ganz anders als in jenem Fall erscheint in diesem, was die Römer gewollt und erreicht haben.

Indessen gedenke ich nicht, mich jeder Erörterung der Varusschlacht unter diesem Vorwand zu entziehen. Was für die Geschichte ohne Bedeutung ist, kann für die Beurteilung der Geschichtsüberlieferung und die Methode der Geschichtsforschung dennoch Bedeutung haben. Wir fragen nicht, wo Varus geschlagen wurde; aber wir fragen, wie es kommt, daß diese Frage noch immer beantwortet und noch immer verschieden beantwortet wird, wie es kommt, daß diese Frage auch Theodor Mommsen beantwortet hat, ohne der letzte zu sein.

Wir besitzen zwei Berichte, den ausführlicheren des Dio Cassius, den kürzeren des Florus, die sich in wesentlichen Dingen zu widersprechen scheinen. Der Zeitgenosse Velleius hat uns leider die ausführliche Schilderung der Katastrophe, die er in Aussicht stellt, nicht hinterlassen, und seine erhaltene, im Vergleich zum Umfang seines ganzen Werks immerhin eingehende Äußerung ist zu rhetorisch gehalten, als daß sie als Bestätigung für den einen oder den anderen Bericht angesehen werden könnte. Mit der verschiedenen Bewertung dieser Berichte beginnt schon die Uneinigkeit der Forscher.

Nach Dio ward Varus mit Arglist ins Innere Germaniens, bis an die Weser gelockt, in Sorglosigkeit gewiegt, dann durch die Kunde von einer fernen Empörung geschreckt, zum Aufbruch bewogen, auf dem Marsch überfallen. Mehrere Tage hätte der Kampf sich hingezogen, in dem die Schwerfälligkeit des mit endlosem Troß belasteten Heerzugs sich mit der Ungunst des Geländes und des Wetters verband, um die Römer in Nachteil zu setzen, bis die Verzweiflung des Feldherrn schließlich das Verderben vollendete.

Nach Florus hingegen wäre Varus im Lager selbst überfallen worden. Während er ahnungslos dem Amt des Richters oblag, wäre das Lager — die größte Schmach für den Feldherrn! — von den Germanen gestürmt worden.

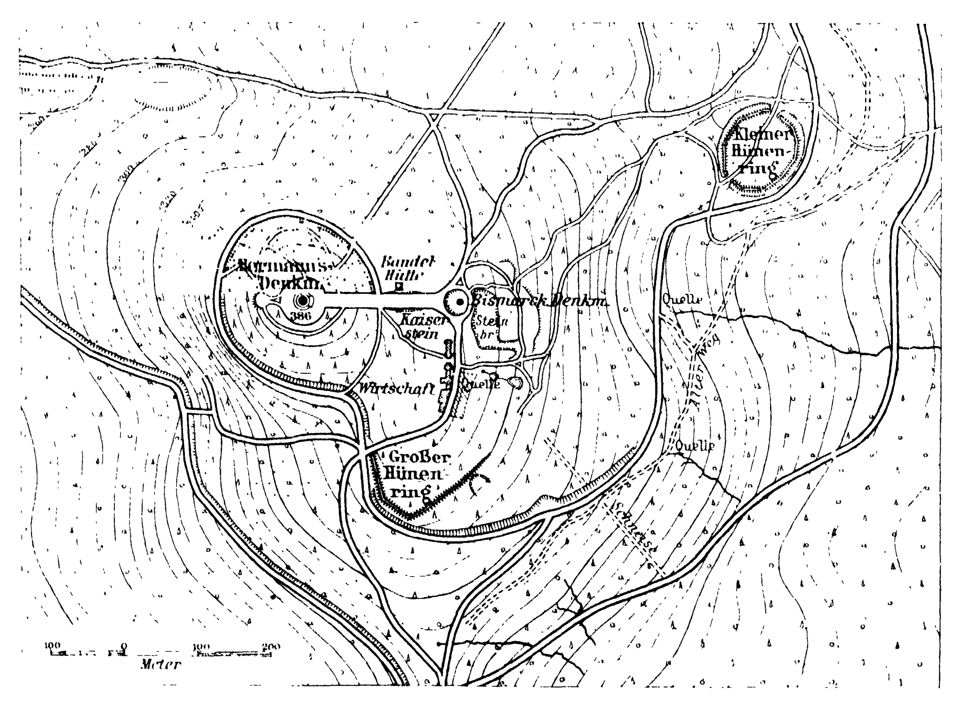
Diese Schilderung erklärte Mommsen für ein aus der Überlieferung willkürlich verfertigtes „Tableau"; in Dios Erzählung sehen andere eine zum Bericht an den Senat offiziell zurechtgemachte beschönigende Darstellung des

nur in der Erzählung des Florus in seiner ganzen Schimpflichkeit erkennbaren Hergangs.

Zur Ortsbestimmung, die ja länger und mehr als der Hergang selbst die Gemüter erregt hat, bietet Florus gar keinen, Dio fast keinen Anhaltspunkt. Das Sommerlager des Varus wäre ja nach Dio im Cheruskerland in der Nähe der Weser zu suchen und wird gewiß noch einmal gefunden — nicht von den Strategen, sondern von den Archäologen hoffentlich! Damit aber wird der Ort der Schlacht noch nicht gegeben sein.

„Schluchtenreiche Berge" und „schwer gangbare Wälder" charakterisieren die Gegend nicht genügend; unter einer „Enge" (στενοχωρία) kann man sich auch mancherlei vorstellen. Sümpfe, von denen Velleius und Florus sprechen, werden von Dio trotz der Ausführlichkeit seiner Schilderung nicht erwähnt. Daß sich nach Dio das ganze Heer auf dem Marsch befand — vielleicht das Befremdlichste an seiner Erzählung! — hat man dadurch erklärt, daß es der Marsch vom Sommer- zum Winterlager gewesen sei, der nur infolge jenes Aufstands auf einem Umweg vor sich ging. Das Winterlager nimmt man am Rhein an, obgleich vielleicht auch das nicht einmal durchaus sicher ist, da gerade Dio sagt, daß zu jener Zeit, wie der Überlieferung nach zuerst fünf Jahre zuvor, vielleicht aber auch schon früher (s. S. 20), die Truppen auch in Germanien überwinterten. Vollends für die Richtung des Umwegs haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt. Mehr also sagt uns Dio nicht, als „in waldigen Bergen zwischen Weser und Rhein". Das ist wahrlich wenig. Im Cheruskerland ereignete sich nach Strabo die Katastrophe.

Einzig und allein Tacitus bietet einige genauere Angaben. Als Germanicus im Jahre 15 n. Chr. mit seinem Heer zwischen Ems und Lippe stand, „am Ende des Brukterergebiets (ad ultimos Bructerorum)", war nicht fern das „Teutoburger




Karte V. Umgebung der Grotenburg bei Detmold.
Nach Schuchhardt, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen, Heft VII, Blatt LV (Zu Seite 28.)

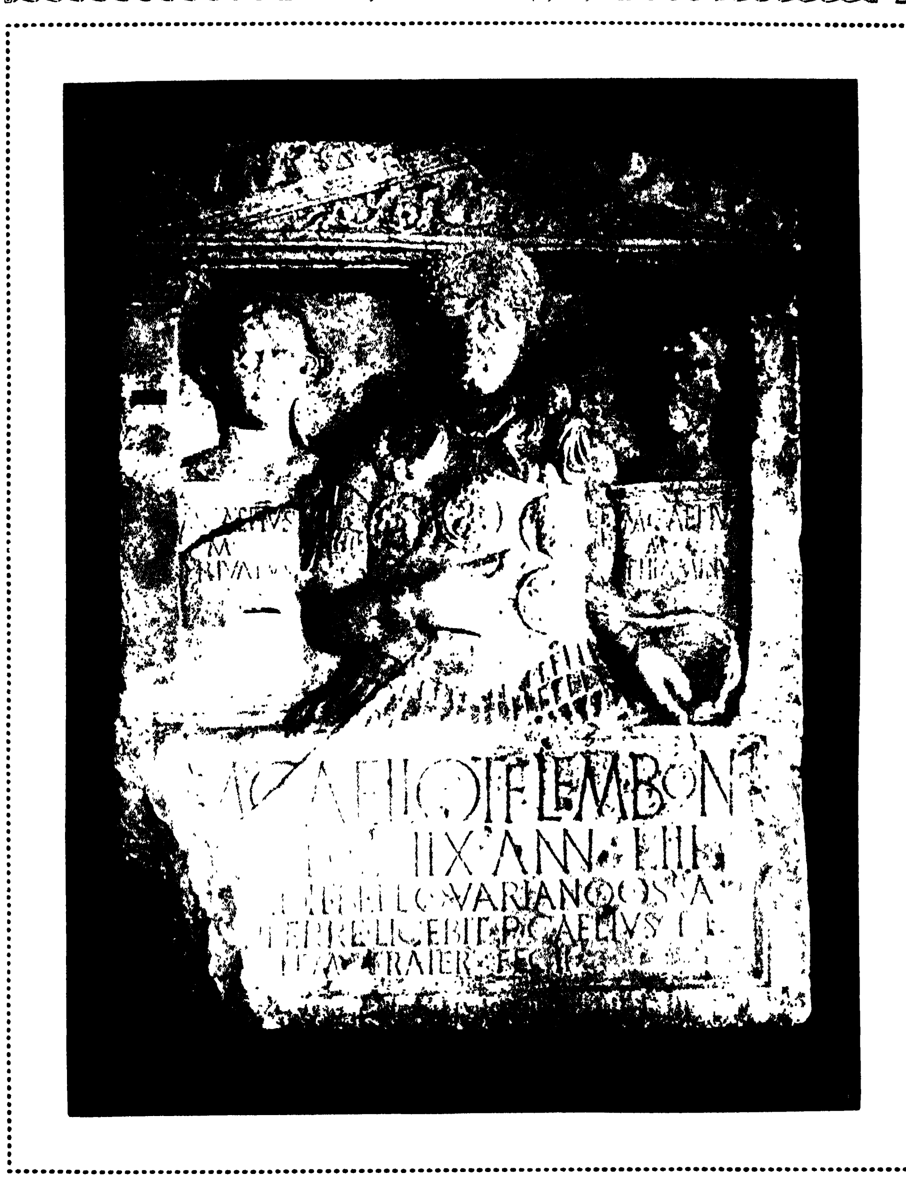


Abb. 11. Grabstein vom Kenotaph des in der Varusschlacht gefallenen Caelius. Im Museum zu Bonn. (Zu Seite 30.)

Waldgebirge", in dem die Gebeine der Legionare des Varus unbestattet lagen. Auf dem Weg dahin gab es dunkle Wälder („occulta saltuum"), Sümpfe und Moore („paludes" und „fallaces campi"). Am Ort des Unglücks selbst gab es Bäume, und Haine waren in der Nähe.

Zwischen Münster und Paderborn müssen die „ultimi Bructerorum" gewohnt haben. Der „saltus Teutoburgiensis" wird der Höhenzug sein, der dieses immerhin noch recht weite Gebiet im Nordosten begrenzt; aber die südöstlichen und südlichen Berge wären höchstens dadurch ausgeschlossen, daß sie wahrscheinlich nicht mehr zum Gebiet der Cherusker gehörten — wenn die Katastrophe durchaus dort statt-

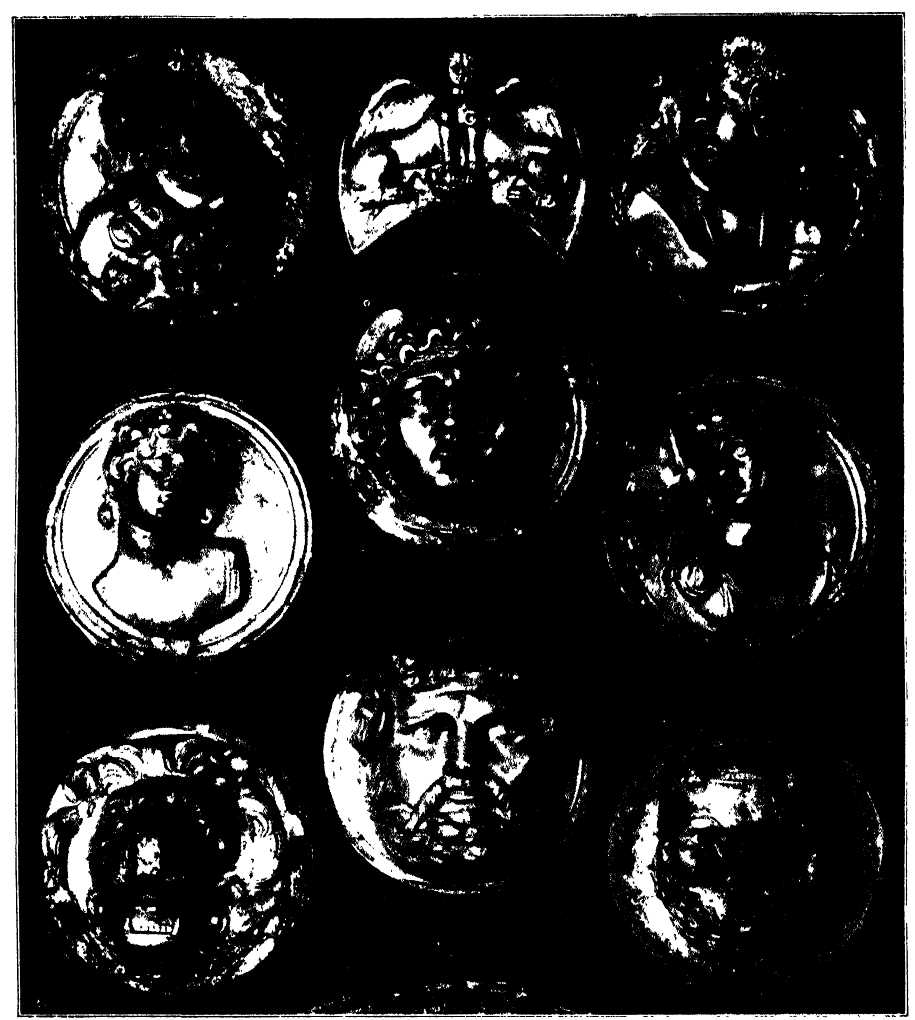


Abb. 15. Die Lauersforter Phalerae. Ordenszeichen eines römischen Offiziers.
Im Besitz S. M. des Kaisers, aufbewahrt im Antiquarium der Königl. Museen zu Berlin.
Für die Art der Anbringung vgl. Abb. 11 u. 74. (Zu Seite 97 f.)

fand, und welchem Teil nun gar des langgestreckten Osning der sicher von einer „Teutoburg“ entnommene Name zukommt, welchem nicht, wie weit der Name etwa gereicht haben kann, ist völlig unbestimmbar, selbst wenn es nach neuesten örtlichen Untersuchungen gar nicht mehr bezweifelt werden könnte, daß die Grotenburg bei Detmold wirklich die Teutoburg ist. Es haben aber doch die Untersuchungen Schuchhardts, wenn man sich überhaupt auf sie verlassen darf, und nicht der Skeptizismus Weerths und Dragendorffs recht behält, jedenfalls nur das nachgewiesen, daß eine altgermanische Volksburg sich hier befunden hat, für deren Benennung wir nach wie vor auf die Beweise des alten Clostermeyer angewiesen bleiben würden (Karte V auf S. 26).

So resigniert wie ich haben wohl noch nicht viele die Frage nach der Örtlichkeit der Varusschlacht angesehen — von denen wenigstens, die darüber geschrieben haben —, und ich bekenne gern, daß ich sehr viel lieber Delbrücks an-

schauliche und in sich ganz wahrscheinliche Schilderung des Hergangs (Gesch. d. Kriegskunst II² S. 59f. und die „Rechtfertigung" S. 80f.) wiederholen würde, wenn es nicht dem Ton dieses ganzen Buchs allzusehr widerspräche, das Mögliche als tatsächlich hinzustellen. Ich bin auch darauf gefaßt, von dem streitbaren Entdecker sämtlicher Varuslager und Moorbrücken der „Denkträgheit" und „Gedankenlosigkeit" geziehen zu werden, „die hinter der Ausflucht sich verbarg, es sei auf Grund der literarischen Quellen kein Ergebnis zu gewinnen". Dennoch haben sich schon manche in der Erkenntnis der Unzulänglichkeit der literarischen Quellen nach anderen Anhaltspunkten umgesehen. Einige schöpften beruhigende Gewißheit aus der Tiefe strategischer Erwägungen. Einem einzigen gab ein Gott, nicht nur die Sprache der Schriftzeugnisse allein völlig und unzweifelhaft zu verstehen, sondern auch mit der Wünschelrute dieses Verständnisses – nicht Verborgenes dem Boden zu entreißen, sondern das seit 1900 Jahren offen Daliegende zu finden. Andere endlich schauten nach bescheideneren Funden aus, und solche Funde sind es vornehmlich, die der nach Mommsen, als ihrem berühmtesten Vertreter, genannten Ansetzung der Schlacht in neuerer Zeit besonderes Ansehen verschafft haben, der Ansetzung in der Gegend von Bramsche nördlich vom Wiehengebirge.



Abb. 16. Schale aus dem Hildesheimer Silberfund.
Vgl. E. Pernice und F. Winter, Der Hildesheimer Silberfund (Berlin, G. Reimer, 1901). (Zu Seite 30.)

Auffällig ist in der Tat die Menge augusteischer, wohlerhaltener Münzen, die in der Sammlung der Gutsherren von Barenau als in der Umgebung gefunden vereinigt sind, und sie fordert zu einer besonderen Erklärung auf. Zwar darf man nun gegen Mommsens Erklärung nicht füglich einwenden, daß auf einem Schlachtfeld vor allem Waffen gefunden werden müßten; denn manches verrostete Eisenstück kann im Laufe der Jahrhunderte achtlos beiseite geworfen worden sein, während die kostbareren Münzen gerettet wurden. Aber dennoch ist Mommsens Erklärung, solange die Münzfunde allein stehen, gewiß nicht die einzig mögliche, und diese Lage des Schlachtfeldes mit des Tacitus Angaben nicht eben besonders gut vereinbar.

Neuerdings hat die Verlegung der Katastrophe in den Arnsberger Wald durch die Berufung auf zahllose Grabhügel, in denen man die Gebeine der Gefallenen beigesetzt denkt — obgleich Tacitus freilich nur von einem einzigen Tumulus spricht – ein Ansehen gewonnen, zu dem sie es sonst schwerlich gebracht hätte. Leider hat die vom Sauerländischen Gebirgsverein dankenswert veranlaßte Untersuchung der Grabhügel bisher weder eine Rechtfertigung noch eine Widerlegung jener Deutung gebracht.

Können wir überhaupt von Funden eine Entscheidung erwarten? Ja, wenn — die Richtigkeit der Schilderung des Florus einmal vorausgesetzt — ein Lager der augusteischen Zeit gefunden würde, das Raum für drei Legionen böte und



Abb. 17. Krater aus dem Hildesheimer Silberfund, s. zu Abb. 16.

die Spuren des plötzlichen Überfalls trüge, wie sie zum Beispiel bei dem Limeskastell von Niederbieber nachgewiesen worden sind, oder wenn, nach Dios Schilderung, auf eine Strecke von Meilen Spuren des auf dem Marsche angegriffenen Heeres, dazwischen Reste der Lager sich finden würden — nicht nur nach der Ansicht des Entdeckers finden würden! Oder wenn jenen Grabhügeln im Arnsberger Wald ein beredtes Zeugnis abgezwungen würde — dann könnte das Gespenst der Varusschlacht noch einmal zur Ruhe kommen. Es könnten Funde noch einmal für Dio oder für Florus entscheiden — es könnten! Aber die Tatsache, daß von den römischen Wällen und Gräben bei Haltern nichts über dem Boden zu sehen war, lehrt uns doch wohl, daß die Aussicht gering ist, nach neunzehn Jahrhunderten etwa ein Lager noch über der Erde erkennbar zu finden, das bereits nach sechs Jahren einen halbeingefallenen Wall und flachen Graben hatte („semiruto vallo, humili fossa", sagt Tacitus). Doch die Erfolge von Haltern lassen uns andererseits auch die Hoffnung, daß die methodische Verfolgung dieser Spuren allmählich auch für die Suche nach dem Schlachtfeld den Kreis der Möglichkeiten einschränkt, und deshalb stehe am Schlusse dieser für manchen Leser gewiß zu skeptischen Erörterung nicht „ignorabimus", sondern nur „ignoramus".

Schon alt ist die leider unbeweisbare Vermutung, daß uns in dem Hildesheimer Silberschatz das Tafelgeschirr des Varus erhalten sei; aber größeres Gewicht und neuen Reiz hat ihr die auf den tatsächlich unvollständigen Bestand des Tafelgeschirrs gegründete weitere Vermutung Seecks verliehen, wonach wir darin den Beuteanteil des Arminius besäßen. Zur örtlichen Bestimmung der Schlacht kann dann freilich der Fundort des Schatzes um so weniger helfen (Abb. 16—18).

Zweifellos dagegen ist der Zusammenhang mit der Varusschlacht bei dem Bonner Grabstein des Caelius (Abb. 14). Er ist einstweilen das einzige, was uns Anschauliches von der Varusschlacht übrig geblieben ist. „Cecidit bello Variano" („er ist gefallen in der Varusschlacht") steht unter dem Bilde des Centurio, der im Schmuck seiner Orden dargestellt ist, und dazu die Worte: ossa inferre licebit („es soll erlaubt sein die Gebeine beizusetzen") — d. h. die Gebeine, die auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben, sind, falls sie einmal gefunden werden sollten, beizusetzen

in dem Kenotaph, den die Pietät der Hinterbliebenen für Caelius errichtet hat.

Nur dem Herzen des Lokalforschers kann jenes Eingeständnis der „Denkfaulheit" schwer werden. Dem Weiterblickenden sind die Hauptfragen, wie ich schon sagte, nicht die nach Ort und Verlauf der Schlacht. Viel wichtiger sind ihm die Fragen: Was bedeutete die Schlacht für Rom? Und was für die Germanen? Was ging verloren? Was ward gewonnen?

Gar wenig ist es, was wir wissen von der Stellung der Römer vor der Katastrophe, von dem Zustand Germaniens um diese Zeit; — nichts, wenn wir dem Zeugnis des Dio nicht vertrauen wollten!



Abb. 18. Humpen aus dem Hildesheimer Silberfund. Gallische Arbeit. (Zu Seite 30.)

Wir sahen den Tiberius siegreich an der Elbe, und wir dürfen glauben, daß im Jahre 6 nach Christus wieder erreicht war, was für das Jahr 6 vor Christus Velleius mit den Worten bezeichnet: „Fast war Germanien zur Provinz geworden." Einige Teile besaßen, nach Dio, die Römer, aber nicht im Zusammenhang, sondern je nachdem sie gerade unterworfen worden waren. Ihre Soldaten lagen in Germanien auch im Winter, und Städte wurden gegründet. „Die Barbaren wurden der Kultur gewonnen und gewöhnten sich an den friedlichen Verkehr. Aber sie hatten darum doch nicht ihrer Väter Sitten vergessen, nicht den heimischen Brauch, das freie Leben und die auf den Gebrauch der Waffen gegründete Macht. Deshalb ließen sie sich wohl eine allmähliche und behutsame Umwandlung gefallen; empfanden die veränderte Lebensweise nicht als lästig und wurden unmerklich selbst andere. Als aber Quintilius Varus den Oberbefehl in Germanien übernahm und nun gewaltsamen Wandel schaffen wollte, als er wie Unfreien ihnen gebot und wie Untertanen ihnen Steuern auflegte, da ließen sie sich das nicht gefallen. Die Vornehmen wollten ihre Stellung nicht einbüßen, das Volk aber wollte jedenfalls nicht fremden Herren gehorchen." Angesichts der zahlreichen römischen Truppen am Rhein und im Lande selbst scheuten sie sich vor offenem Abfall und gingen lieber den Weg heimlicher Verschwörung. So kam es denn zu der Katastrophe des Varus.

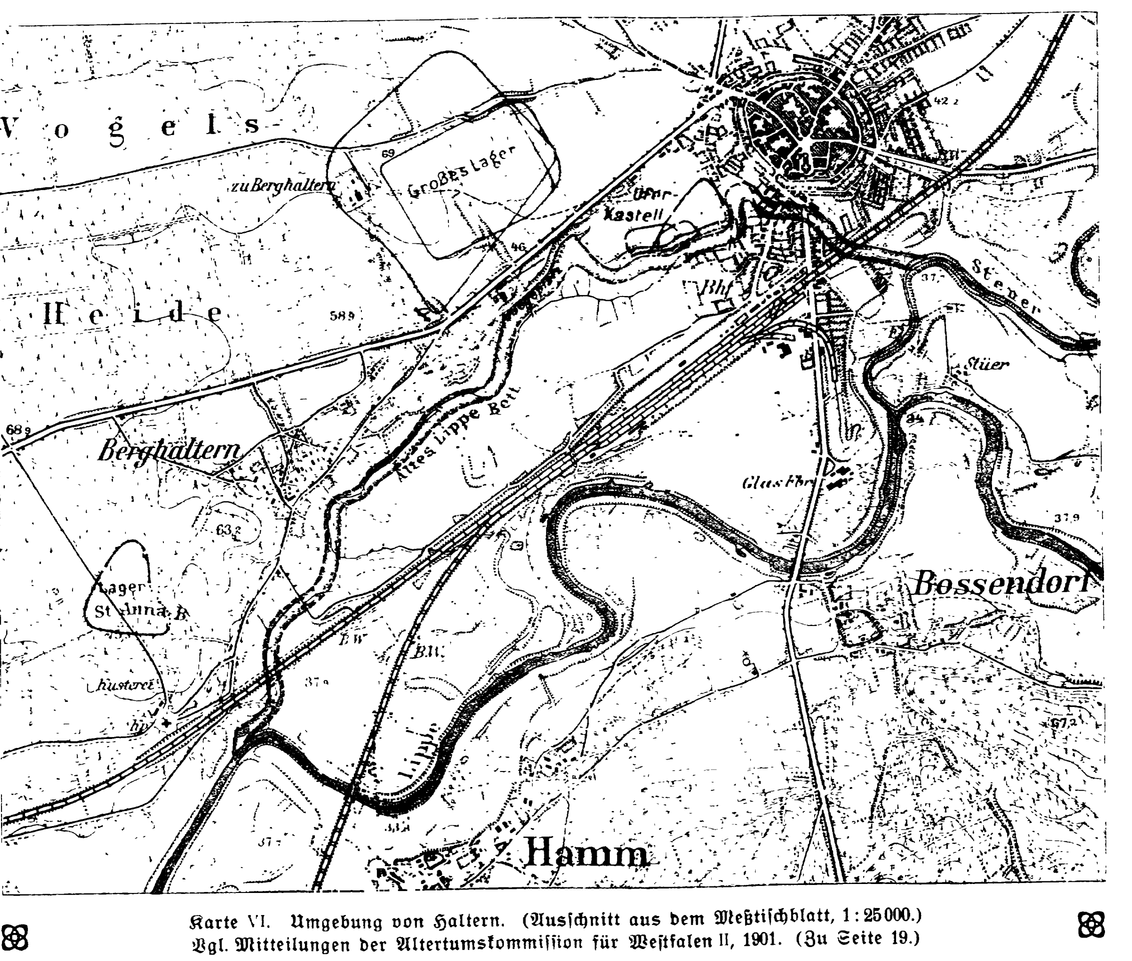
Die Weltgeschichte hat ihre Lieblinge und ihre Sündenböcke. Zu diesen gehört, wenn einer, Quintilius Varus, zu jenen gehört sein Überwinder Arminius. Gerechtigkeit mag die Geschichte üben im großen; bitter ungerecht ist sie oft gegen den einzelnen. Den Varus verfolgt noch heute Spott und Hohn, wenn germanische Jünglinge beim Becher Scheffels Weise singen, und doch war er vielleicht nicht schlechter als mancher andere. Der verhängnisvolle Fehler des Feldherrn ehrt vielleicht den Menschen, und wie groß auch seine Schuld gewesen sein mag, nicht sein ist die Schuld, daß diese Niederlage zum Wendepunkt wurde in der Geschichte des Reichs. Als der Hort deutscher Freiheit und Einheit wird Arminius

gefeiert; in seinem ehernen Bild verkörperte sich dem Geiste des Künstlers die Sehnsucht, deren endliche Erfüllung dann der die Arbeit eines Lebens fordernden Vollendung des Erzbildes zuvorkam. Und doch war er ein Bild der gepriesenen deutschen Treue gewiß nicht, der Cheruskerprinz, der im Dienste des römischen Kaisers den Ring des Ritters empfing, um dann den Statthalter dieses Kaisers durch schnöden Verrat zu verderben. Und doch hat Arminius den vollen Erfolg seiner Tat vielleicht — dieses „vielleicht“ „des deutschen Professors“ steht mit dem „haud dubie“ des Tacitus gar nicht im Widerspruch — nur dem Zufall zu verdanken, daß der Germanen Uneinigkeit sie zu einer wirklichen Gefahr für das Reich nicht werden ließ. Denn wäre sie das geworden, wie der pannonische Aufstand, so würde auch Rom sich zur Abwehr zusammengerafft haben, und der Feldherr, der jenen Aufstand in vierjährigem Kampfe niedergerungen hatte, würde von neuem die Legionen bis an die Elbe geführt und das vor Jahren abgebrochene Werk vollendet haben.

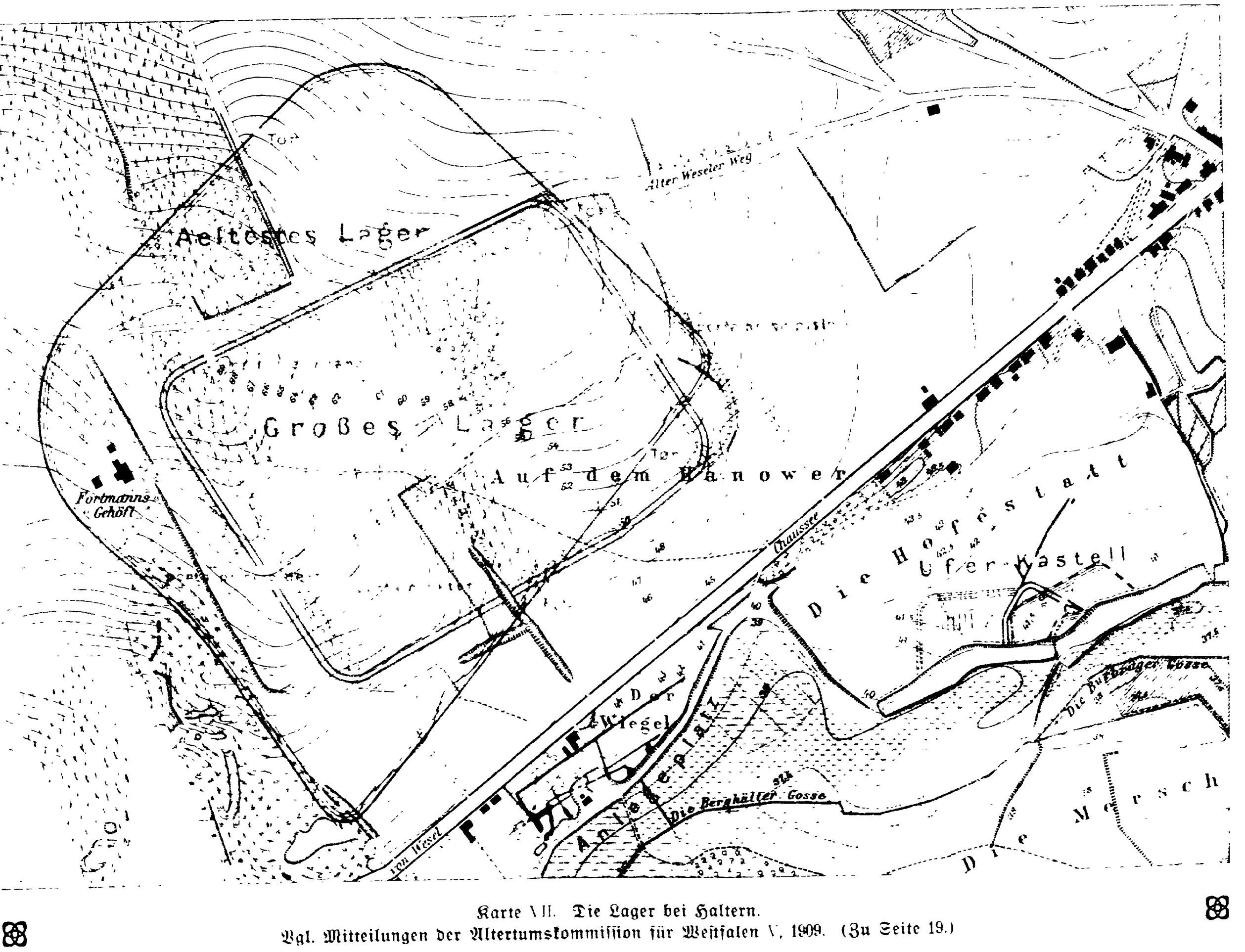
Der Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause verdankte möglicherweise Quintilius Varus die Berufung auf den hohen Posten, der doch wohl der des Statthalters über ganz Gallien war, wie Drusus und Tiberius es gewesen waren. Aber Augustus wußte doch sonst seine Leute zu wählen und wird einem ganz Unfähigen das verantwortungsvolle Amt nicht anvertraut haben. Varus war vorher Statthalter in Syrien gewesen, und wenn auch die Ehreninschriften, die ihn als solchen „wegen jeglicher Tugend“ rühmten, nicht viel bedeuten, so will doch des Velleius pointierter Vorwurf, daß er arm in die reiche Provinz gekommen, reich die verarmte verlassen habe, auch wenn er berechtigt war, nicht allzuviel besagen — welcher seiner Standesgenossen durfte da den ersten Stein aufheben! Hatte er den Spleen des Rechtsprechens, wie Florus so drastisch ausmalt, aber doch auch Velleius behauptet, so war ja römische Rechtsprechung immer noch besser als germanischer Totschlag, und auch zu anderen Zeiten ist besonders



Abb. 19. Maximilians-Museum in Augsburg. Steinsaal.
Vgl. Führer, herausgegeben vom Stadtmagistrat. (Zu Seite 71.)




Karte VI. Umgebung von Haltern. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt, 1:25000.)
Vgl. Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen II, 1901. (Zu Seite 19.)




Karte VII. Die Lager bei Haltern.
Vgl. Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen V, 1909. (Zu Seite 19.)



Abb. 20. Museum zu St. Ulrich in Regensburg.
Vgl. Führer von Dahlem und Steinmetz (1910). (Zu Seite 82.)

oft gefehlt worden, wenn der Eroberer mit dem Mantel des Kulturbringers einherging.

Vom römischen Standpunkt aus verdient Varus keinen Tadel, wenn er die einmal beschlossene Unterwerfung betrieb und vielleicht beschleunigen wollte. Daß aber auch in den Augen der Germanen sein Schalten nicht durchaus verwerflich war, beweist doch wohl die Tatsache, daß er Freunde hatte, die ihn warnten, Freunde, die man als Verräter ihres Volkes zu brandmarken pflegt, die aber vielleicht aus ehrlicher Überzeugung die römische Kultur begrüßten.

Des Varus Fehler war, daß er verkannte, daß die Germanen keine Syrer waren — und an Verschlagenheit doch Syrer sein konnten.

Je mehr die Germanen sich wirklich römischer Kultur schon gefügt hatten, um so verzeihlicher wäre der Irrtum des Varus. Wir haben nicht die Möglichkeit, die Aussagen Dios zu prüfen, aber auch keinen Grund, sie zu verwerfen. Selbst die Anfänge städtischer Bildungen können dagewesen sein, obgleich Tacitus es für eine allbekannte Sache erklärt, daß es bei den Germanen keine Städte gebe. (Vgl. oben S. 11.) Die antirömische Bewegung hatte die entstehenden natürlich hinweggefegt, und nur ein oder der andere Name hat sich vielleicht, neben denen von auch längst verschwundenen römischen Kastellen, in das trügerische Verzeichnis des Ptolemäos gerettet und figuriert da neben noch irrealeren Gebilden, wie dem berühmten „Siatutanda“, das seine Entstehung nach einer bestechenden Vermutung nur dem Mißverständnis einer Tacitusstelle („ad sua tutanda“) verdankt.

Die „oppida“, die Cäsar bei den Sueben und bei den Ubiern kennt, haben mit jenen „urbes“ nichts zu tun. Sie sind vielmehr dasselbe gewesen, was Cäsar als die „oppida“ der Britannier beschreibt: jene großen Zufluchtsburgen, von denen schon die Rede war; und wenn, nach der Aussage der Ubier, die Sueben bei Cäsars Nahen gerade aus den „oppida“ weg in die Wälder flüchten, so mag das entweder auf einem Mißverständnis beruhen oder beweisen, daß sie sich selbst in den Zufluchtsstätten nicht mehr sicher fühlten und sich lieber in den Wäldern verbargen.

Das Bild des alten Augustus, der verzweiflungsvoll mit dem Kopf gegen die Tür rennt und ruft: „Quintili Vare legiones redde!“, entspricht nicht der Größe des römischen Reichs. Aber wenn auch den alten Herrn mit der eisigen Ruhe einmal alle Würde verließ, so ist es doch schwer zu glauben, daß er in besonnenen Stunden aus dem Verlust dreier Legionen die Konsequenz gezogen haben sollte, daß es mit der Provinz Germanien aus und vorbei sein müsse. War freilich vor der Varusschlacht Germanien wirklich römische Provinz, so hätte man die Herstellung des status quo in den folgenden Jahren nicht erstrebt oder nicht erreicht; denn zur Zeit als Augustus starb, war es das sicherlich nicht. Aber mir scheint Riese im Gegensatz zu Mommsen erwiesen zu haben, daß man vor der Katastrophe soweit noch nicht war, und daß auch die dürftige Kunde von den auf die Katastrophe folgenden Jahren die Annahme nicht ausschließt, daß man die alte Politik aufrecht hielt, weil wir diese spärlichen Nachrichten nicht vergleichen dürfen mit der Erzählung des Tacitus von den Feldzügen des Germanicus, mit der eine vollere Überlieferung wieder einsetzt, sondern mit dem, was von den Ereignissen dieser Jahre außer jener Erzählung der Annalen auf uns gekommen ist.

Bei Mommsens Annahme völliger Resignation und entschiedenen Zurückgehens auf die Rheingrenze mußte auch des Augustus eigene Angabe in seinem „Rechenschaftsbericht“, dem Monumentum Ancyranum, befremden, wonach das Land bis zur Elbmündung „befriedet“, d. h. doch erobert war. Denn ein Verlegenheitsausweg war es nur, hier den Zustand vor der Varusschlacht bezeichnet zu sehen, während der Bericht sonst deutlich eine spätere Abfassung oder doch Überarbeitung verrät.

In Wahrheit drückt sich der Kaiser so richtig wie möglich aus: „bis zur Mündung der Elbe“. In früheren Jahren hätte er sagen können: „bis zur Elbe“.



Abb 21. Museum elsässischer Altertümer in Straßburg. Funde aus Straßburg und Königshofen. In den Glasschränken Reste von Wandmalereien. Vgl. Wd. Ztschr. XXV, 114. (Zu Seite 103.)

Wie die Bataver und die Friesen, so waren aber auch die Chauken, die zu beiden Seiten der unteren Weser und bis zur Elbmündung hin wohnten, den Römern treu geblieben. Bei ihnen lagen im Jahre 14 n. Chr. nach des Tacitus ausdrücklichem Zeugnis römische Besatzungen, und Chauken waren unter den Hilfsvölkern des Germanicus. Einen so weit vorgeschobenen Posten zu behaupten, hatte aber keinen Sinn, wenn man das Hinterland endgültig aufgegeben hatte, wie denn auch das Chaukenland geräumt worden zu sein scheint, als Tiberius die Eroberungspolitik wirklich aufgab.

⊠ ⊠ ⊠

Der wackere Cädicius hatte die Germanen vor den Wällen von Aliso aufgehalten und ihnen keinesfalls mehr als die leere Festung schließlich überlassen; Asprenas, der Neffe des Varus, war mit seinen beiden Legionen auf die Kunde von dem Unglück schleunigst am Niederrhein erschienen und hatte alle Vorkehrungen getroffen, einen Einfall in Gallien zu verhindern. Vergebens hatte Arminius das Haupt des Varus dem Markomannenkönig Marbod zugesandt — eine drastische Aufforderung zum Bündnis. Der Fürst, der am ersten den Römern hätte gefährlich werden können und der doch nicht wissen konnte, wann sie ihm wieder gefährlich werden würden, da schon einmal das Schwert Roms gegen ihn erhoben war, Marbod verschmähte es, mit dem Cherusker gemeinsame Sache zu machen, wie er vorher darauf verzichtet hatte, in den pannonischen Aufstand einzugreifen. Und auch die nicht aussterbende Römerpartei unter den Cheruskern, gewiß auch Eifersucht unter den Kampfgenossen, hemmte die Schritte des Arminius.

Vielleicht auch wagte des Cheruskerfürsten Trachten und Hoffen sich über die Befreiung der engeren Heimat nicht hinaus. Kurz, als Tiberius am Rhein erschien, waren die Befürchtungen der ersten Aufregung schon zerstreut, die Folgen des Unglücksfalls eingedämmt. Rasch war das Heer ergänzt, ja vermehrt. Tiberius

überschritt den Rhein. Und wenn er auch nicht weit in Germanien eindrang und im Herbst die Legionen auf das linke Rheinufer zurückführte, auch zu großen Siegen, wie es scheint, keine Gelegenheit hatte, so war doch die Ehre der römischen Waffen einigermaßen wiederhergestellt, und die Politik der früheren Zeit, mit verdoppelter Vorsicht freilich, wieder aufgenommen, als Tiberius die Statthalterschaft von Gallien und das Kommando der acht rheinischen Legionen dem Sohne des Drusus, Germanicus, überließ.

Am ersten könnte man noch den von Tiberius „begonnenen Limes" („limitem a Tiberio coeptum") jenseits des „Cäsischen Waldes", der nicht allzu weit vom Rhein entfernt gewesen sein kann, als Beweis anführen für die engen Schranken, die den Plänen des Tiberius gezogen waren, wenn dieser Limes eine Grenze gewesen wäre, wie man das meist angenommen und in manchen Karten angedeutet hat. Aber er war vielmehr, wie uns neueste Forschungen gelehrt haben, eine gegen Germanien gerichtete Heeresstraße.

Auch des Tiberius Lobredner Velleius deutet in keiner Weise an, daß die Feldzüge des Germanicus in anderer Absicht, mit einem ganz anderen politischen Ziel geführt wurden als die des Tiberius in den Jahren zuvor, obgleich sich dadurch doch das Zurückbleiben des Erfolgs zugunsten des Tiberius hätte erklären lassen.

Für diese Feldzüge des Germanicus tritt nun, wie gesagt, mit den Annalen des Tacitus eine viel reichere, und wie man meinen sollte, bessere Überlieferung ein. Aber es zeigt sich, daß die Urteile der Forscher über diese Überlieferung und über die Ereignisse selbst womöglich noch weiter auseinander gehen als bei der Varusschlacht. Ein Feldzugsbericht, der dem einen so zuverlässig zu sein scheint, daß er nicht nur die Schlachtfelder zu finden, sondern auch die Aufstellung der Truppen graphisch zu veranschaulichen wagt, scheint einem anderen aus poetischer Quelle geschöpft, einem dritten so ziemlich von Anfang bis zu Ende aus den Fingern gesogen zu sein. Die neben der Erzählung des Tacitus hergehende Überlieferung ist so überaus dürftig, daß sie kaum einen Widerspruch zu dem taciteischen Bericht enthalten kann, jedenfalls nicht enthält. Aber schlimmer, als irgendein Widerspruch eines Velleius oder Florus sein könnte, ist der Widerspruch unzweifelhafter geographischer Verhältnisse und unausweichlicher militärischer Erwägungen, wie er ganz besonders dem Bericht über den letzten Feldzug des Germanicus entgegensteht.

Wie die Reihe der Feldzüge des Drusus wird auch die der Feldzüge seines Sohns, soweit sie der Bericht des Tacitus umfaßt, durch einen kurzen Streifzug eröffnet, der, durch einen Zufall veranlaßt, vielleicht nicht im Zusammenhang eines großen Plans steht. Damals wollte Drusus den Sugambrern die Lust austreiben, den eben glücklich zurückgeworfenen Angriff so bald zu erneuern. Jetzt wollte Germanicus die nach dem Tode des Augustus in dem rheinischen Heere ausgebrochene Meuterei die Legionen sühnen und vergessen lassen. Die Jahreszeit war schon vorgeschritten, und an einen Feldzug weit ins Innere war nicht mehr zu denken. Aber auch die in der Nähe wohnenden Germanenstämme hatten sich seit einiger Zeit an Sorglosigkeit gewöhnt, und es gelang, die Marser völlig zu überraschen. Wir möchten zur Ehre des Germanicus annehmen, daß die Mordbrennerei eine zur Ablenkung der erregten Soldatengemüter ausnahmsweise gemachte Konzession war.

Der Weg zu den Marsern hatte durch den „Cäsischen Wald" geführt und vorwärts auf dem schon erwähnten von Tiberius begonnenen Limes, auf dem das Lager aufgeschlagen wurde (zum erstenmal?), von da durch dunkle Waldgebirge, in denen man die Wahl hatte zwischen einem kürzeren und bekannten und einem längeren und noch nicht betretenen Weg, auf dem man um so eher die Germanen zu überraschen hoffte. Es mag sein, daß im Gebiet der Ruhr und Lenne Germanicus sich diese blutigen, nicht allzu rühmlichen Lorbeeren holte. Zu den



Abb. 22. Das Großherzogliche Antiquarium in Mannheim. Steinsaal.
K. Baumann, Die antiken Marmorskulpturen des Antiquariums zu Mannheim (1882) und Denksteine und Inschriften der vereinigten Altertumssammlungen in Mannheim (1890). (Zu Seite 65f.)

Heldentaten dieses Feldzuges gehörte auch die Zerstörung des Heiligtums der Tanfana, das, im Lande der Marser gelegen, nach Tacitus mehreren Stämmen gemeinsam war, den Istväonen, wie man annimmt, den zwischen Rhein und Weser wohnenden Völkern.

Erbittert vielleicht am meisten über die Zerstörung des Heiligtums lauerten Brukterer, Tubanten und Usipeter den Römern auf dem Rückweg durchs Gebirge auf. Aber Germanicus wußte die Verfolger abzuwehren und brachte sein Heer glücklich an den Rhein zurück – das Rühmlichste wohl an dem ganzen Feldzug.

Hatte das niederrheinische Heer so durch Blut die Blutschuld gesühnt, so sollten die minder schuldigen Legionen von Mainz die von Vetera doch um ihren Feldzug nicht lange beneiden. Gleich zu Anfang des folgenden Jahres zog Germanicus mit jenen vier Legionen gegen die Chatten, auch hier überraschend, auch hier nicht Alter noch Geschlecht verschonend, ein rechtes Gegenstück zu dem Marserfeldzug des vorausgegangenen Herbsts. Das Taunuskastell des Vaters ward erneuert, die Eder überschritten, alles weit und breit verwüstet, verbrannt vor allem der Vorort der Chatten, **Mattium**, dessen Name gewiß in dem Dorf Metze fortlebt, vielleicht der Stätte des gottesdienstlichen Mittelpunktes des Chattengaus, während wir in der nahen **Altenburg** die zugehörige Fluchtburg sehen dürfen, auf der Ausgrabungen ansehnliche Spuren dauernder Bewohnung, Spuren auch gewaltsamer Zerstörung, die sehr wohl die des Germanicus sein könnte, nachgewiesen haben (s. die Karten XIII und XIV). Cherusker und Marser wären den Chatten zu Hilfe gekommen, wenn nicht Cäcina mit den vier niederrheinischen Legionen sie festgehalten hätte. Die Cherusker schwächte überdies der noch dauernde Zwist im eigenen Stamm, und statt der Römer bekämpfte Arminius den Römerfreund. In seiner Burg ward Segestes von seinen Stammesgenossen belagert und rief die Hilfe der Römer an. Jeder Unbefangene muß die Worte des Tacitus

so verstehen, als ob Germanicus den Rückzug nach dem Rhein angetreten gehabt hätte, als er die Nachricht erhielt, und umgekehrt wäre, um durchs Chattenland dem Segestes zu Hilfe zu eilen. Kraft des Rechts klüger zu sein als Tacitus, zumal in geographischen Dingen, hat man das für unmöglich erklärt: Germanicus sei schon wieder am Rhein, ja am Niederrhein gewesen und das „umkehrende" Heer seien die Legionen des Cäcina, nicht die von Mainz gewesen.

Niemand kann leugnen, daß dieser Hergang mit den Worten des Tacitus — „vertit ad Rhenum ... Germanico pretium fuit convertere agmen"*) — im Widerspruch steht. Unmögliches sollen uns diese Worte freilich nicht glauben machen. Aber wir wissen nicht, wo den Germanicus der Hilferuf des Segestes erreichte, und wissen nicht, wo die Burg des Segestes lag. Deshalb können wir die Möglichkeit gar nicht beurteilen, und wenn Germanicus sich etwa noch nicht südlicher als die Eder befand, so war sein Weg ins Cheruskerland vielleicht halb so weit als der Rückweg nach Mainz. Könnte man da von „Unmöglichkeit" sprechen?



Abb. 23. Historisches Museum der Pfalz zu Speier. Römischer Steinsaal.
Vgl. Hildenbrand, Der römische Steinsaal des Historischen Museums der Pfalz 1911. (Zu Seite 118.)

Aber wie dem auch gewesen sein mag: Segestes wurde befreit und mit den Seinen in die Obhut der Römer genommen. Beute der Varusschlacht fiel in des Germanicus Hände. Unter den Befreiten aber, die man auch Gefangene nennen konnte, war des Segestes stolze Tochter, Thusnelda, die Arminius dem Vater einst geraubt, dann dieser wieder in seine Gewalt gebracht hatte.

Jetzt erst, da er die Feindschaft der römischen Eindringlinge am eigenen Blut erfahren, packt den Arminius vollends die Begeisterung des Befreiers, und den einstigen Verrat sühnt der offene Kampf dieser Jahre. Zum Kampfe ruft er die Cherusker, zum Kampfe alle Nachbarn auf. Die Erfolge der Überraschungen sind für Germanicus vorüber. Der für den Sommer schon geplante, nun nicht mehr ins Belieben des Germanicus gestellte Feldzug forderte einen Feldherrn, nicht einen Führer plündernder Mordbrenner.

Germanicus teilte sein Heer — es ist das gesamte Rheinheer von acht Legionen — in drei Abteilungen: „ne bellum mole una ingrueret".

Cäcina, der Legat des niederrheinischen Heeres, führte seine vier Legionen

*) Er wandte sich zurück nach dem Rhein . . es schien dem Germanicus der Mühe wert (noch einmal) umzukehren.

durch das Gebiet der Brukterer, mit der Aufgabe, die feindlichen Streitkräfte zu teilen („distrahendo hosti“); die Reiterei zog durch das Land der Friesen, wohl der leichteren Verpflegung wegen; Germanicus selbst schiffte vier Legionen, vermutlich das oberrheinische Heer, auf der Flotte ein. An der Ems trafen die drei Abteilungen zusammen. Über Rheine hinaus konnten die Schiffe schwerlich stromauf fahren — dort durchquert noch heute eine Bank das Flußbett. Ob hier oder schon bei der Hasemündung das Marschziel auch der beiden anderen Abteilungen war, oder wo sonst diese mit den vier Legionen des Germanicus zusammenstießen, ist ungewiß. Das Land der Brukterer ward verheert, von da jener Zug auf das Schlachtfeld des Varus unternommen, von dem schon die Rede gewesen ist (S. 26 f.), endlich Arminius in unwegsame Gegenden verfolgt, wo zwischen Wäldern und Sümpfen die römische Reiterei samt den ihr zu Hilfe gesandten Kohorten in größte Bedrängnis geriet und nur mit knapper Not von den




Abb. 24. Historisches Museum der Pfalz zu Speier. Römischer Steinsaal. (Zu Seite 118.)

Legionen gerettet wurde. Ein unentschiedener Kampf — „manibus aequis abscessum“ — bedeutet für ein römisches Heer von acht Legionen einen empfindlichen Mißerfolg. Dann geht es zur Ems zurück, und länger als bei den gemeinsamen Operationen, in denen man doch die Hauptleistung des Feldzugs sehen möchte, verweilt Tacitus bei dem Rückweg, zumal bei dem des Cäcina, der über Moorbrücken führte, von Wäldern umgeben, aus denen die auf Richtwegen dem römischen Heer vorausgeeilten Germanen hervorbrachen. Es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit des alten Generals, damit er dem Schicksal des Varus entging, dessen Bild ihm unheilverkündend im Traum erschienen sein soll. Der Verlust des Gepäcks, das die Beutegier der Germanen auf sich zog, war der Preis, um den es den Legionen gelang, mitten auf dem gefahrvollen Weg noch einmal ein Lager aufzuschlagen, und als die Germanen wider des Arminius Rat das Lager zu stürmen suchten, statt den Weitermarsch abzuwarten, wandte sich das Glück zugunsten der Römer. Mit blutigen Köpfen schicken sie die Germanen von den Wällen des Lagers zurück, und durch den Sieg wird die Bahn zum Rhein frei. Schon war dorthin das Gerücht von der Vernichtung der Legionen voraus-

geeilt, und man hätte aus Furcht vor dem Nahen der siegreichen Germanen die Rheinbrücke bei Vetera abgeworfen, wenn sich dem nicht des Germanicus tapfere Gattin Agrippina, die Tochter Agrippas, widersetzt hätte.

Die anschauliche Schilderung des Tacitus von dem Marsche des Cäcina scheint auf einen Teilnehmer zurückzugehen, aber sie gibt dem Suchen nach den Moorbrücken des Domitius doch noch einigen Spielraum, auch wenn man nicht die deutliche Angabe, daß sie nur westlich von der Ems gesucht werden dürfen, überhört (vgl. S. 136). Bohlwege gehen kreuz und quer durch die Moore des Ems- und Wesergebiets. Wie die Moorbrücken des Domitius sich von denen der Germanen unterschieden haben, wissen wir nicht, wenn wir es nicht aus der



Abb. 25. Paulus-Museum zu Worms.
Vgl. A. Weckerling, Die römische Abteilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. 1885-1887. (Zu Seite 118)

Angabe des Tacitus lernen wollen, nach der jene „aufgedämmt" waren, während die landesüblichen, aus Holz zusammengefügt, auf dem Moor schwimmen. Bis etwa solche aufgedämmte Moorwege gefunden werden, oder wenigstens die Forderung, daß nur so die des Domitius gewesen sein können, anerkannt wird, werden bald diese, bald jene Bohlwege für die „pontes longi" weiter ausgegeben werden, zumal auch etwaige vereinzelte Funde auf den Wegen keine sichere Entscheidung bringen können, da eine römische Münze ja nicht nur auf den „pontes longi" des Domitius verloren worden sein kann, sondern auf allen, die aus so alter Zeit stammen. Zu den richtigen „pontes longi" gehört auch das Lager des Cäcina, dessen Entdeckung denn auch dem glücklichen Finder sämtlicher Varuslager nicht entgehen konnte. Leider ist sie aber in einer Gegend ihm geglückt, in der zwar „pontes longi" dutzendweise zur Verfügung standen, durch die nur der Rückmarsch des Cäcina nicht geführt haben kann, bei Mehrholz nördlich von Diepholz. Die



Abb. 26. Wallraf-Richartz-Museum zu Köln.
Vgl. Festschrift des Museums zum 50jährigen Jubiläum des Gebäudes. (Zu Seite 120 f. u. 157.)

neueste, von Wilms mit bewundernswerter Beharrlichkeit durchgeführte Absuchung des ganzen Gebiets glaubt die Moorbrücken in den nördlichsten Mooren westlich von der Ems ansetzen zu müssen. Dann müßte man den Treffpunkt der drei Heeresabteilungen weit nördlich von der Hasemündung annehmen.

Schlimmer fast als den Legionen des Cäcina erging es zwei anderen, die Germanicus, um die Flotte zu entlasten, unter Vitellius auf dem Landweg nahe der Küste den Rückzug hatte antreten lassen. Sie scheinen in den Bereich einer Sturmflut gekommen zu sein und retteten kaum das nackte Leben, wurden schließlich aber doch von der Flotte wieder aufgenommen und glücklich nach Vetera gebracht, wo man sie schon verloren geglaubt hatte. Man könnte den Zug an der friesischen Küste her sich leidlich vorstellen, wenn nicht bei Tacitus schließlich zu lesen wäre, daß die Legionen an der Weser die Flotte getroffen hätten („penetratumque ad amnem Visurgin, quo Caesar classe contenderat“). Aber hierfür darf man wohl doch nicht eine geographische Begriffsverwirrung des Tacitus verantwortlich machen oder gar die Angabe für richtig halten, sondern es kann nur eine Verderbnis des Textes vorliegen, entweder durch Veränderung eines minder geläufigen Flußnamens — man hat an die Hunse gedacht — oder durch unverständige Hinzufügung des Namens, während mit dem ungenannten Fluß, zu dem Germanicus mit der Flotte gefahren war, selbstverständlich der Rhein oder vielmehr die Vecht (S. 15) gemeint war.

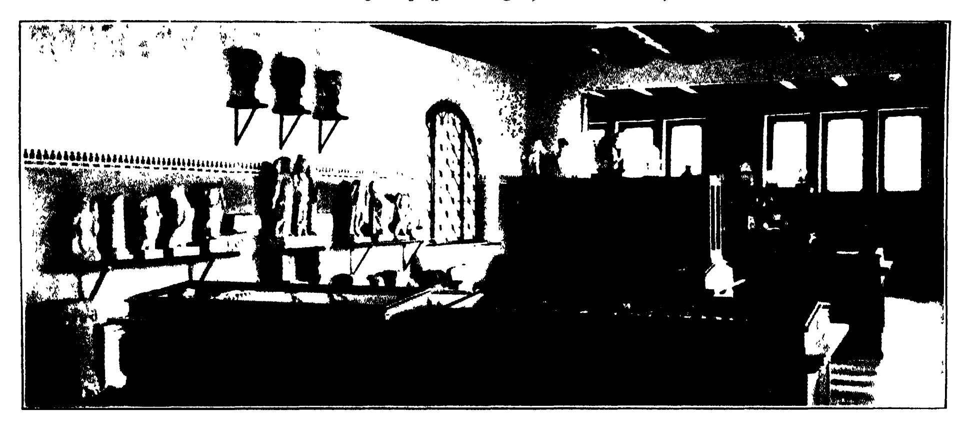


Abb. 27. Museum Carnuntinum zu Deutsch-Altenburg. Nach einer Photographie von J. Bortlik. Vgl. W. Kubitschek und S. Frankfurter, Führer durch Carnuntum. (Zu Seite 24.)

Minder leicht lassen sich die geographischen Sonderbarkeiten des Berichts über das folgende Jahr beseitigen.

Germanicus will diesmal nicht nur einen Teil des Heeres, sondern das ganze den Seeweg nehmen lassen. Tacitus führt seine Gründe an: „Geschlagen würden die Germanen in offener Schlacht auf einem rechten Schlachtfeld. Zustatten kämen ihnen hingegen Wälder und Sümpfe, des Sommers Kürze und des Winters früher Beginn. Nicht so sehr durch Wunden litten die römischen Truppen, als durch die weiten Märsche und Mängel der Bewaffnung. Gallien sei durch Pferdelieferungen erschöpft, und die langen Gepäckzüge seien dem Angriff aus dem Hinterhalt besonders ausgesetzt und schwer zu schützen. Dringe man aber zur See ein, so könne man ungehindert und unbemerkt festen Fuß fassen. Überdies könne der Krieg früher beginnen; Legionen und Proviant würden zu Schiff befördert, und ohne jede Erschöpfung kämen auf den Flüssen Roß und Reiter mitten ins germanische Land."

Das läßt sich hören. Aber was soll man dazu sagen, wenn dann Germanicus nach dem kurzen Feldzug zum Entsatze von Aliso, von dem die Rede

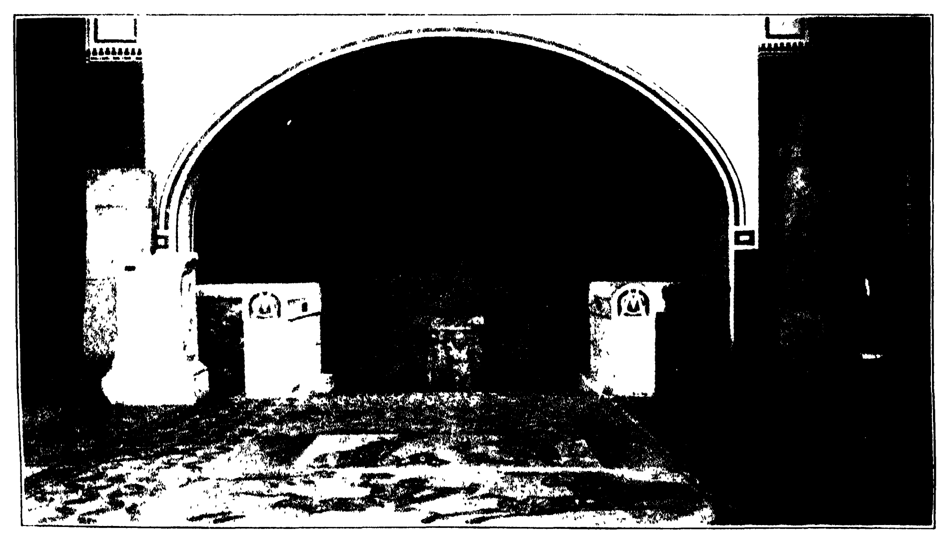
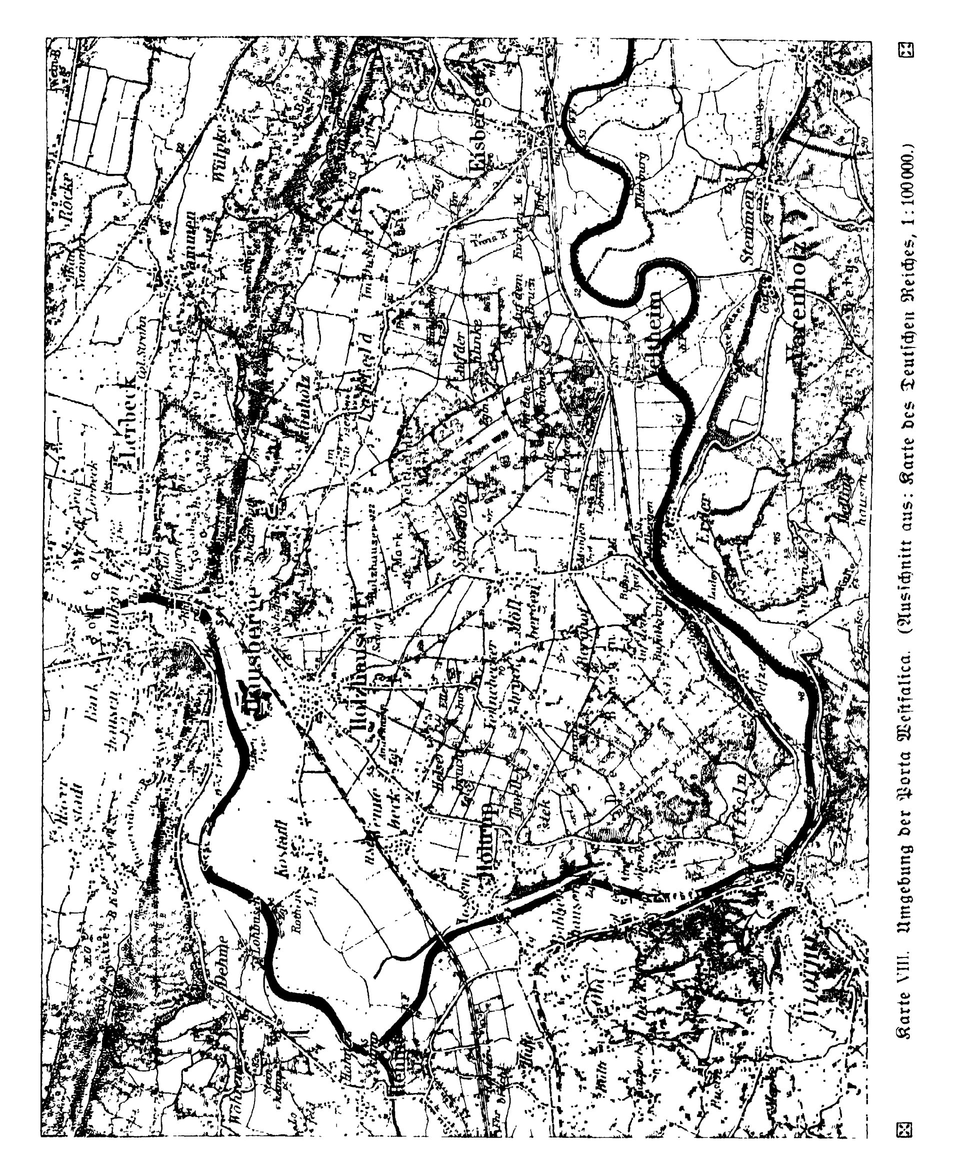


Abb. 28. Museum Carnuntinum zu Deutsch-Altenburg. Nach einer Photographie von J. Bortlik. (Zu Seite 24.)

war (S. 17 f.), und einem Streifzug des Silius ins Chattenland, auf den tausend Schiffen, die er eigens hat bauen lassen, das Heer nur bis zur Ems bringt, noch im Bereich der Meerflut ausschifft, und gar auf dem linken Ufer, um es dann auf einer Brücke aufs rechte Ufer zu schaffen und auf einem Weg, der nicht weniger weit war als der vom Rhein her, durch Wälder und Sümpfe, an die




Karte VIII. Umgebung der Porta Westfalica. (Ausschnitt aus: Karte des Deutschen Reiches, 1:100000.)

Weser zu bringen! Auch Tacitus tadelt es, daß die Flotte nicht weiter flußaufwärts fuhr und die Truppen auf dem rechten Ufer aussetzte; aber von dem langen Marsch, der das Heer von der unteren Ems bis in die Gegend der Porta Westfalica brachte (Karte VIII hierüber), sagt er nicht ein einziges Wort. Unversehens stehen Römer und Cherusker an der Weser einander gegenüber; Arminius unterhält sich über den Fluß hin mit seinem gegen sein Vaterland kämpfenden Bruder

Flavus; die Reiterei geht durch den Fluß und gerät drüben in bedenkliche Bedrängnis; inzwischen führt Germanicus die Legionen auf Brücken über die Weser, schreitet unerkannt durch die Gassen des Lagers, um den Sinn der Soldaten kennen zu lernen, träumt schöne Träume, redet weise Worte zur Ermutigung der Seinen. Aber auch Arminius weiß zu den Seinen zu sprechen, mit besserem Erfolg als der germanische Krieger, der an die Wälle des römischen Lagers heranritt und zum Überlauf aufforderte. Dann folgt eine anschaulich scheinende Schilderung der Schlacht auf dem Felde Idistaviso und einer zweiten bei dem Wall, der das Gebiet der Angrivarier von dem der Cherusker trennt. Zwei glänzende Siege wären es nach Tacitus gewesen. Als unterworfen bezeichnete das Siegesdenkmal die Völker zwischen Rhein und Elbe; über Cherusker, Chatten, Angrivarier „und die anderen Völker bis zur Elbe" feierte Germanicus später seinen Triumph, da der Krieg, den er nicht beenden sollte, für beendet angesehen ward (vgl. Abb. 1, Titelbild).

Wer die Erzählung des Tacitus liest, der wundert sich weniger darüber, daß sie einmal auf eine dichterische Quelle zurückgeführt worden ist – vielleicht in Verkennung der Dichternatur des Tacitus selbst —, als darüber, daß der eine Forscher nicht nur die Schlachtfelder des Tacitus mit voller Sicherheit wiederzuerkennen und die Bewegungen der Truppen im Gelände sich vorzustellen, sondern auch den von Tacitus übersprungenen Zug von der Ems bis zur Weser aufs genaueste zu ergänzen wagt, während ein anderer von all den anschaulichen Einzelheiten absieht und die beiden Schlachten in das Reich der Fabel verweist, um „den strategischen Zusammenhang trotz allem zu erraten und aus der allgemeinen Sachlage zu rekonstruieren".

Die einzige Ortsangabe des Tacitus zwischen der Emsmündung und der Weser, wonach Germanicus irgendwann die „Angrivarier" im Rücken gehabt hätte, genügt nicht, um uns den Zug durchs Hasetal, dann über Kloppenburg, Twisingen, Siedenburg nach der Weser, den Eintritt in die unbesetzte Porta von Norden her annehmbar zu machen oder gar sicher scheinen zu lassen, obgleich wir auch die beliebte Ersetzung des überlieferten Namens durch den der „Amsivarier" nicht ohne weiteres gutheißen möchten. Andererseits mag der Stratege vielleicht den Delbrückschen Feldzugsplan loben, wonach Germanicus nicht seine sechs Legionen, sondern nur allenfalls zwei von Aliso zum Rhein zurückgeführt, die anderen vier direkt nach der Weser hat marschieren lassen, wonach er ferner die zwei Legionen nicht nach der Ems, sondern an die Weser, nicht an die Mündung, sondern möglichst hoch hinauf, mitten ins Feindesland gebracht hat, wonach der ganze Feldzug gegen die Cherusker, der noch nicht durchaus unterworfene Gebiete übersprang, auf Einbildungen und Vorspiegelungen der cheruskischen „Emigranten" zurückzuführen wäre, — mag der Stratege vielleicht diese Hypothese loben, der Historiker wird sich nicht leicht dazu verstehen, solches Umspringen mit der Überlieferung für eine erlaubte Hypothese oder gar für mehr als eine Hypothese zu halten.

Dagegen möchte ich die Frage, ob das von Tacitus beschriebene Gelände der Schlacht von Idistaviso bei Rehme oder etwas oberhalb bei Eisbergen wiederzuerkennen ist, dem Leser anheimstellen, je nachdem er lieber Dahm oder Knoke folgen mag und etwa auf Namensanklänge, die für Eisbergen angeführt werden könnten, Wert legen möchte (Karte VIII auf S. 43).

Den Rückweg hätte Germanicus nach Tacitus tatsächlich einen Teil des Heers zu Land machen lassen, während er für den anderen, größeren mehr als auf dem Hinweg die Ems benutzt hätte. Wenn er aber die Meerfahrt für gefahrloser gehalten hatte als den Weg durchs Bruktererland, so sollte er bitter enttäuscht werden; denn ein Sturm zerstreute seine Flotte in alle Winde, kaum daß den ins Land der Chauken verschlagenen, verzweifelnden Feldherrn die Freunde vor dem Schicksal des Varus bewahrten. Aber wenn auch manches

verlorengeglaubte Schiff sich schließlich wieder einfand und den Heimkehrenden die Erzählung des Erlebten und Erlogenen alle ausgestandenen Leiden aufwog, so mußte doch der Vergleich von Gewinn und Verlust des Feldzugs nach solcher Heimfahrt bedenklich machen, auch wenn die Cherusker wirklich in zwei Schlachten besiegt worden waren, und der Mut der Soldaten durch die billigen Lorbeeren zweier herbstlichen Streifzüge ins Chatten- und Marserland wieder einigermaßen gehoben wurde.

Dem Kaiser Tiberius jedenfalls kann man es nicht verdenken, wenn er Siege von zweifelhaftem Erfolg durch solche Verluste für zu teuer erkauft hielt und dem Ehrgeiz seines Neffen ein anderes Feld wies. Es bedarf für die Abberufung des Germanicus nicht der Begründung, die des Tacitus gegen Tiberius so feindselige Stimmung ihr gibt. Uns aber genügt auch die Tatsache allein ohne alle Begründung: der Plan der Eroberung Germaniens ward endgültig aufgegeben. Erst jetzt hatte Arminius den vollen Ruhm des Befreiers. Mit weit größerem Recht ward er ihm zuteil als einst den Befreiern Athens, den „Tyrannenmördern". Gleich ihnen lebte der Cheruskerheld fort im Liede seiner Volksgenossen. Jenen ward bis in späte Zeiten Heroenehre erwiesen. Stolzer noch war des Cheruskers Los, wenn er wirklich, wie wir so gern glauben, in Siegfrieds Gestalt die Unsterblichkeit gewonnen hat, erkennbar freilich den späten Enkeln nur, weil uns der römische Geschichtsschreiber das Bild des historischen Arminius überliefert hat.

⊠ ⊠ ⊠

Germanicus durfte den Triumph feiern als Besieger der Cherusker, Chatten, Angrivarier und aller Stämme bis zur Elbe: „der Krieg, den er nicht beenden durfte, ward für beendet ausgegeben". Dem Rat des Tiberius aber, die Germanen sich selbst zu überlassen, als ihren schlimmsten Feinden, gaben nur zu bald die Ereignisse recht. Die vereint das Reich hätten erschüttern können, Marbod und Arminius, verzehrten ihre Kräfte im Bruderkampf. Marbod gab sich schließlich besiegt, rief die Hilfe des gemeinsamen Feindes in Rom an, flüchtete endlich unter dessen Schutz und fristete in dem Asyl von Ravenna ein wertloses Leben, er, in dessen Hand einst vielleicht das Schicksal Roms gegeben war, wenn er den Mut des Arminius besessen hätte. Aber auch Arminius ward des Siegs über den Nebenbuhler nicht froh. Der Königstitel, der noch eben dem Marbod Abbruch getan hatte, soll den Vertreter der Freiheit gelockt haben. So beschönigten wenigstens des Arminius Stammesgenossen und Blutsverwandte ihre Tat, als sie den für ihren Neid zu Mächtigen hinterlistig aus dem Weg geräumt hatten.

Um diese Zeit (21 n. Chr.) brach in Gallien ein Aufstand los, bei den Treverern durch Julius Florus, bei den Äduern durch Julius Sacrovir geschürt, der durch das Eingreifen der Germanen leicht hätte bedenklich werden können, in der Furcht der Hauptstadt auch schon geworden war, so aber, da die Germanen, wie es scheint, ruhig blieben, von den Rheinlegionen ohne Mühe niedergeworfen wurde, zumeist durch das Verdienst des bewährten Generals des Germanicus, des langjährigen Legaten des oberen Heers Caius Silius. Hingegen endete wenige Jahre später der Feldzug gegen die aufständigen Friesen trotz Aufbietung beider Rheinheere mit einer empfindlichen Schlappe, die erst nach fast zwanzig Jahren wieder gutgemacht war, während Tiberius darüber wegsah, wie Tacitus meint, um niemandem den Krieg anzuvertrauen.

Gegenüber dem im offensiven Vorgehen wie im resignierten Zurückgehen gleich zielbewußten Handeln des Tiberius in seiner besseren Zeit nimmt sich das lächerliche Possenspiel der Germanenkämpfe seines Nachfolgers um so kläglicher aus, und sicherlich hat dieses Possenspiel die Rheingrenze weit mehr gefährdet als das die eigene Vergangenheit verleugnende Gehenlassen des Tiberius in seinen späteren Jahren. Wenn Caligula sich überhaupt um die Wahrung der Rheingrenze irgendein Verdienst erworben hat, so ist es nur das gewesen, daß er den späteren Kaiser Galba an den Rhein berief. Dieser hat dann in demselben Jahr, in dem die

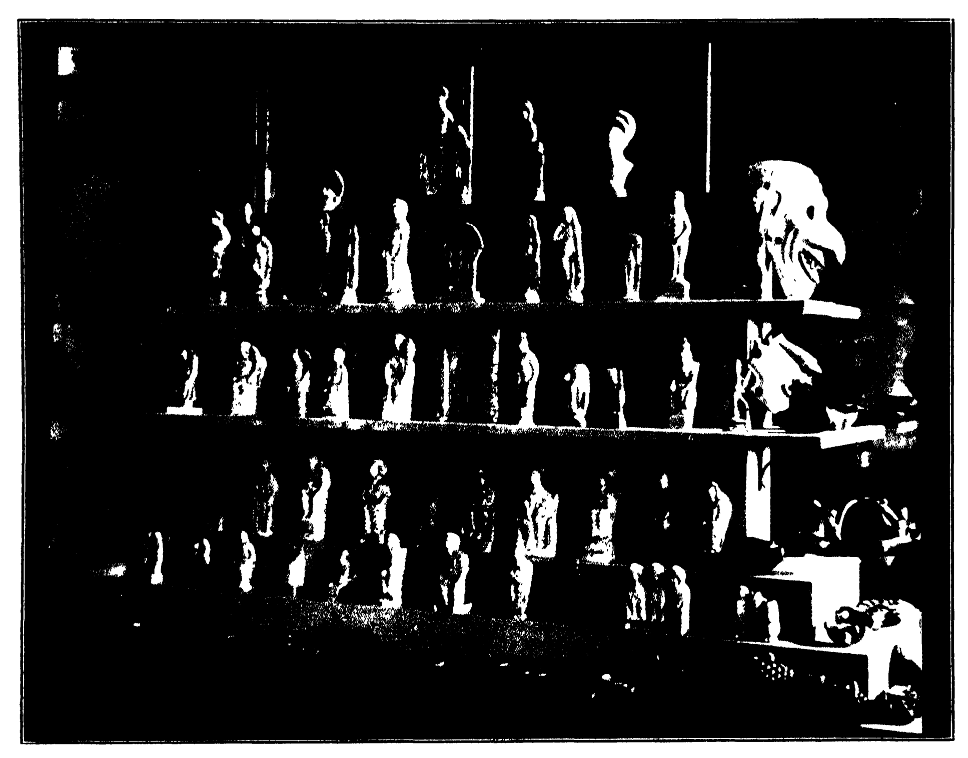


Abb. 29. Römische Terrakotten aus Germanien. Nachbildungen im Römisch-Germanischen Centralmuseum zu Mainz. Photographie von Dr. Behn. (Zu Seite 147 f.)

Welt von der Furcht vor Caligulas Narrheit befreit wurde, einen Sieg über die Chatten erfochten, während gleichzeitig ein Gabinius — wenn wir die widersprechende Überlieferung recht verstehen — das Volk der Chauken (Cauchen) besiegt und dabei den letzten der in der Varusschlacht verlorenen Legionsadler wiedergewann, von dem wir freilich nicht recht begreifen, wie er zu den Chauken gekommen sein soll, die an der Varusschlacht schwerlich beteiligt waren. Mag hier nun vielleicht eine Verwechslung vorliegen, einen Sieg des Gabinius über die Chauken bezeugt sein Ehrenname „Cauchius". Aber die Wirkung des Siegs muß nicht lange gewährt haben, da schon sechs Jahre später ein anderer Legat des niederrheinischen Heers, Domitius Corbulo, genötigt ist, von neuem gegen das Volk zu Felde zu ziehen, um den räuberischen Streifzügen, mit denen die Chauken die benachbarten Küsten bis nach Gallien hin beunruhigten, ein Ende zu machen.

Mit eben diesem Jahre (47 n. Chr.) tritt der Bericht des Tacitus nach der großen Lücke der Annalen wieder ein, und es ist wahrscheinlich gemacht worden, daß dieser Bericht auf den eines Augenzeugen, des älteren Plinius, zurückgeht, der nach seinem eigenen Zeugnis im Land der Chauken war und kaum zu anderer Zeit dorthin gelangt sein kann.

Domitius Corbulo, ein General von altem Schrot und Korn, stellte die Zucht in den rheinischen Legionen und damit das Ansehen des Reiches bei den überrheinischen Barbaren wieder her. Die Friesen, seit der Niederlage des Apronius eher unzuverlässige Nachbarn als zuverlässige Untertanen oder Bundesgenossen, fügten sich ohne Schwertstreich wieder in das alte Verhältnis der Abhängigkeit, und wir erfahren durch eine Inschrift, daß der römische Staat damals

Fischereigerechtsame im Friesenlande verpachtete. Aber des Domitius Feldzug ins Chaukenland fand nicht die allerhöchste Billigung: wie einst Germanicus ward jetzt Domitius zurückgerufen; unwillig, wie jener, gehorchte er und pries die Feldherren des alten Rom glücklich, denen kein kaiserlicher Befehl den Weg zu Sieg und Ruhm versperrte. Claudius zog alle Besatzungen vom rechten Rheinufer zurück; man konnte früher zweifeln, ob es nur Kastelle des Küstengebiets waren, die damals geräumt wurden, oder ob etwa auch im Binnenland Kastelle wie Aliso so lange behauptet worden waren. Jedenfalls wurde jetzt die letzte Konsequenz der veränderten Politik des Tiberius gezogen, und der Niederrhein blieb nun die Grenze des Reiches, bis die Germanen diese Grenze durchbrachen. Am Mittelrhein aber ließ man sich durch die Bodenschätze des Mattiakergaus, heiße Quellen und Silberadern, verlocken, einen Fuß auf dem rechten Rheinufer zu behalten, wie man auch zwei Jahrhunderte später, nach der Aufgabe des Limes, doch die Aquae Mattiacae besetzt hielt. Damals, zur Zeit des Claudius, verdiente sich der Legat Curtius Rufus die Triumphalabzeichen, nicht durch einen Kriegszug wie es scheint, sondern durch die Ausbeutung eines Bergwerkes (s. S. 10), und die Soldaten, unzufrieden mit solchem Dienst, richteten an den Kaiser das wunderliche Gesuch, in Zukunft den Generalen im voraus die Triumphalabzeichen zu verleihen, damit sie sich diese nicht erst — wo nicht durch das Blut, so durch den Schweiß ihrer Legionare zu erwerben brauchten. Aus dieser Zeit stammt die einzige uns erhaltene Beschreibung der heißen Quellen von Wiesbaden, die uns Plinius in seiner naturalis historia, offenbar als Augenzeuge, gibt, und als Augen-

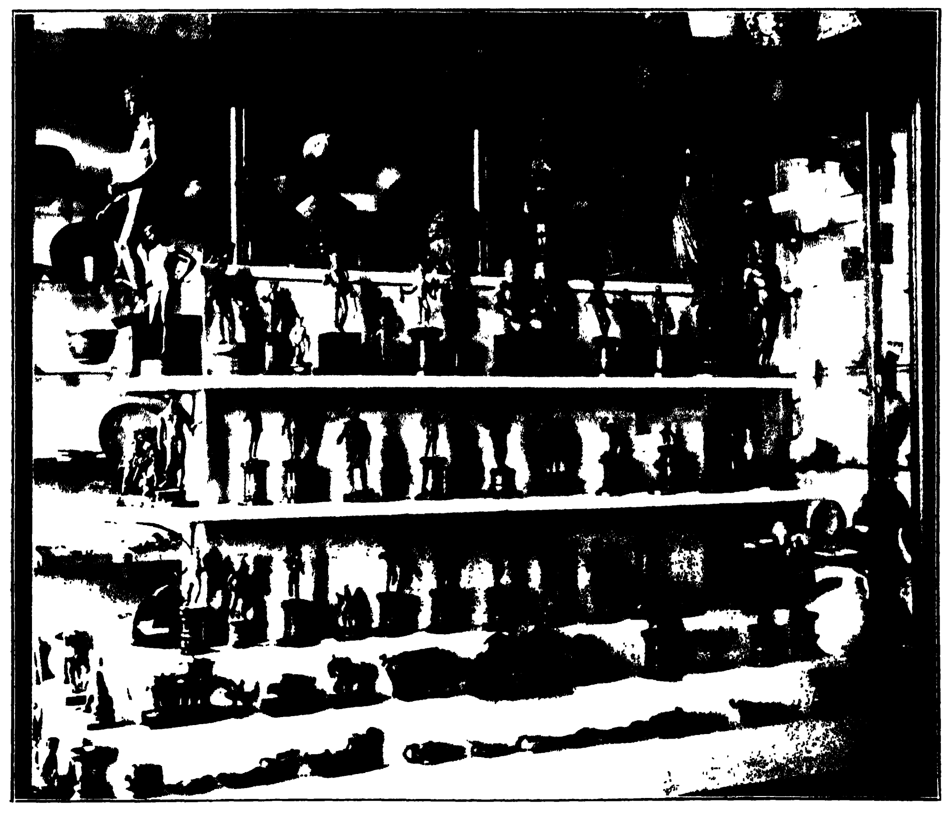
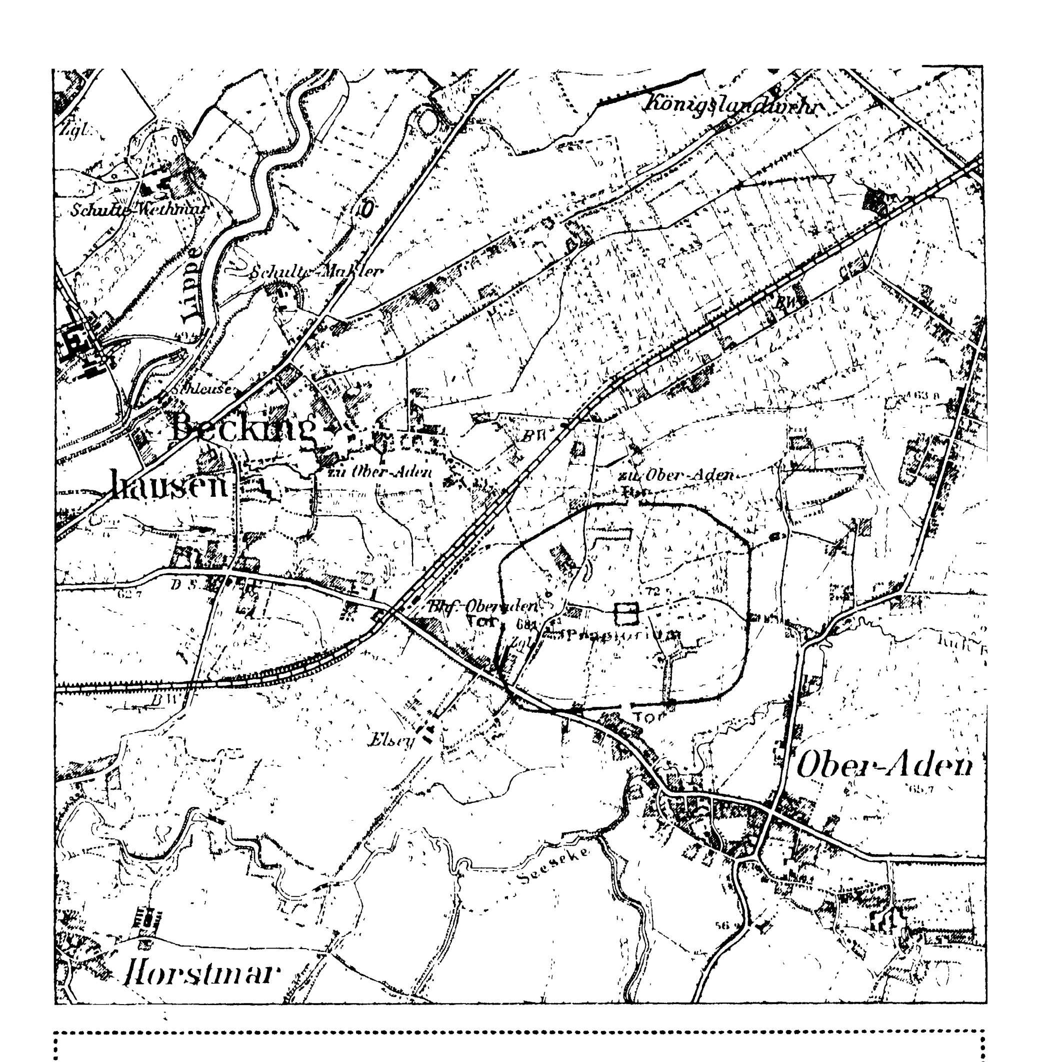


Abb. 30. Römische Bronzen aus Germanien, meist Nachbildungen, im Römisch-Germanischen Centralmuseum zu Mainz. Photographie von Dr. Behn. (Zu Seite 147.)

zeuge berichtete derselbe Plinius auch über einen Chattenfeldzug, durch den sein Gönner **Pomponius Secundus** zu dem Dichterlorbeer die Abzeichen des Triumphators erwarb. Auch die kurze Nachricht, die aus jenem Bericht in die Annalen des Tacitus übergegangen ist, läßt, wie mich dünkt, noch erkennen, daß man den jetzigen Rheingau zu jener Zeit behauptete. Raubend und plündernd waren die Chatten ins obere Germanien — wir müssen noch sagen: in den Bereich des obergermanischen Heeres — eingebrochen, und der Legat Pomponius Secundus hatte Reiterei und Hilfstruppen ausgesandt, um die Beutebeladenen zu verfolgen, während er selbst mit den Legionen die Taunushöhen besetzte, bereit, einzugreifen, wenn die ausgesandten Truppen mit dem Feind nicht fertig würden. Indessen gelang es dem einen Korps, einen Teil der Germanen zu überraschen, wobei nicht nur alle Beute ihnen abgejagt wurde, sondern auch einige Gefangene aus der Varusschlacht nach vierzig Jahren sich befreit sahen; das andere Korps trat gar einem anderen Teil der Chatten in offenem Kampfe mit Erfolg entgegen. Die Legionen konnten nach Mogontiacum zurückgeführt werden; aber der Legat wird gewiß eine Vorpostenkette auf dem Taunus zurückgelassen haben.

Überhaupt ist ja die Räumung des rechten Rheinufers nicht so zu verstehen, als ob nun die Germanen nach Belieben an den Strom vorrücken und das gegenüberliegende Reichsgebiet aus nächster Nähe hätten bedrohen dürfen. Wie es nach dem Zeugnis des Tacitus erst den Friesen, dann den Amsivariern zur Zeit Neros mit Gewalt verwehrt wurde, das scheinbar herrenlose rechte Ufer des Niederrheins zu besetzen, auf dem man jetzt sogar noch eine römische Militärziegelei nachgewiesen hat, so wird man am ganzen Strom entlang die Germanen vom Ufer abgedrängt haben, um so mehr, als nach der Vorstellung der Germanen selbst das Ödland um die Grenzen der Maßstab der Macht eines Volks war. Wenn die Cherusker sich von Rom einen König erbaten, einen von dem durch Bruderkämpfe in der Heimat vernichteten Stamm des Arminius, Italicus, den Sohn jenes Flavus, so konnte das den Schein erwecken, als ob der Arm des Kaisers noch weit nach Germanien hineinreichte. Aber es war Schein. Mit gnädigen Worten, wie einen Vasallenfürsten, entließ den Italicus Claudius, aber er tat nichts, um ihn auf seinem Thron zu halten, als der ins Wanken geriet: mit den Waffen fristete Italicus seine angefochtene Herrschaft, dann ward er vertrieben und von den Langobarden zurückgeführt, „in Glück und Unglück", wie Tacitus sagt, „ein Unheil für die Cherusker". Die kaiserliche Gnade, die sein Vater sich durch den Abfall von der Heimat verdient hatte, bedeutete nichts für ihn. Ebensowenig griff Claudius ein, als ein anderer Schützling des Reichs, der Quade Vannius, seine Hilfe anrief, dem Drusus, des Tiberius Sohn, nach Marbods Sturz eine Herrschaft jenseits der Donau verschafft hatte. Eine sichere Zuflucht ward ihm angeboten, aber erst auf dem rechten Donauufer gab es römische Waffen zu seinem Schutz. Es konnte die Meinung aufkommen, den Legaten der Grenzheere sei das Recht der Kriegführung entzogen, und die tätigen unter ihnen, wie eben Corbulo, suchten durch Friedensarbeiten wie Damm- und Kanalbauten den Folgen des müßigen Lagerlebens vorzubeugen: ein vor mehr als sechzig Jahren von Drusus begonnener Deich zur Abdämmung des Rheins wurde damals vollendet, Rhein und Maas werden in der Nähe ihrer Mündung durch einen Kanal verbunden, die fossa Corbulonis, deren Anlage man mit der Gründung einer neuen, auf den Angriff gegen Britannien gerichteten Flottenstation bei Voorburg (= Praetorium Agrippinae?) in Verbindung gebracht hat, ein Kanal zwischen Mosel und Saône wurde geplant, der einen Schiffsweg vom Mittelmeer zur Nordsee geschaffen hätte, die Ausführung aber durch den Legaten der Belgica hintertrieben, der sich den Eintritt der Legionen in seine Provinz verbat.

Aber bald sollte es wieder in Erinnerung gebracht werden, daß dieses stolze Rheinheer, das größte, das Rom an einer Reichsgrenze stehen hatte, bestimmt




Karte IX. Das Lager bei Oberaden.
Nach dem Meßtischblatt unter Eintragung des Lagers nach den im R. G. Korrespondenzblatt veröffentlichten Plänen und G. Kropatschecks Angaben. (Zu Seite 19.)



Abb. 31. Römische Gläser. Nachbildungen im Römisch-Germanischen Centralmuseum zu Mainz. Photographie von Dr Behn. (Zu Seite 153f.)

war, nicht nur die Germanen zum mindesten im Zaum zu halten, sondern auch die innere Ruhe Galliens zu verbürgen: „commune in Germanos Gallosque subsidium“ nach den Worten des Tacitus. Und wenn die Angriffslust, nicht nur der römischen Generale oder doch des allerhöchsten Kriegsherrn, sondern dem Anschein nach auch die der Germanen, eine Zeitlang eingeschlafen zu sein schien: nichts war geeigneter, die Germanen aufzurütteln als ein Aufstand in Gallien, wie er in der letzten Zeit des Nero losbrach — die Empörung des Julius Vindex, weniger gegen die römische Herrschaft als gegen die Person des Herrschers gerichtet und der Anstoß zu Neros Sturz, aber ebendarum auch das Vorspiel zu den Wirren des Vierkaiserjahres und mitschuldig an der bedeutenden und schließlich so schmachvollen Rolle des Rheinheers in diesen Kämpfen. Der Legat der oberrheinischen Legionen Verginius Rufus zog mit seinem aus den niederrheinischen Legionen noch verstärkten Heer gegen Vindex zu Felde, aber vor Vesontio kam seine Treue zu Nero ins Wanken, und wider den Willen ihres Führers, der sich mit dem Empörer verständigt hatte, besiegten die Legionen die Truppen des Vindex in blutigem Kampf, dessen Ausgang den Vindex zum Selbstmord trieb. Daß aber die Legionen auch nicht die Treue zu Nero zum Kampf geführt hatte, sondern nur die Abneigung gegen den Gallier und gegen seinen Kaiserkandidaten Galba, das zeigte sich, als sie nach dem Sieg ihren Legaten zum Kaiser ausriefen, und als Verginius die gefährliche Ehre zurückwies, wollten die rheinischen Legionen dennoch ihren Kaiser haben und erhoben den Legaten des niederrheinischen Heeres, Aulus Vitellius, auf den Schild.

Das Ende Galbas, der Kampf zwischen Otho und Vitellius, das Aufkommen Vespasians ist hier nicht zu erzählen. Aber das Schicksal der Rheinlande ist mit dem Kampf um den Thron verflochten. Das Schicksal der Rheinlande ist Schicksal und Schuld der rheinischen Legionen. Diese hatten den Vitellius erhoben, hatten in heißem Kampf für ihn entschieden. Nun suchte der neue Gegner, der dem Kaiser des Rheinheers im Osten erstand, die Stellung seines Rivalen gerade von der Seite, von der jener ausgegangen war, zu erschüttern: es war ein bedenklicher Plan, durch die Erregung eines germanischen Aufstands die Legionen des Vitellius am Rhein festzuhalten oder dahin zurückzurufen. Aber Vespasian scheint das weite Gewissen zu solchem Beginnen gehabt zu haben. Als Boten Vespasians wenigstens kamen die Abgesandten seines Feldherrn zu dem Bataver

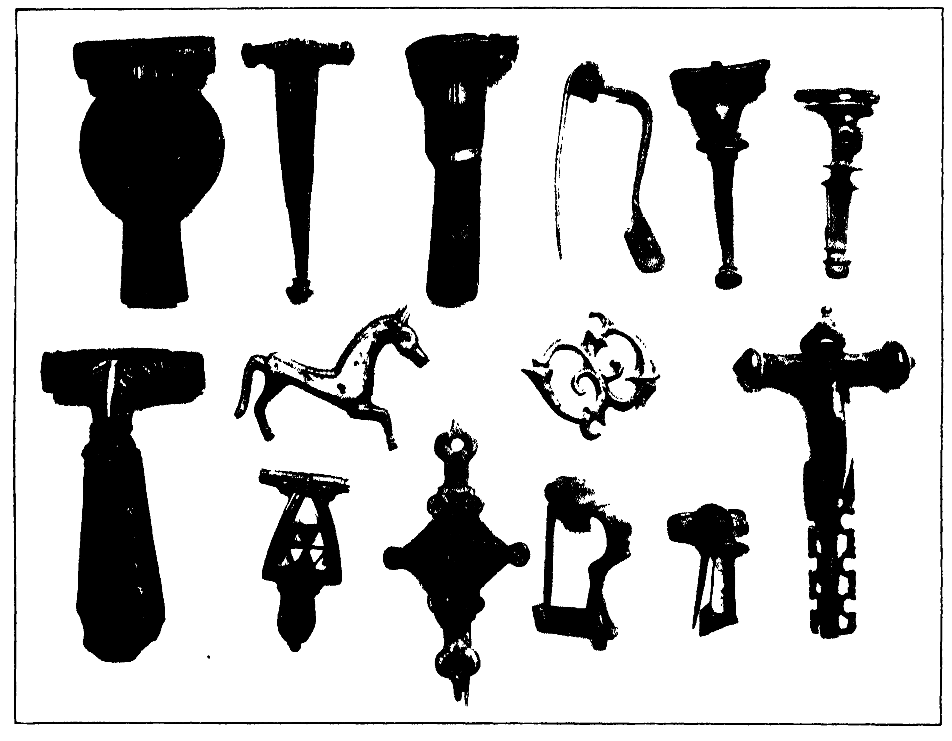


Abb. 32. Römische Fibeln, größtenteils im Mainzer Museum Zu den Haupttypen in der oberen Reihe s. Almgren, Nordeuropäische Fibelformen (Stockholm 1897): Typ. 240, 242, 45 f., 15, 68; Ritterling, Nass. Ann. XXXIV, S. 40 f.; zu den meisten der anderen Barthel, O. R. L., Kastell Zugmantel zu Taf. IX X. (Zu Seite 147.)

Civilis und fanden bei ihm ein williges Ohr. Er wußte seine Bataver und ihre nächsten Nachbarn zu gewinnen, forderte auch die im römischen Heer stehenden Landsleute zum Anschluß auf, und der erste kleine Erfolg verschaffte ihm die Bundesgenossenschaft zahlreicher Germanenstämme des rechten Rheinufers.

Die Gefahr war um so größer, als die Legionare, die Vitellius nach Italien geführt hatte, nur durch Rekruten und nicht in voller Zahl ersetzt waren. Sieben Legionen standen noch am Rhein — von den vier des unteren Heeres zwei in Vetera (Karte II), je eine in Neuß (Karte X auf S. 53) und Bonn, von den drei des oberen zwei in Mainz (Karte IV), eine in dem fernen Windisch (Karte XIX) — aber es waren nicht volle und nicht die alten Legionen. Die Nebenbuhlerschaft und der rasche Wechsel der Kaiser mußten auf Treue und Mannszucht verderblich wirken, aber vielleicht hätten doch jene alten Legionen nicht die unerhörte Schmach



Abb. 33. Vindonissa. Blick ins Aaretal vom Gebenstorfer Horn aus.
Nach einer Photographie von Fräulein Emmy Reichard. (Zu Seite 103 f.)

auf sich geladen, die eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte des römischen Heeres ist.

Ganz anders aber als zu einem rechtschaffenen Germanenkrieg standen auch von vornherein die Legionen zu einem Kampf, der, im Bundesgenossenland entfacht, sofort in die Reihen der „Bundesgenossen" des Heeres getragen werden mußte. So wurde die Bewegung zu einem „Krieg der Soldaten zweiter Klasse gegen die der ersten" und vereinigte mit der Gefahr des auswärtigen Kriegs die Gefahr und Erbitterung eines inneren Kriegs und das Widerliche der Meuterei. Schon bevor Civilis zum Abfall von Vitellius aufrief, hatten acht Bataver-



Abb. 34. Vindonissa. Blick von der Breite nach Norden.
Nach einer Photographie von Fräulein Emmy Reichard. (Zu Seite 103 f.)

kohorten von der vierzehnten Legion, mit der sie früher am oberen Rhein gestanden, dann in Britannien ruhmvoll gefochten hatten, sich in Unfrieden getrennt. Während die Legion dem Nero anhing, dann für Otho kämpfte, verweigerten die Bataverkohorten zuerst dem Galba den Gehorsam, der sie nach Britannien zurückschicken wollte, schlossen sich dann zögernd dem Vitellius an. Bei Betriacum standen die Auxiliarkohorten und die vierzehnte Legion einander gegenüber, und nach dem Sieg sollten die Bataver ihre einstigen Kameraden nach Britannien geleiten. Kein Wunder, daß es dabei zu Reibereien und bald auch zu Tätlichkeiten kam. Es war das rechte Vorspiel der folgenden Kämpfe.

Aber der ausgezeichnete Gewährsmann, dem des Tacitus Kriegsbericht im vierten und fünften Buch der Historien seine bei dem „unmilitärischsten aller Schriftsteller" ungewöhnliche sach- und ortskundige Anschaulichkeit verdankt, ohne Zweifel Plinius, und gewiß nicht bloß zufällig noch ein anderer hervorragender Offizier der Flavierzeit, Frontinus, sprechen lieber von einem „Germanenkrieg", als dessen Grund der Freiheitsdrang der Bataver erscheint, und bereiten die Auffassung vor, die dann Schiller zu der wohl mehr täuschenden als treffenden Vergleichung mit dem „Abfall der Vereinigten Niederlande" geführt hat.

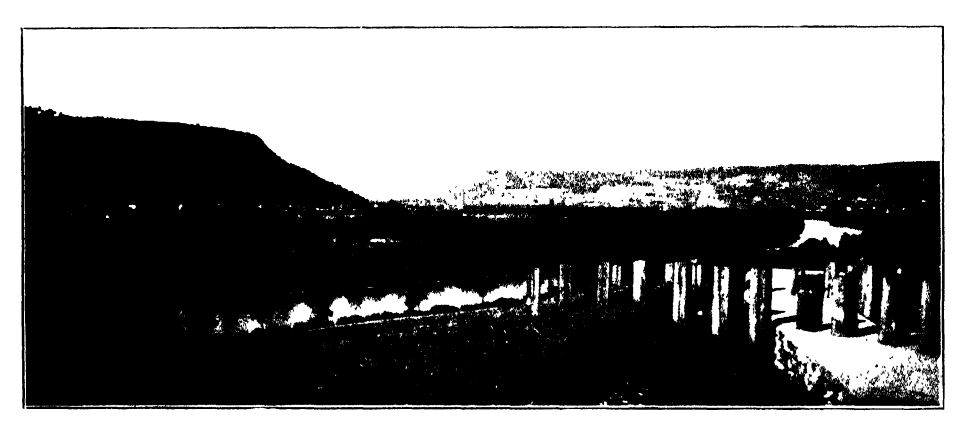
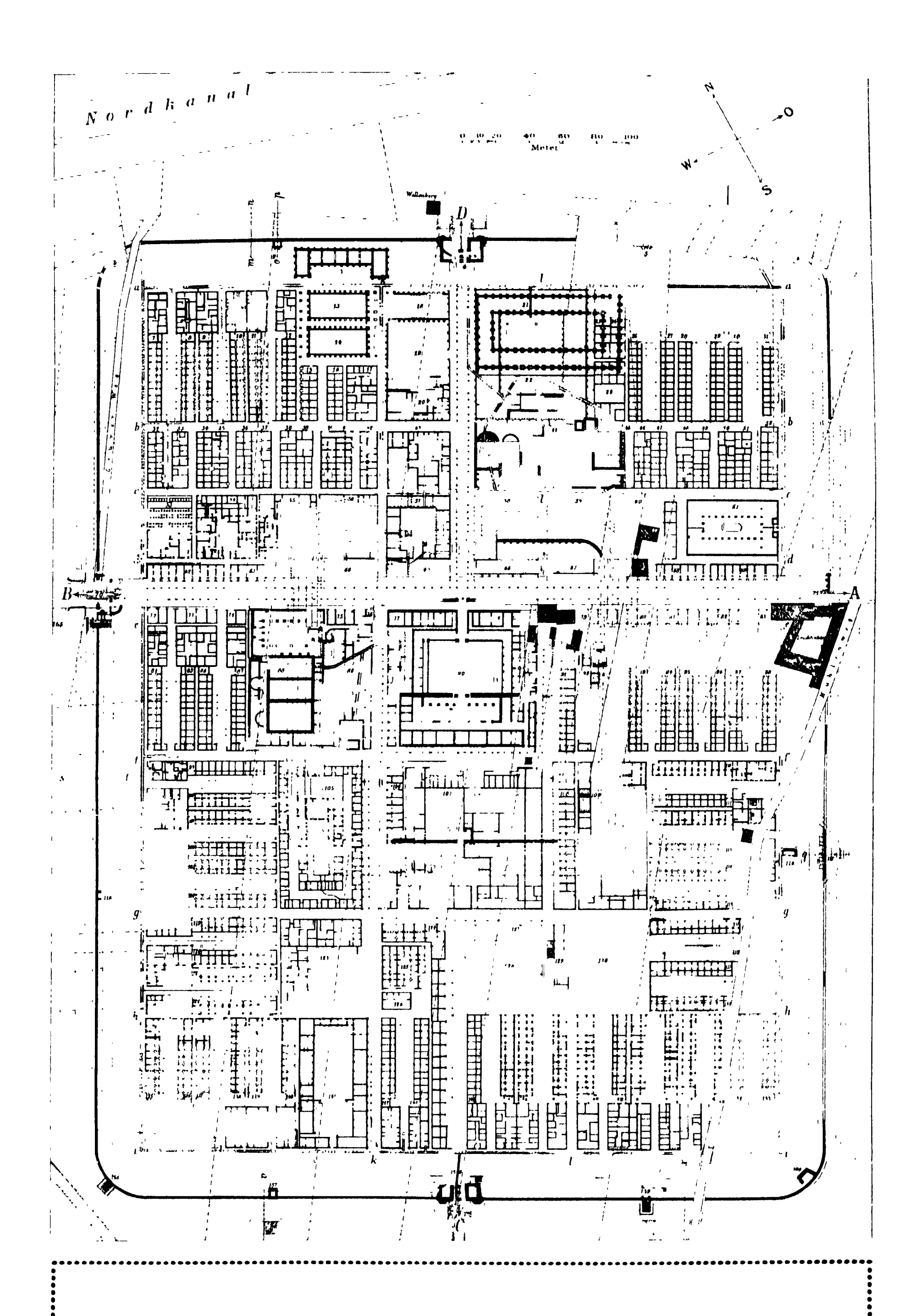


Abb. 35. Vindonissa. Blick ins Aaretal vom Nordtor des römischen Lagers aus, dessen einstige Pfosten die Pfähle rechts bezeichnen. Photographie von Dr. Pfenniger in Brugg Vgl. S. Heuberger, Baugeschichte Vindonissas, S. 36f. (Zu Seite 103f.)

Julius Claudius Civilis also — schon durch seinen Namen ein Zeuge des willigen Bundes der Bataver mit Rom — Anführer einer Kohorte seiner Landsleute, deren Vorrecht es war, nur Offizieren ihres Stammes zu gehorchen, war zweimal auf Grund vielleicht falscher Anschuldigungen dem Tod nah gebracht worden und wollte nun lieber im Kampf um die Freiheit seines Volks als im Dienste Roms sein Leben aufs Spiel setzen. Dazu mochte seinen Ehrgeiz das Beispiel des Vindex locken, und dem stolzen Bewußtsein batavischer Kriegstüchtigkeit durfte das Schicksal des Galliers ausgeschlossen erscheinen.

Es wäre verlockend, hier den uns erhaltenen vortrefflichen Bericht wiederzugeben als eine Probe dessen, was mit dem Werk des Plinius uns verloren gegangen ist, und auch deshalb, weil nirgends so wie hier eine anschauliche Schilderung die Örtlichkeit mit Leben füllt — das vor unseren Augen liegende Lager von Novaesium (S. 53) und das allmählich aus dem Boden erstehende Lager von Vetera samt dem Gelände vor seinen Wällen (Karte II). Aber die Knappheit des Raumes verbietet solche Ausführlichkeit. Bei Tacitus selbst möge der Leser die Erzählung aufsuchen von der Unzulänglichkeit und dem schmachvollen Ende des Hordeonius Flaccus, von dem wackeren und doch vergeblichen Ausharren der Verteidiger von Vetera, von der Schande der Legionen, die zu




Karte X Das Legionslager von Novaesium (Neuß).
Nach dem Plan in den Bonner Jahrbüchern, Band 111 12 (1904). (Zu Seite 105)

ihrem Entsatz berufen waren, meuternd ihre Führer erschlugen und einem gallischen Reich den Eid leisteten, schließlich von der Bezwingung erst der Gallier, dann des Civilis durch die Energie des Petilius Cerialis.

Überaus spärlich sind die Schriftstellerzeugnisse für die folgende Zeit, aber mehr als bisher treten neben sie von nun an die Zeugnisse der Denkmäler. Von der Zeit der Flavier an ist fast zwei Jahrhunderte hindurch die Geschichte der Germanenkämpfe, die Geschichte des Limes, am Rhein wie an der Donau. Sie soll für uns der Faden sein, an dem die dürftigen literarischen Notizen aufgereiht werden mögen.

Die Geschichte dieses gewaltigsten Römerwerks auf deutschem Boden erzählt uns kein Schriftsteller; ihre Grundzüge aber hat in den letzten zwei Jahrzehnten der Spaten dem Erdboden abgewonnen. In den wenigen Nachrichten über die große vom Rhein zur Donau reichende Grenzsperre begegnet uns schon der Name des Domitian, dennoch ist die memoria damnata dieses Kaisers erst durch die Arbeit des Spatens recht zu Ehren gebracht worden.

Gefeiert wurde zwar zu seiner Zeit hinlänglich der Chattenkrieg des Jahres 83. Martial und Statius spielen auf ihn an, und Statius, der des Domitian Kriegstaten in einem Epos zu feiern gedachte, hat vielleicht ein Gedicht über diesen Krieg wirklich ausgeführt, als einen Teil jenes größeren Ganzen, der unter dem Titel „de bello Germanico" angeführt wird. Gegen Ende des Jahres hat Domitian den Triumph gefeiert; seitdem erscheint in seiner Titulatur der Beiname Germanicus, den er nach Martials Schmeichelei schon dreizehn Jahre zuvor verdient hätte. Trauernde Germanen sieht man von nun an oft auf seinen Münzen, auf einer mit der Inschrift Germania capta (Abb. 36), auf anderen den Kaiser zu Pferd gegen einen Germanen ansprengend, den Rheingott zu den Füßen des Kaisers, die Siegesgöttin die Worte de Ger(manis) auf ihren Schild schreibend. Dreimal ist Domitian im Laufe des Jahres 83 zum Imperator ausgerufen worden, zweimal davon wohl nach wirklichen oder angeblichen Siegen im Germanenkrieg. Schließlich spricht ein Zeuge ersten Ranges, ein hoher Offizier, Sex. Julius Frontinus, wahrscheinlich als Augenzeuge, des öfteren von diesem Krieg. Aber schon mancher Zeitgenosse stand den Siegesnachrichten skeptisch gegenüber, und die Nachwelt wollte vollends nicht daran glauben. Nach Tacitus waren die im Triumphzug aufgeführten Gefangenen zusammengekauft und zu Germanen herausgeputzt; nach Dio hätte der Kaiser gar keinen Feind zu Gesicht bekommen.




Abb. 36.
Münze des Domitian.

Mag immerhin die Zahl der gefangenen blonden Chatten für einen kaiserlichen Triumphzug zu klein gewesen sein und ein Haarfärbemittel nachgeholfen haben: daß nicht der ganze Krieg ein Possenspiel war, wie der des Caligula, das dürfen wir dem Frontin glauben, das bezeugen uns heute die ältesten Anlagen des Limes. Von diesem „Limes" gerade spricht Frontin, und sein Wort hat hier um so größere Bedeutung, weil er ja Techniker war, und möglicherweise auf ihn selbst die Anlage der limites zum Teil zurückgeführt werden darf.

Unter dem „Limes" versteht man gemeinhin die Befestigung, die sich, streckenweise noch deutlich erkennbar, für den Spaten fast lückenlos verfolgbar, vom Rhein zur Donau zieht, von Rheinbrohl bis zu dem württembergischen Lorch als Wall und Graben, von Lorch bis Hienheim an der Donau als eine mit Türmen besetzte Mauer (s. die Karten XVI und XVIII und die Abbildungen 37 bis 41). Mommsen hat indessen klargestellt, daß die Befestigung zum Begriff des Limes keineswegs gehört, für ihn nicht wesentlich ist, und nach ihm haben vann andere dargelegt, daß auch der Begriff der Grenze mit dem

Wort Limes nicht notwendig und ursprünglich verbunden ist. Als eine ins feindliche Land hineinführende Heerstraße lernten wir den „Limes“ des Tiberius kennen (S. 36), und verbindende Straßen, je nach Bedürfnis aufgedämmt, waren auch die limites und aggeres, durch die Germanicus Aliso mit dem Rhein verband. Die limites Domitians könnten sehr wohl auch nichts anderes, allenfalls auch Grenzwege sein; auf keinen Fall brauchten sie notwendig als eine Befestigung angesehen zu werden. Denn es heißt da: „Weil die Germanen, nach ihrem Brauche aus waldigen Bergen und dunkeln Verstecken hervorbrechend, bald hier bald dort die Unsrigen angriffen und immer einen sicheren Rückzug in die tiefen Wälder hatten, ließ der Kaiser auf einer Strecke von 120 Meilen ‚limites‘ ziehen, brachte dadurch den Krieg auf einen ganz andern Fuß und wurde der Feinde Herr, indem er ihre Schlupfwinkel bloßlegte.“ Es ermöglichte die Freilegung eines natürlich mit Wachttürmen, die auf Kastelle sich stützten, besetzten Grenzstreifens, die Bewegungen der Gegner zu beobachten und an den ihrem Angriff ausgesetzten Stellen auf dem Grenzweg, der die Wachttürme und Kastelle verband, oder aus rückwärts



Abb. 37. Limeskastell Weißenburg a. S. (Zu Seite 54 f.)

liegenden größeren Kastellen, dann also auf limites in jenem anderen älteren Sinn, möglichst schnell die nötigen Truppen zusammenzuziehen.

Ob sich Reste dieser domitianischen limites aus der großen offenbar späteren und scheinbar einheitlichen Anlage des Limes würden herausschälen lassen, in ihrem Zuge selbst, vor oder hinter ihr, das war eine der Hauptfragen, die an die Arbeit des Spatens gestellt wurden, als im Jahre 1892 die Reichslimeskommission ans Werk ging.

Gegen den Stamm der Chatten war der Feldzug des Domitian gerichtet. Der Mittelpunkt des Chattenlandes, Mattium, lag nördlich von der Eder, unweit Fritzlar. Davon ist schon die Rede gewesen (S. 11 u. 37). Unsicherer sind die Grenzen; daß das Chattengebiet sich aber in der Taunusgegend bis zum Rhein erstreckte, ist gewiß, und nur das ist hier von Bedeutung. Dort lag, wie wir gesehen (S. 16, 20 u. 37), das Kastell des Drusus, „im Chattenland am Rhein selbst“ und möglicherweise identisch mit dem von Germanicus erneuerten „in monte Tauno“; dort wohnten die Mattiaker, nach ihrer eigenen Meinung und ihrem Namen zu den Chatten gehörig; von Mainz gingen die Chattenfeldzüge des Drusus und Germanicus aus (S. 20 u. 37), auf den Taunushöhen hatte Pomponius Secundus




Abb. 38. Limeskastell Neckarburken. (Zu Seite 54 f.)

im Jahre 50 n. Chr. seine Legionare aufgestellt, während er die Auxiliartruppen gegen die Chatten aussandte (S. 48); Chatten vornehmlich waren es, die während des Bataveraufstandes Mainz belagerten. Im heutigen Hessen- und Nassauerland waren also die Limites des Domitian zu suchen.

Nun sieht man gerade hier im Zug des späteren Limes eine weit nach Norden, bis gegen Gießen hin, ausgreifende Schleife, die zwar erklärbar ist durch den Wunsch, die fruchtbare Wetterau in die Reichsgrenze einzuschließen, näher aber doch den Gedanken legt, daß hier eine ältere, unter anderen Gesichtspunkten abgesteckte Linie der späteren, sonst so unpraktische Ausbuchtungen vermeidenden Grenze eingefügt sei.

Wall und Graben des obergermanischen Limes wie die Mauer des rätischen hat zehnjährige Archäologenarbeit als die allerletzte Phase einer fast anderthalb Jahrhunderte währenden Entwicklung erwiesen, und nichts veranschaulicht besser den historischen Gewinn dieser Arbeit als die einfache Tatsache, daß in einer Geschichte der Limesanlagen heute der Limes, von dem früher allein die Rede zu sein pflegte, mit wenigen Worten abgetan werden kann, obgleich die Zeit seiner Errichtung allerdings noch streitig ist: das, wobei die Darstellung zu verweilen hat, die lange Vorgeschichte haben uns erst die Ausgrabungen erschlossen, der in die Tiefe, bis zum gewachsenen Boden dringende Spaten, die sorgfältige Beobachtung verkohlter und vermoderter Holzreste, die vergleichende Betrachtung unscheinbarer Topfscherben.

Und diese Vorgeschichte reicht zurück bis zu den Anlagen Domitians, ja darüber hinaus bis zum Chattenkastell des Drusus, oder doch — wenn dieses selbst vielleicht noch nicht als sicher nachgewiesen gelten darf — bis zu unzweifelhaften Spuren der Besetzung in augusteischer Zeit, der Behauptung in nachaugusteischer, die uns beweisen, daß der Verzicht des Tiberius und dann des Claudius sich auf das Vorland der Feste Mogontiacum niemals erstreckt hat (vgl. S. 47 f.).



Abb. 39. Die Mauer des rätischen Limes bei Ellingen-Kalldorf. (Zu Seite 71.)

Dem Wall und Graben, deren Anlage mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Zeit Caracallas gesetzt wird, ging eine Verzäunung der ganzen Grenze voraus: nach dem Zeugnis des modernen Sachverständigen freilich „ein militärisch und technisch so monströser Gedanke, daß er nur von den diesen Anschauungen Fernstehenden erdacht worden sein kann", nach dem unzweifelhaften Ergebnis der Grabungen aber wirklich vorhanden und nach dem ausdrücklichen Zeugnis eines alten Schriftstellers von Hadrian ausgeführt. Mehr denn tausend Wachttürme dienten der Überwachung dieser Grenzsperre. Aber nur auf der schon auf der Karte durch ihren schnurgeraden Zug auffälligen Strecke zwischen Miltenberg am Main (vollends zwischen Walldürn) und der rätischen Grenze, einer Strecke, der wir später noch unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen (S. 76), sind die Wachttürme von Anfang an aus Stein erbaut gewesen, am ganzen Limes nördlich vom Main, wie auch an der hinteren Linie im Süden, sind die Steintürme an die Stelle von Holztürmen getreten. Doch Material und Konstruktion der Türme sind nicht das einzige Unterscheidungsmerkmal eines späteren und eines älteren Limes: der durch die hadrianische Palisade bezeichnete ist in der Wetterau, wie sonst, in großen, geradlinigen Abschnitten geführt, mit derselben Tendenz, die uns am krassesten auf jener eben erwähnten 80 Kilometer langen Strecke südlich vom Main entgegentritt, während der ältere sich in oft gewundenem und geknicktem Zug an das Gelände anschließt. Mit Recht hat man hier einen Systemwechsel erkannt, „der nur mit einer Neuorganisation des Grenzdienstes im Zusammenhang stehen kann". Größere Kastelle in Steinbau, dicht am Limes gelegen, wo sich früher nur kleine Erdkastelle fanden, beweisen denn auch eine Vorschiebung der Truppen nach der Grenze, deren Zweck ebensowenig die Verteidigung im Kriegsfall gewesen sein kann, als der Verzicht auf den Ausblick ins Vorgelände zugunsten der Erleichterung des Signaldienstes längs der Grenze selbst militärischen Zwecken dienlich sein konnte. Beides läßt, so hat man gemeint, auf friedliche Zeitläufte schließen, in denen „administrative Zwecke das militärische Interesse vollkommen

verdrängt hatten". Kriegerische Zeiten forderten weiter zurückliegende Lager, in denen größere Abteilungen vereinigt waren, die je nach dem von der Grenze gemeldeten Bedürfnis bald hierhin, bald dorthin geworfen werden konnten, Lager, die sich ihrerseits stützten auf die Legionslager der anderen Rheinseite, in unserem Falle auf Mainz.

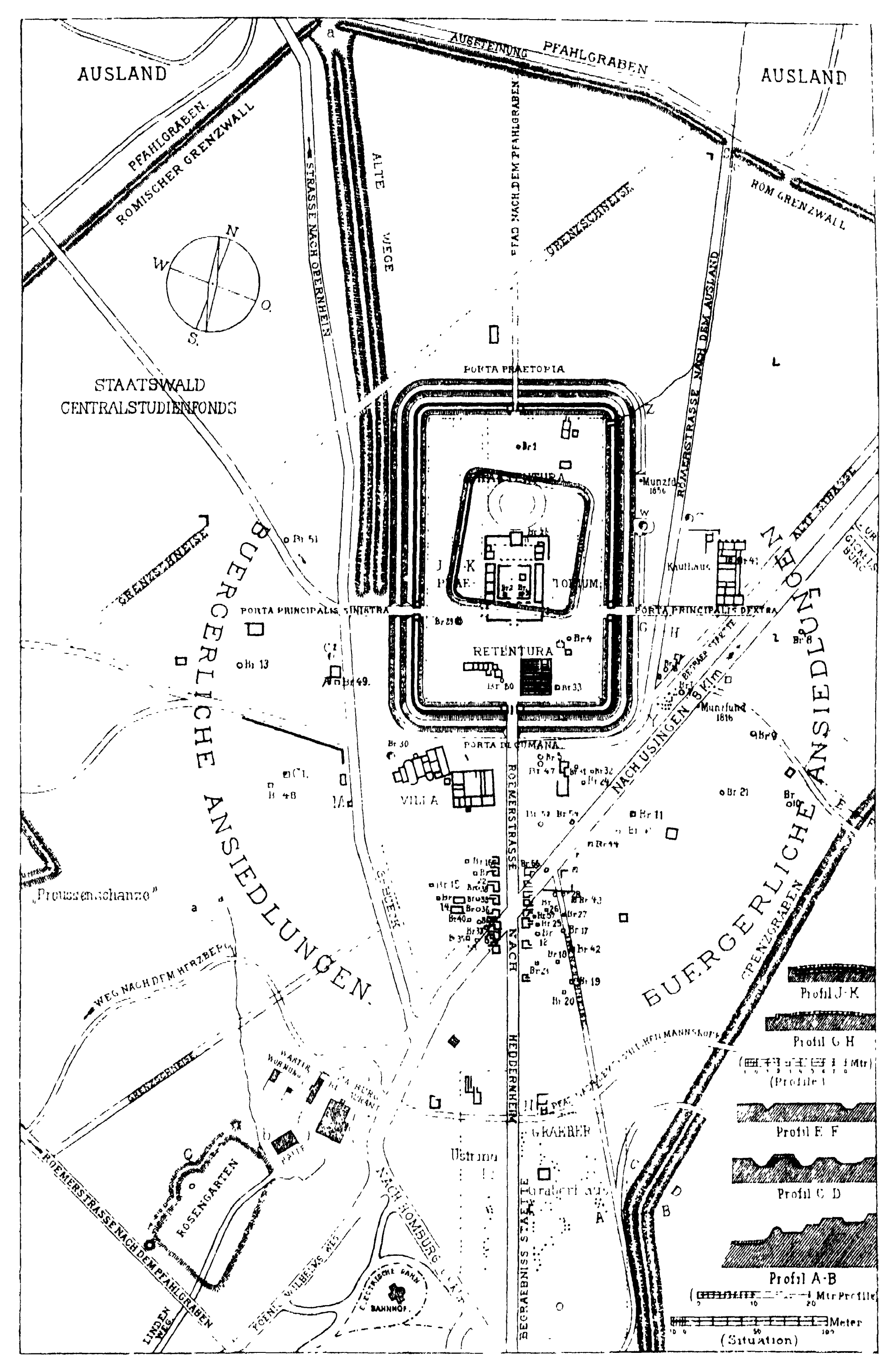
Wenn nun solche Kohortenlager gerade in der Wetterau sich finden, nach Ausweis ihrer Fundstücke in hadrianischer Zeit aufgegeben, so dürfte man sie schon ohne weiteren Beweis mit einiger Zuversicht der domitianischen Zeit, der Zeit des Chattenkriegs, zuschreiben, aber die Fundstücke geben uns nicht nur durch ihr Versagen einen terminus ante quem, sie bezeugen uns auch mit aller Deutlichkeit die Zeit der Anlage und Benutzung, indem die hier gefundenen Ziegel die Stempel der Legionen aufweisen, die nur in Domitians Chattenkrieg hier vereinigt waren. Das gilt von Heddernheim, von Okarben und von dem an der Stelle



Abb. 10. Das Saalburgkastell. Wiederaufgebaut. Porta Praetoria (sonst decumana genannt). Nach dem Meßbild. (Zu Seite 111.)

einer Befestigung der augusteischen Zeit erneuerten Friedberg. Diesen Kohortenkastellen entsprechen zeitlich, wiederum nach Ausweis der Funde, die kleinen Erdkastelle an der Grenze selbst, wie sie auf der Saalburg, der Capersburg, dem Feldberg und auf dem Zugmantel nachgewiesen, sicherlich an vielen Orten noch unter dem Boden verborgen sind, entsprechen ferner die Holztürme; und aus diesen Elementen, zu denen merkwürdigerweise auch hier, wenigstens an einzelnen Stellen, noch eine mechanische Grenzsperre in Gestalt eines Flechtwerkzauns hinzukommt, läßt sich das System der Verteidigung leicht erschließen, wobei dem Zaun zwar kein ernstlicher Verteidigungswert, immerhin aber ein gewisser Nutzen zur Verhinderung unbemerkten Überschreitens der Grenze und zur Verzögerung gewaltsamen Angriffs zugeschrieben werden mag.

Es ist verlockend, hier den Limes des Domitian zu erkennen, der sich herausfordernd tief ins Chattenland vorschiebt, und seine Länge, so weit er gegen die Chatten gerichtet sein würde, d. h. vom Main bis zur Lahn gemessen, kommt den 120 milia passuum des Frontin verführerisch nahe. Aber man darf freilich auf handschriftlich überlieferte Zahlen keinen großen Wert legen, und die 120 Meilen sind außerdem auch schon mit anderen Strecken vereinbar gefunden worden. Auch




Karte XII. Plan des Saalburgkastells und seiner Umgebung. Nach dem „Führer durch die Saalburg". Mit Genehmigung des Herrn Baurats H. Jacobi. Vgl. Karte XX. (Zu Seite 111.)

haben die schon erwähnten neueren Untersuchungen über die Bedeutung des Limes es zweifelhaft gemacht, ob wir bei Frontin wirklich schon eine Grenze darunter zu verstehen haben, und die Mehrzahl „limites“ verstärkt diesen Zweifel, obgleich andererseits die bestimmte Maßangabe, die doch kaum etwas anderes als die Länge bezeichnen kann, zu der anderen Bedeutung schlecht passen will. Endlich möchte die Spatenforschung neuerdings den Anteil Domitians an der ältesten Grenzsperre noch über Lahn und Main hinaus und im Süden selbst auf die rätische Grenze ausdehnen.

Aber wenn auch der Limes zwischen Main und Lahn nicht der ganze domitianische Limes wäre, so ist er doch sicher ein Teil davon, und wenn nun auf einem großen Teil dieser Strecke, in der Wetterau und zwischen Hochtaunus und Lahn, fast alle Holztürme deutliche Spuren gewaltsamer Zerstörung zeigen und durch neue, zum Teil größere, ersetzt worden sind, wenn auch das Kastell Okarben Spuren frühzeitiger Zerstörung und Wiederherstellung zeigt, so hat man gewiß mit Recht daran erinnert, daß wenige Jahre nach dem Krieg des Jahres 83 die Chatten als Verbündete des Empörers Antonius Saturninus einmal bis zum Rhein vorgedrungen sind und nur durch den ausbrechenden Eisgang gehindert wurden, den Strom zu überschreiten. Damals müssen sie den Limes durchbrochen haben, und Türme und Lager, die an ihrem Weg lagen, werden zerstört worden sein. Daß die Wachttürme des Hochtaunus der Zerstörung nicht anheimfielen und nicht erneuert zu werden brauchten, wird man nicht, wie geschehen ist, durch die Annahme zu erklären haben, daß sie damals noch nicht bestanden — denn eine solche Lücke in der Grenzsperre wäre befremdlich —, sondern vielmehr dadurch, daß sie, fern vom Weg der hereinbrechenden Germanenscharen gelegen, einem Angriff entgingen; sei es nun, daß ihre Wachmannschaft sich auf eines der Kastelle oder auf Mainz selbst zurückzog, als sie nach dem Durchbruch in der Wetterau den Feind sich in den Rücken kommen sah, sei es, daß sie auf ihrem zur Winterszeit doppelt verlorenen Posten ausharrten, bis der Strom der Germanen zurückgeflutet war, was nach der schnellen Niederwerfung des Aufstandes so rasch geschehen sein wird, daß zu einer systematischen Zerstörung aller Befestigungen auf der ganzen Strecke gar nicht die Zeit war.

So erhalten hier die Tatsachen des archäologischen Befunds, deren Sprache wir sonst nicht mit voller Sicherheit verstehen würden, durch ein kurzes Wort Suetons ihre Erklärung und dienen ihm wieder zu anschaulicher Erläuterung.

Die Germanen mußten zurückgedrängt, die Ehre der römischen Waffen wiederhergestellt, die Grenzwache womöglich verstärkt werden. Das war immerhin ein „bellum Germanicum“, wenn auch nicht von den bedrohlichen Dimensionen, die ihm die Verbindung mit einem erfolgreichen Aufstand gegeben hätte. Wahrscheinlich hatte der Chattenkrieg seit fünf Jahren überhaupt nicht ganz geruht: darauf weisen uns andauernde Beziehungen der Münzbilder hin (S. 54), und eine oder die andere der schnell aufeinander folgenden Imperatorehren des Kaisers mag auf einen Erfolg in Germanien zurückgehen. Die Siege des Jahres 89, obwohl schwerlich in des Kaisers Gegenwart erfochten, schienen sogar eines neuen Triumphes wert zu sein, den Domitian noch vor Ablauf des Jahres mit dem über die Daker zusammen feierte. Nicht nur die Erneuerung, sondern eine Erweiterung der Grenzsperre kann die Folge dieser Kämpfe gewesen sein, und so mag es sich erklären, daß die Limesstrecke zwischen Lahn und Rhein, die das Neuwieder Becken einschließt, nach ihren Funden schon früher, wahrscheinlich domitianischer Zeit angehört, und daß manche Anlagen südlich vom Main, von denen alsbald noch die Rede sein soll, kaum in viel spätere Zeit gesetzt werden können — wenngleich ich es für verkehrt halten muß, hier (in der Strecke Stockstadt-Cannstatt und, wunderlicherweise, Obernburg-Miltenberg) den eigentlichen domitianischen Limes, von dem Frontin spricht, zu finden.

Doch der Aufstand des Antonius Saturninus, der die Gefahren des Vierkaiserjahres wieder heraufzubeschwören drohte, gehört auch abgesehen von seinem

Zusammenhang mit einem Germanenkrieg in den Kreis unserer Betrachtung. Wohl ist es eine der vielen Verschwörungen gegen einen verhaßten Kaiser; aber es ist eine, die zugleich einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der rheinischen Legionen, vielleicht auch der Verwaltung der Rheinlande, bedeutet und grell die Gefahr beleuchtet, die an dieser Grenze lauerte, nicht nur für den einzelnen Kaiser, sondern für das Reich, nicht nur von den jenseitigen Barbaren, sondern von den berufenen Verteidigern der Grenzmark selbst.

Aber dieser Aufstand ist auch ein drastisches Beispiel der Zerrüttung unserer Überlieferung. Wir erfahren, daß Antonius als Kommandant des obergermanischen Heers in einem Lager von zwei Legionen, also in Mainz, die Fahne des Aufruhrs aufpflanzte, zweifellos von den beiden Mainzer Legionen, vielleicht auch von denen in Straßburg und Windisch zum Kaiser ausgerufen ward; wir erfahren



Abb. 41. Blick in das Saalburgmuseum.
Nach einer von Baurat H. Jacobi zur Verfügung gestellten Photographie. (Zu Seite 111.)

ferner, daß er mit den Germanen sich verband, daß der Aufstand in Rom große Bestürzung hervorrief, daß der Kaiser selbst mit den Prätorianern schleunigst aufbrach, aber schon unterwegs die Nachricht erhielt von der Niederwerfung der Empörung und dem Tod des Imperators. Die Akten der Arvalbrüder gestatten uns, als die Zeit der Ereignisse den Winter des Jahres 88/89 zu bestimmen. Der rasche Sieg war das Verdienst des L. Appius Maximus Norbanus, dem, wie schon gesagt, dabei plötzliches Tauwetter zustatten kam, das den Germanen den Rheinübergang verwehrte; „confector belli Germanici“ nennt diesen Appius Maximus die Grabschrift seiner Gattin. Martial preist seine Tat:

cum tua sacrilegos contra Norbane furores
staret pro domino Caesare sancta fides . . .*)

Für rühmlicher noch als den Sieg hält Dio die Gesinnung, die den Norbanus alle Briefe im Nachlaß des Antonius vernichten hieß, damit niemand

*) „. . . als deine Treue, Norbanus, den Kaiser gegen verbrecherische Wut schützte.“

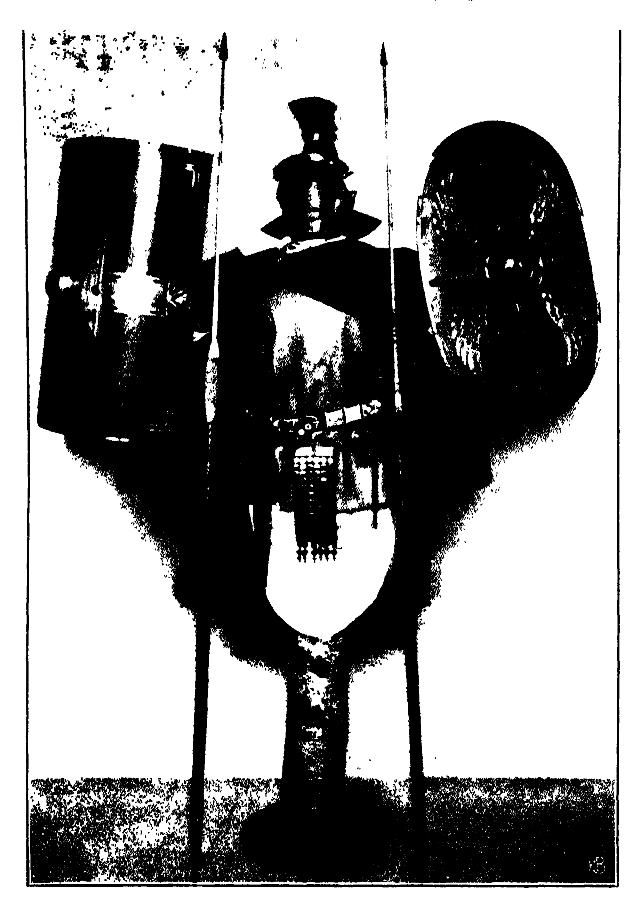


Abb. 42. Römisch-Germanisches Centralmuseum zu Mainz. Trophäe aus römischen Waffenstücken. Nachbildungen. (Zu Seite 97 f.)

kompromittiert würde — eine Vorsicht, die freilich vergeblich war, da der Kaiser zur Verfolgung Verdächtiger kompromittierender Briefe nicht bedurfte.

In welcher amtlichen Eigenschaft aber Norbanus dem Empörer entgegentrat, und wo die Schlacht geschlagen wurde, das und vieles andere fragen wir unsere Überlieferung vergeblich.

Die einen halten den Norbanus für einen Legionslegaten des Antonius, die anderen für den Statthalter von Aquitanien, wieder andere für den von Gallia Lugudunensis, für den Prokurator von Rätien, für den Statthalter von Pannonien. Die Entscheidung hat meines Erachtens der Nachweis gebracht, daß alle vier Legionen des niederrheinischen Heeres samt der Flotte und mehrere Auxiliartruppen um diese Zeit den Beinamen pia fidelis (Domitiana) erhielten. Kein wahrscheinlicherer Anlaß ist denkbar als die gegen den Empörer bewährte Treue. Dann war auch sicherlich der dieser selben Treue wegen gepriesene Norbanus Kommandant dieses niederrheinischen Heeres; dann wurde aber auch gewiß die Schlacht nicht in der Nähe des Bodensees geschlagen, wie man aus einem Vers des Martial geschlossen hat, der auch eine andere Deutung zuläßt. Nur der Mittelrhein kommt in Betracht, an dem auch allein das Eingreifen der Chatten, die unter jenen Germanen zu verstehen und stets verstanden worden sind, füglich denkbar ist; die nächste Umgebung von Mainz selbst freilich wohl nicht, da hier die damals wahrscheinlich schon stehende Brücke den Germanen das Überschreiten des Stroms auch bei Eisgang ermöglicht hätte. Man darf vermuten, daß der Usurpator sich der Grenze des unteren Bezirks genähert hatte mit der Absicht, die niederrheinischen Legionen für sich zu gewinnen, und daß dort, etwa im Neuwieder Becken, ihm Norbanus entgegentrat.

Wenn Domitian auf die Nachricht von dem Ende des Aufruhrs umkehrte und nicht an den Rhein kam, so ist es selbstverständlich, daß Norbanus auch die Züchtigung der Chatten übernahm; so erst wird ja auch der Name „confector belli Germanici“ gerechtfertigt. Den Krieg gegen die Chatten hatte der Kommandant des oberen Heeres zu führen, und es ist überaus wahrscheinlich, daß Norbanus nicht nur augenblicklich nach des Antonius Niederlage und Tod das Kommando über dessen Legionen übernahm, die wohl oder übel zur „Treue“ zurückkehren mußten,

sondern daß der Kaiser sein Verdienst durch die Vereinigung beider Kommandos belohnte. So konnte sein Name sich mit dem der achten Legion, der in Straßburg stehenden, auf Ziegelstempeln verbinden, die in Frankreich gefunden worden sind.

Der Chattenkrieg des Norbanus im Jahre 89 hat das Ergebnis des sechs Jahre zuvor vom Kaiser selbst geführten, wo nicht erweitert, so doch hergestellt und gesichert. Es war in der Tat der „entscheidende Schritt zur Eroberung der rechtsrheinischen Lande". Aber der erste war es nicht. Zwar die Behauptung des rechten Rheinufers südlich vom Taunus oder gar, wie einige Forscher meinen, über den Taunus hinaus, seit der augusteischen Zeit braucht nicht im Zusammenhang eines größeren Plans gestanden zu haben: es war das Vorland der Hauptfestung, das, wie es vor Vetera den Germanen verwehrt wurde (S. 48), hier vor Mogontiacum, wo es ein lockenderer Besitz war, besetzt gehalten wurde. Aber wenn die Straße von Straßburg nach Rätien bereits im Jahre 74 erbaut wurde, wie uns der Offenburger Meilenstein im Museum zu Karlsruhe bezeugt — als Zangemeister vor vielen Jahren die Inschrift verstehen lehrte und vielleicht auch heute noch „die älteste datierbare Steininschrift zwischen Rhein, Main und Donau" — und wenn an der Stelle, wo auf diese Straße die von Vindonissa kommende trifft, beim heutigen Rottweil am Neckar, ein großes Lager vermutlich um dieselbe Zeit erbaut wurde, das den Namen Arae Flaviae erhielt, wenn sogar über Rottweil hinaus, bei Sulz, ein Kastell vespasianischer Zeit sich findet, so liegt es nahe, schon dem Vespasian den Plan zuzuschreiben, den einspringenden Winkel zwischen der Donau- und Rheingrenze zum Reiche zu ziehen und so in sehr bescheidenem Umfang etwas Ähnliches zu erreichen, wie es die augusteische Zeit unendlich viel weiter ausgreifend vergeblich erstrebt hatte. Aber vielleicht dürfen wir auch in jener von Straßburg ausgehenden Straße, deren Anlage mit den nur aus inschriftlichen Zeugnissen erschlossenen Erfolgen des Cornelius Clemens im engsten




Abb. 43. Römisch-Germanisches Centralmuseum zu Mainz.
Abgüsse von Grabsteinen mit hergestellter Bemalung und Modelle von Feldzeichen. (Zu Seite 97 f. u. 156 f.)

Zusammenhang steht, obgleich der Meilenstein sie iter nennt, doch einen limes in jenem älteren Sinn sehen, dessen vornehmster Zweck war, den Weg der Truppen vom Rhein zur Donau zu verkürzen, da man den gewaltigen Umweg über Vindonissa und Augusta Rauracorum während des Bataverkriegs als einen bedenklichen Übelstand empfunden haben mochte.

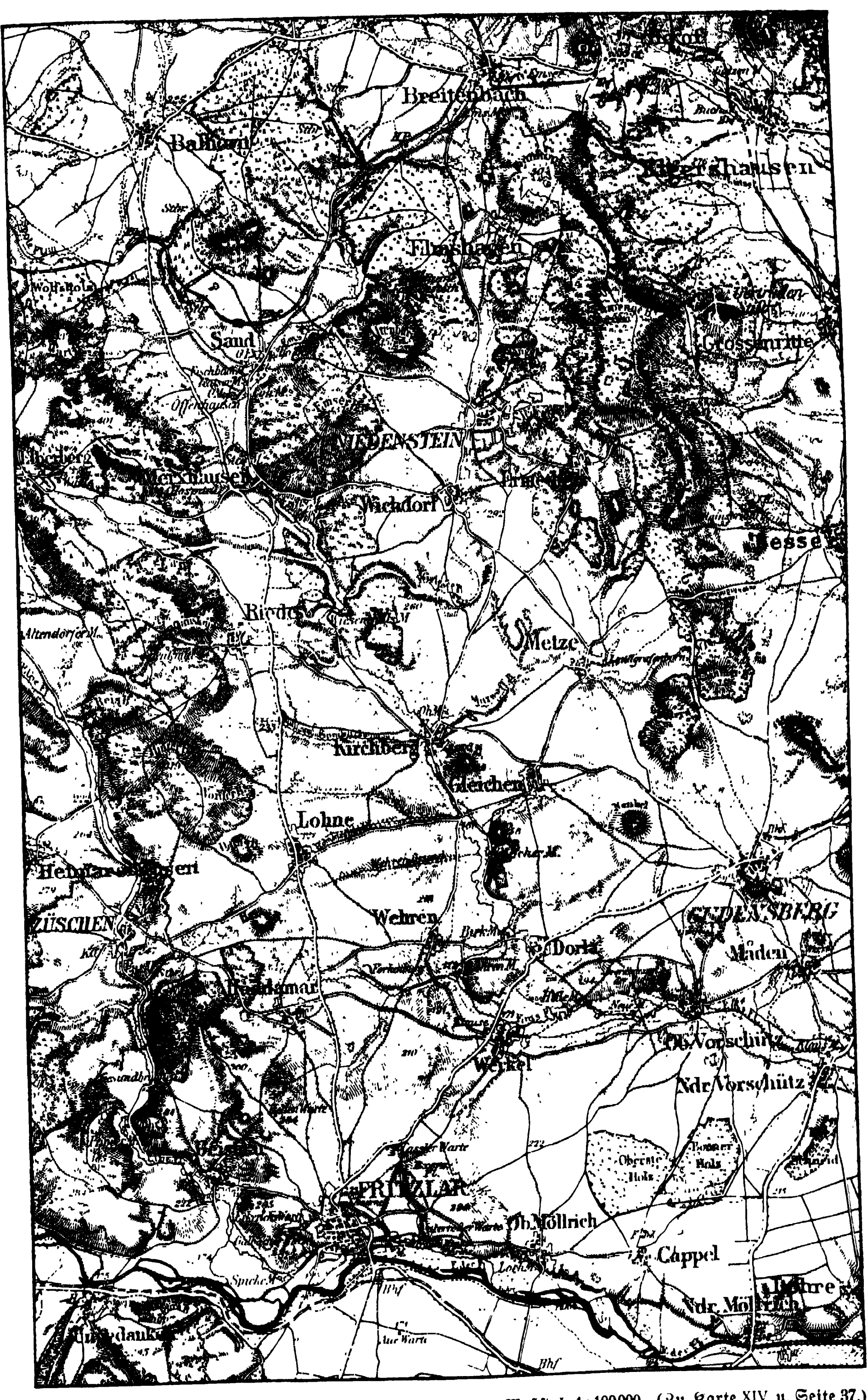
Gleichzeitig wird man von der Donau und vom Rhein her vorgedrungen sein. Hier hat uns der Spaten mancherlei gelehrt, wovon alle literarische Kunde verschollen ist. Aber ganz klar wird uns freilich niemals werden, was ganz klar vielleicht auch zu Vespasians Zeit selbst nicht war. Denn mag auch „eine mit Meilensteinen besetzte und also nicht bloß tumultuarische Straße" bezeugen, daß das Land, durch das sie zieht, als römisches Gebiet betrachtet worden ist, so kann doch ein gleiches nicht jede Spur eines römischen Lagers beweisen, und scharfe Grenzbestimmungen waren um so weniger nötig, als hier weite Gebiete als herrenlos galten, und kein Parlament die Kosten eines Sommerfeldzugs ins Barbarenland zu bewilligen hatte.



Abb. 44. Römisch-Germanisches Centralmuseum zu Mainz. Abguß eines Grabsteins mit hergestellter Bemalung. (Zu Seite 156f.)

Einen Schritt weiter in der gleichen Richtung tat Domitian, indem er eine Straße anzulegen befahl, die von dem Hauptquartier des obergermanischen Heeres, von Mainz, ausging, über Ladenburg (Lopodunum) südwärts zog, bei Stettfeld das Neckarbergland erreichte und durch dieses nach Cannstatt gelangte, um von da durch das Neckartal und weiterhin wahrscheinlich durch das Filstal die Donau zu suchen. Bei Cannstatt traf mit ihr eine Straße zusammen, die über Ettlingen von Straßburg, sowie eine andere, die über Rottenburg und Rottweil von Windisch herkam. (Vgl. hierzu Schumachers Straßenkarte XXIV.)

Wenn nun gleichfalls in domitianischer Zeit am Mittelrhein ein Teil des rechten Ufers dauernd besetzt wurde, so war es geboten, dieses Gebiet mit dem oberrheinischen Besitz in Verbindung zu bringen, und wenn man das Reich gegen das Chattenland durch einen mit Wachttürmen und Kastellen besetzten „Limes" abgrenzte, so lag es nahe, diesen Limes über den Main hinaus nach Süden weiter zu führen und auch den älteren Besitz dort, wenn es nicht bereits geschehen war, in gleicher Weise abzuschließen. Und in der Tat ist der Limes im Odenwald nach der Art seiner Trassierung, dem Bau seiner Türme und nach seinen Funden dem Limes nördlich vom Main so nahe verwandt, daß nicht daran gezweifelt werden kann, daß auch er schon früh entstanden ist. Bei Seckmauern an der Nordseite des Odenwalds ist ein reines Erdwerk gefunden worden; anderwärts bezeugen wenigstens ältere Ziegelstempel und Topfscherben, zuweilen auch Wohnplätze unter dem Wall eine dem erhaltenen Steinkastell vorangegangene Anlage




Karte XIII. Die Altenburg bei Niedenstein und Umgebung. Maßstab 1:100000. (Zu Karte XIV u. Seite 37.)

jener Art. Aber es liegt in der Natur dieser Zeugen, daß eine sichere Scheidung zwischen spätdomitianischer und frühtrajanischer Zeit kaum jemals gelingen wird, und wir froh sein müssen, von einer Limesstrecke, einem Wachtturm oder Kastell nachweisen zu können, daß sie wahrscheinlich vor dem Beginn des zweiten Jahrhunderts entstanden sein müssen. Da aber nun Trajans Tätigkeit am Rhein verhältnismäßig kurz gewährt hat, so wird das Beste davon immerhin auf Rechnung Domitians gesetzt werden dürfen, über dessen letzte Regierungszeit unsere Nachrichten überaus dürftig sind, und wenn Tacitus etwas Rühmliches in dieser Zeit nicht ausdrücklich dem Trajan zuschreibt, so dürfen wir es gewiß dem Domitian anrechnen, dessen verhaßten Namen er lieber verschweigt. Deshalb ist es „die Größe des römischen Volks", die das Ansehen des Reichs über den Rhein getragen und das Land der Mattiaker gewonnen hat; deshalb wird nicht gesagt, wer den Limes gezogen, die Grenzkastelle vorgeschoben und die „decumates agros" zu Provinzialland gemacht hat. Mag der Gau der Mattiaker auch, wie wir sahen, schon früher wenigstens zum Teil zum Reich gerechnet worden sein, mag auch am Oberrhein bereits Vespasian den Fuß auf das rechte Ufer gesetzt haben: hier wie dort ist die Sicherung des Besitzes das Verdienst des Domitian, und wo vom Limes die Rede war, wäre jedenfalls sein Name zu allererst zu nennen gewesen.



Abb 45 Römischer Infanteriehelm. Metallmodell im Röm.-Germ. Centralmuseum zu Mainz. Vgl. Lindenschmit, A. u. h. Vorzeit V, S. 114 f. u. 186 f. (Zu Seite 97 f.)

Die traurige Zertrümmerung unserer Überlieferung verdoppelt den Wert jeder versprengten Nachricht, verdoppelt aber oft auch die Schwierigkeit ihrer Verwertung, zumal wenn wie hier, beim neunundzwanzigsten Kapitel der „Germania", absichtliches Verschweigen die Wahrheit verdunkelt. Warum dieses Gebiet „trans Rhenum Danuviumque", gewiß in dem Winkel zwischen beiden Strömen gelegen, den Namen „agri decumates" führt, ist noch immer eine Streitfrage. „Zehntland" pflegt man es mit einem sehr geläufig klingenden Ausdruck zu übersetzen; aber der Name bietet, so verstanden, sprachlichen wie sachlichen Anstoß. „Decumanos agros" müßte es heißen statt decumates; und diese Art der Verpachtung ist uns in der Kaiserzeit sonst unbekannt. Den sprachlichen Anstoß hat man beseitigen wollen, indem man decumates von agros loslöste und zum Subjekt des Satzes zog; eos qui decumates („als Zehntpflichtige") agros exercent; dem sachlichen Anstoß wollte man aus dem Weg gehen, indem man das Wort von einem Ortsnamen Decuma oder Ad decumam abzuleiten vorschlug oder auch in dem Wort decumates einen technischen Ausdruck der Feldmeßkunst, die zahlreiche archaische Formen in ihrem Wortschatz bewahrt habe, und damit zugleich ein Zeugnis für die amtliche Vermessung des neuen Landes sah. Alle drei Vorschläge haben wohl wenig Beifall gefunden, und man ist immer wieder zu dem „Zehntland" zurückgekehrt.



Abb. 46. Römischer Reiterhelm. Metallmodell im Röm.-Germ. Centralmuseum zu Mainz. Vgl. Lindenschmit a. a. O., S. 121 f. (Zu Seite 97 f.)

Fabricius hat durch den Hinweis auf eine Inschrift, die uns einen procurator Augusti tractus Sumelocennensis et translimitani kennen lehrt, wahrscheinlich gemacht, daß das Grenzland als kaiserliche Domäne galt, die zu einem verlockend niedrigen Zinsfuß und mit der Aussicht auf Umwandlung in Eigentum Kleinpächtern überwiesen worden wäre. Das mag in der Hauptsache richtig sein, und mit dem sprachlichen Bedenken gegen die decumates agros wird man sich wohl abfinden müssen und das sachliche Bedenken noch leichter beiseite setzen.



Abb. 47. Gesichtshelm im Museum zu Stuttgart (der Leiche beigegeben?). Haug u. Sixt, Die röm. Inschr. u. Bildwerke Württembergs (1900), Nr. 108. (Zu Seite 97 f.)

Aber die Bezeichnung des Bodens als dubiae possessionis mit Rücksicht auf die Ungewißheit der Verwandlung in Privateigentum, erscheint doch recht sonderbar, und vor allem ist nicht einzusehen, warum es gerade „gallische Abenteurer, die nichts zu verlieren haben" (levissimus quisque Gallorum et inopia audax), gewesen sein sollen, die sich auf einen so vorteilhaften Pachtvertrag einließen. Auch Lachenmaiers Vermutung, nach der Tacitus irrig für gallische Einwanderer gehalten hätte, was vielmehr die Reste der einstigen keltischen Bevölkerung des Landes waren, kann das Befremden nicht ganz beschwichtigen, und der vielbesprochene Satz wird wohl niemals völlig enträtselt werden.

Soviel aber ist gewiß, daß das einst von Helvetiern bewohnte, dann von den Markomannen eroberte und wieder verlassene und danach nur schwach bevölkerte Land — nur auf dieses, nicht, wie Fabricius für möglich hält, auf die stets dicht bewohnte Wetterau kann ich die Worte des Tacitus beziehen — nun unter römischem Schutz neu besiedelt wurde und daß in der reichen Ebene zwischen Rhein und Schwarzwald wie im Neckargebiet die römische Kultur vielerorten nicht minder kräftige Wurzeln schlug als im Taunusgau.

„Ein Teil der Provinz (pars provinciae)" heißen die agri decumates. War Germanien nun im eigentlichen Sinne „Provinz", was es zu Augustus' Zeit, wie wir sahen (S. 34), nicht gewesen ist? Oder ist die Provinz Gallia Belgica gemeint? Diese Frage ist der eine Grund, der uns gebietet, in der fortschreitenden Erzählung hier einmal haltzumachen. Der andere Grund ist das Erscheinen der Schrift, der wir das wertvollste Wissen über unsere Vorfahren verdanken und doch so gern noch viel mehr verdanken möchten, der „Germania" des Tacitus. Um dieser Schrift willen ist der Beginn der Regierungszeit des Trajan eine Epoche in der Geschichte des römischen Germanien.

⊠ ⊠ ⊠

Am Rhein weilte Trajan, als er die Nachricht von Nervas Tod erhielt: der einst sein Nachfolger werden sollte, Hadrian, brachte ihm nach Köln die Botschaft, die ihn auf den Thron rief. Es war im Januar des Jahres 98.

Neun Jahre vorher war Trajan, damals Legat einer spanischen Legion, von Domitian an den Rhein gerufen worden, um den Empörer Antonius Saturninus zu bekämpfen. Aber er hatte den Aufstand schon durch Norbanus bewältigt gefunden und an den nachfolgenden Germanenkämpfen sich wohl nicht beteiligt, da sein Lobredner, der jüngere Plinius, nichts zu rühmen weiß als die Schnelligkeit seines Marsches. Wenige Monate nach Domitians Ende kam er wieder an den Rhein, diesmal als Statthalter von Obergermanien. Als solcher empfing er im Herbst des Jahres 97 die Nachricht von seiner Adoption, als solcher bald nachher, wie gesagt, die Kunde von Nervas Tod — in Köln, da er als Mitregent nicht mehr an die Grenzen seiner Provinz gebunden war.

Von der Tätigkeit des Statthalters erfahren wir nur wenig. Orosius will wissen, daß er das rechtsrheinische Germanien „in den alten Zustand zurückgeführt" habe. Dabei kann man sich nichts Rechtes denken. Vielleicht ist dasselbe gemeint, wenn Eutropius sagt, daß er die Städte (urbes) jenseits des Rheins in Germanien hergestellt habe. Aber diese Nachricht kann wohl nur gerettet werden, wenn man für urbes einsetzt civitates: mehrere solcher überrheinischer civitates

sind uns durch Inschriften bekannt, und die mit dem Vorort Lopodunum (Ladenburg) trug den Namen des Trajan. Nach Ammian lag im Taunus- oder Maingebiet eine von Trajan gegründete Feste (munimentum), der er seinen Namen gegeben hatte: der Name ist verschollen. Trajans Tätigkeit wird nichts anderes als eine Fortsetzung der unter Domitian bereits so erfolgreich geübten gewesen sein. Wachttürme und Kastelle wird er gebaut, Straßen angelegt — die von Mainz nach Offenburg ist nach dem Zeugnis eines Meilensteins im Jahre 100 erbaut —, das große Werk des Limes vollendet haben.

Das Ereignis dieser Tage war die Einsetzung eines Bruktererkönigs, die dem Vestricius Spurinna, vielleicht einem Legaten des Trajan, die Ehre einer Triumphalstatue, dem Trajan selbst dann wohl — denn von anderen Verdiensten hören wir ja nichts — den Beinamen „Germanicus" einbrachte, mehr noch die Dezimierung dieses Volksstammes durch die Nachbarvölker, die Tacitus in der „Germania" als ein Geschenk der Götter für das römische Volk preist — wie es scheint nach übertreibenden Gerüchten (s. oben S. 12).

So gut wie ein Sieg der römischen Waffen, und besser noch, schien ein solches Blutbad unter Roms Feinden. Aber zu solchen Siegen bedurfte es nicht der Nähe des Kaisers, und mit Ungeduld erwartete man in der Hauptstadt die Ankunft Trajans. Martial gibt der allgemeinen Stimmung Ausdruck, wenn er dem „Vater" Rhein den Befehl seines Herrn, des Tibers, zuruft, den Kaiser seinem Volk und der Hauptstadt zurückzusenden:

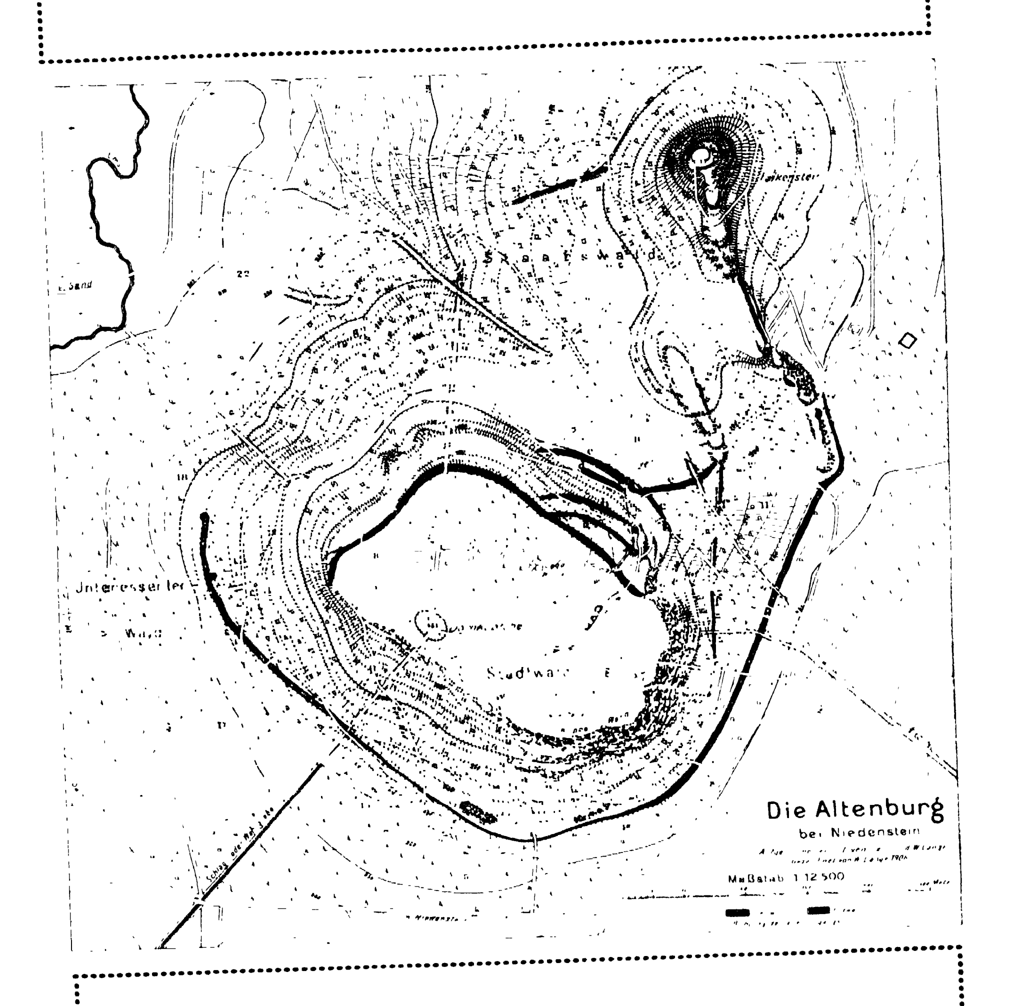
„Traianum populis suis et urbi
Thybris te dominus rogat remittas."

Hielt aber der Rhein den Herrscher noch fest, so wollte man von Kriegen und Siegen hören, die eines Kaisers würdig waren, nicht von Kastellbauten und Straßenanlagen. Was Martial in jenem Gedicht dem Rhein sagt: „Romanus eas utraque ripae" war noch nicht ganz wahr und war noch zu wenig. Dieser doppelten Ungeduld, die von der Heimkehr des Kaisers oder von großen Kämpfen hören wollte, zu begegnen, soll des Tacitus Absicht gewesen sein, als er seine „Germania" schrieb. Eine „politische Broschüre" soll sie sein, „für den Moment berechnet". „Sie ist zunächst geschrieben zur Belehrung und Aufklärung des römischen Publikums über das germanische Wesen, um ihm begreiflich zu machen, daß die Anstalten und Arbeiten zu einer dauerhaften Sicherung der Nordgrenze nicht nur an sich notwendig seien, sondern auch die persönliche Gegenwart des Kaisers erforderten, und sie ist geschrieben, um die ungemessenen Ansprüche der Kriegspartei zurückzuweisen." So war Müllenhoffs Ansicht, und andere haben vor und nach ihm den aktuellen Charakter der Schrift zu erweisen versucht. Dem hat Mommsen entschiedenen Widerspruch entgegengesetzt: „Eine Schrift mit dieser Richtung müßte über den militärischen Stand der Dinge, die Truppenlager, die Grenzbefestigungen, die Machtstellung der freien Germanen doch einiges berichten; mochten Domitians Veranstaltungen in Schatten gestellt werden, so war es geradezu unvermeidlich, des Nachfolgers und der an ihn geknüpften Hoffnungen zu erwähnen. Nichts von alledem geschieht. Trajanus wird nur beiläufig bei einer chronologischen Berechnung erwähnt und selbst von seinem Verweilen am Rhein ist mit keiner Silbe die Rede . . . die ganze Schrift macht den Eindruck einer rein geographischen Abhandlung." Das erklärt sich nur durch „die Gleichgültigkeit gegen die politischen Verhältnisse der Gegenwart, welche die gesamte Kaiserliteratur beherrscht". „Das politische Lied und nicht minder die politische Prosa fanden kein Publikum mehr." Das soll auch von Tacitus gelten, obwohl er die Geschichte seiner Zeit schreibt. „Er verachtet selber seine enge und ruhmlose Arbeit; der Inhalt seines Werkes ist ihm gleichgültig oder widerwärtig." Wer möchte es wagen, eine solche Grundstimmung des Historikers für unmöglich zu erklären, wenn ein Mommsen sie für möglich hält! Aber das Wort von der

engen und ruhmlosen Arbeit, das er im vierten Buch der Annalen gesprochen hat, sollte gewiß so allgemeine Geltung nicht haben, und auch dort warnt er davor, diese auf den ersten Blick gleichgültigen Dinge als gänzlich unnütz zu verachten, weil aus ihnen oft Großes erwachsen könne: „ex quis magnarum saepe rerum motus oriuntur“. Solches zu schildern wäre dann doch auch eine minder ruhmlose Aufgabe! Doch sollte ihm auch immer seine Aufgabe beschränkt und undankbar erschienen sein im Vergleiche zu denen der alten Geschichtsschreiber aus der Zeit der Republik: was anders drückte ihm dennoch die Feder in die Hand als ein politisches Interesse, mochte es noch so sehr mit Resignation verbunden sein? Die „Germania“ freilich braucht in der Tat nicht auf dem Boden der Politik gewachsen zu sein, läßt jedenfalls alles Politische und Aktuelle völlig zurücktreten: sie ist nur insofern aktuell, als eben das Interesse für die Germanen zur Zeit ihres Erscheinens mehr denn je aktuell war. Aber wenn Mommsen in der Schrift die zu den Historien gehörige „Chorographie“ sehen möchte, so ist dagegen allerdings einzuwenden, daß die meisten der in der „Germania“ besprochenen Stämme und Gebiete in den Historien nicht einmal berührt werden, und es wird nur soviel richtig sein, daß es die Vorarbeiten zu den Historien waren, die den Tacitus in den Stand setzten, die Schrift zu verfassen, als sie ihm zeitgemäß zu sein schien.

Die Entstehungszeit wird genau bestimmt durch den schon zu Anfang dieser Schrift (S. 6) angeführten Satz, in dem die Dauer der Germanenkämpfe vom Konsulat des Metellus und Carbo, im Jahre 113 v. Chr., bis zum zweiten Konsulat des Trajan, d. h. bis zu den ersten Monaten des Jahres 98 n. Chr., gerechnet wird. Als Ereignis der unmittelbaren Gegenwart fanden wir die Katastrophe im Bruktererland erwähnt; angedeutet war die Besetzung eines Landstreifens auf dem rechten Rheinufer und seine Einschließung durch einen Limes, der, wie wir bald hören werden, der offene Verkehr an der Donaugrenze gegenübergestellt wird. Die auf die Kämpfe des Jahres 70 n. Chr. zunächst folgende Zeit (proximis temporibus), also die Zeit der Flavier, bildet den Schluß der kurzen Übersicht über die Kämpfe mit den Germanen: in dieser Zeit sind „mehr Triumphe gefeiert als Siege erfochten“ worden; das ist gewiß ein Hieb auf Domitian. Einem „bis zu unserer Zeit“ (usque ad nostram memoriam) wird mit „jetzt“ (iam) die Gegenwart gegenübergestellt, wo von den Königen der Markomannen und Quaden die Rede ist. Ein „neulich“ (nuper) scheint die augusteische Zeit zu bezeichnen, wo es sich um Kriegszüge handelt, die zur Entdeckung entlegener Völker des Nordens geführt haben, während dieselbe Zeit mit „einst“ (olim) der Gegenwart entgegengestellt wird, wo es heißt, daß die Elbe einst vielgenannt und berühmt, jetzt kaum noch von Hörensagen bekannt sei.

Das sind in der Tat zu wenig Anspielungen auf Geschehnisse und Aufgaben des Tages für eine Schrift, die in den Dienst der Politik gestellt sein soll. Daß die Chatten unter den deutschen Stämmen weitaus am meisten hervortreten, ist in dieser Zeit und wäre schon Jahrzehnte vorher selbstverständlich; einen Unterschied zwischen den Anwohnern des Rheins und der Donau, zu denen friedlicher Handel Wein und manches Erzeugnis der Kultur brachte, und den weiter zurückwohnenden Stämmen, die noch mit größerem Stolz ihre verbrämten Pelze trugen, weil ihnen noch kein Ersatz dafür geboten wurde, einen solchen Unterschied würde auch eine frühere Zeit schon gemacht haben. Alle die Nachrichten über Land und Leute, Sitte und Brauch, über Krieg und Staatsleben, über Recht und Glauben, über Familienleben und Wirtschaft hätten so reichlich und zuverlässig vielleicht nicht in viel früherer Zeit zusammengebracht werden können — wie groß ist der Abstand von den Nachrichten Cäsars! —, zu Tacitus' Zeit aber konnten sie ohne persönliche Kenntnis des Landes aus schriftlicher und mündlicher Überlieferung zusammengebracht werden. Dem Tacitus bleibt das Verdienst, sie in so kunstvolle Form gegossen zu haben — obgleich „auch an diesem unschätzbaren Kleinod“,




Karte XIV. Die Altenburg bei Niedenstein.
Vgl. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Band XLIII.
(Zu Seite 37.)

nach Mommsens Wort, „recht schwere, dem Gefühl ebenso störende wie die Brauchbarkeit beeinträchtigende Mängel haften"; aber ein Kenner der germanischen Verhältnisse vor allen anderen braucht er darum nicht gewesen zu sein. Die Schrift verrät nirgends die Absicht der scharfen Umgrenzung der der römischen Politik gestellten Aufgabe, und es ist sehr fraglich, ob ihr Verfasser in den Augen Trajans und seiner Helfer am Rhein und an der Donau zu einer solchen Umgrenzung berufen erschienen wäre.

Zur Orientierung der Fernstehenden hätte Tacitus jedenfalls deutlicher reden müssen, die Sachkundigen aber bedurften seines Rats nicht. Von anderer Hand war die Aufgabe längst vorgezeichnet. Trajan hat hier, soviel wir sehen, nur weitergeführt und vollendet, was seit dem Chattenkrieg des Jahres 83, ja vielleicht schon länger geplant und eingeleitet war, und wenn nur die Kaiser höchstselbst in Betracht kommen, so müssen wir dem Domitian den Ruhm lassen, den Beziehungen zu den germanischen Nachbarn für lange Zeit die Richtung gegeben zu haben.

Domitian ist es auch gewesen, der, gewiß im Zusammenhang mit den Eroberungen auf dem rechten Ufer, die beiden rheinischen Heeresbezirke zu eigentlichen Provinzen gemacht hat. In diesem Sinne scheint mir die alte Streitfrage heute entschieden zu sein.

Daß Germanien zur Zeit des Augustus, auch vor der Varusschlacht, eine Provinz im eigentlichen Sinne nicht war, haben wir früher gesehen (S. 34). Wenn man auch nach dem Verlust des rechten Rheinufers den Namen Germanien auf das linke übertrug, so ist es doch begreiflich, daß man darauf verzichtete, aus diesem kümmerlichen Rest des einst geplanten Großgermaniens eine besondere Provinz zu machen. Ein Schriftsteller, der in germanischen Dingen so wohl unterrichtet war wie Plinius, rechnet denn auch das linke Rheinufer ausdrücklich zur provincia Belgica. Später aber gab es, wie uns Inschriften und Rechtsquellen lehren, nicht nur eine Provinz des Namens, sondern deren zwei: Germania superior und inferior. Sucht man die Zeit zu bestimmen, in der diese Änderung eintrat, so würde sich von selbst die Vermutung einstellen, daß sie mit der Erweiterung des Gebiets durch die Eroberungen auf dem rechten Rheinufer zusammengefallen sein möchte; und eben dieses scheinen zuverlässige Zeugnisse zu bestätigen.

Daß die Betrachtung der Schriftstellerzeugnisse zu einem klaren Ergebnis nicht führt, wird man nicht verwunderlich finden, da es ebenso möglich ist, daß ein Schriftsteller die Verhältnisse seiner Zeit irrtümlich auf eine frühere überträgt, als daß er den Zustand einer früheren Zeit irrtümlich aus seiner Quelle übernimmt. Zudem war auch die Sache keineswegs klar und einfach. Denn das Gebiet, um das es sich handelt — nach Plinius wäre es das Land der Nemeter, Triboker, Vangionen, Ubier, Cugerner, Bataver —, war kaum etwas anderes als der Bezirk der rheinischen Legionen, und diese rheinischen Legionen waren nicht etwa dem Statthalter der Belgica unterstellt, sondern standen unter zwei kaiserlichen Legaten, die sogar von höherem Rang waren als der Statthalter der benachbarten Provinz. Nicht allzuviel dürfte es deshalb gewesen sein, was der Legat der belgischen Provinz an der rheinischen Militärgrenze zu sagen hatte. Die Legaten der Rheinheere aber waren in den ersten Jahrzehnten der Kaiserzeit sicherlich keine Statthalter; sie heißen nicht legati provinciae Germaniae, sondern legati exercitus Germanici superioris oder inferioris. „Erst im zweiten Jahrhundert tritt dafür öfter der Titel legatus pro praetore Germaniae superioris oder inferioris ein, in der Regel ohne den Zusatz provincia." Früher meinte man den Wechsel in der Titulatur in die Zeit Hadrians setzen zu dürfen; jetzt aber wissen wir, daß der Jurist Javolenus Priscus, der in einer Inschrift aus Dalmatien den späteren Titel führt, das Amt bereits im Jahre 90 bekleidet hat. Früher gab es im offiziellen Sprachgebrauch ein „oberes" und ein „unteres Heer",

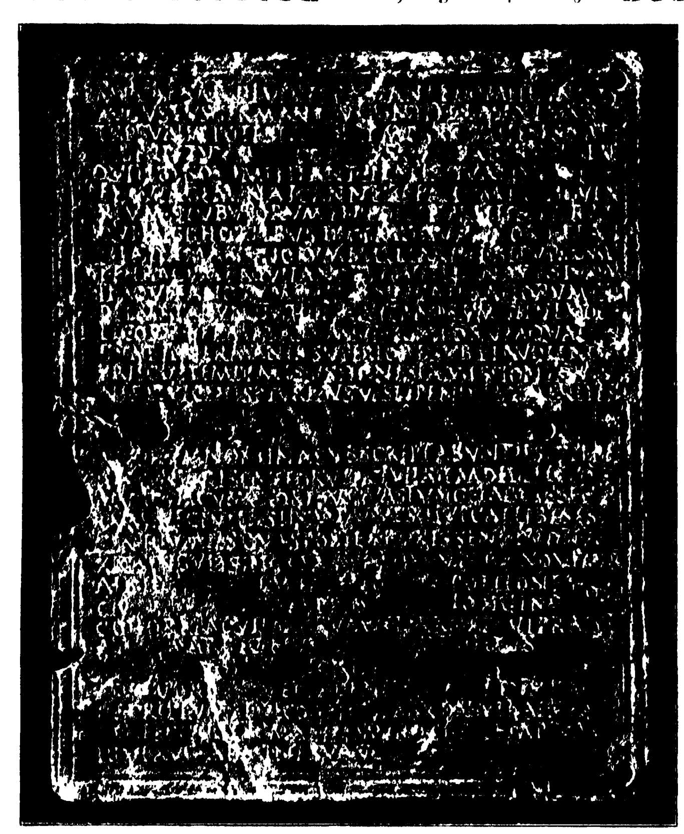


Abb. 48 A. Außenseite der ersten Tafel des Militärdiploms C. I. L. XIII, 6821.

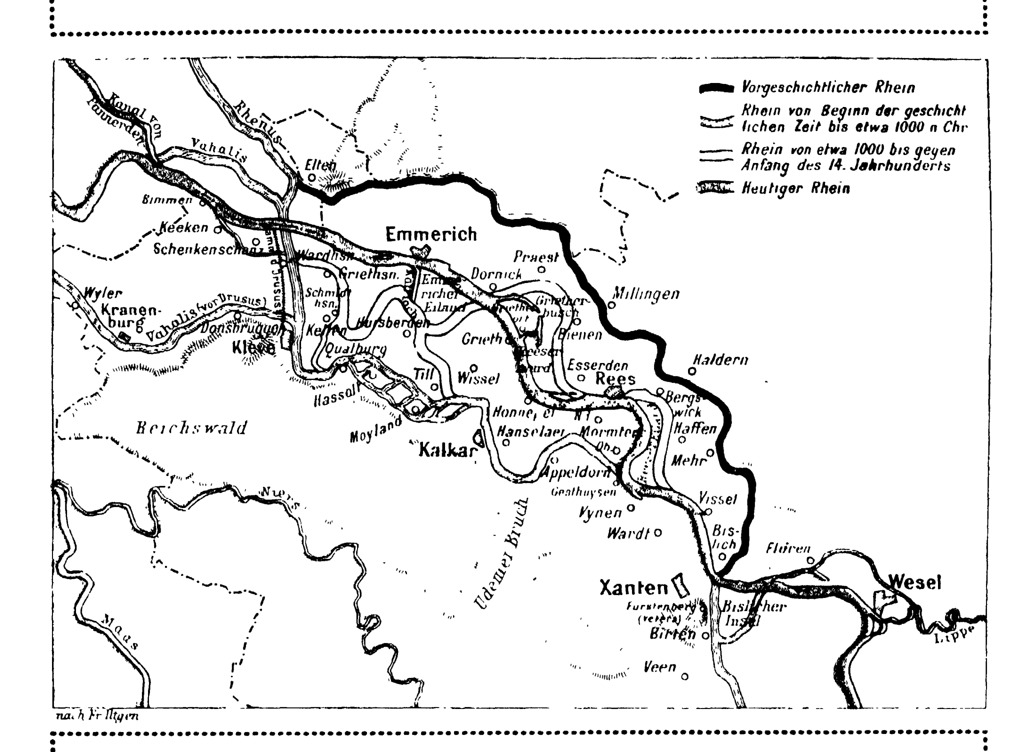
Die beiden ehernen Tafeln des Diptychons sind gefunden in den Pfeilern der römischen Rheinbrücke zu Mainz. Die erste, durch das Wasser stark angegriffene und deshalb schwer lesbare Tafel befindet sich im Paulus-Museum zu Worms, die zweite, sehr gut erhaltene Tafel (BC) im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Die Tafeln sind natürlich gleich groß (0,203 : 0,161); da aber die Erhaltung von BC eine Abbildung in größerem Maßstab nicht verlangte, die Erhaltung von A eine stärkere Verkleinerung nicht vertrug und außerdem beide Tafeln doch wegen der verschiedenen Richtung der Schrift in verschiedener Stellung abgebildet werden mußten, wurde von der gleichen Größe abgesehen.

Auf der Außenseite der ersten Tafel ist, wie üblich, der Text, den die beiden Innenseiten enthalten, wiederholt. Soweit er nur auf der Außenseite hier erscheint, sei er in Umschrift mitgeteilt:

*Imp Caesar, divi Vespasiani f., Domitianus Augustus Germanicus pontifex maximus tribuniciae potestatis X, imp XXI, censor perpetuus, consul XV, pater patriae equitibus, qui militant in alis quattuor I Flavia gemina, I Cannanefatium, singularium, Scubulorum et peditibus et equitibus qui in cohortibus decem et quattuor I Flavia Damascenorum milliaria, I Biturigum I Thracum I Aquitanorum veterana, I Asturum II Aquitanorum, II Cyrenaica, II Raetorum III Delmatarum, III et IV Aquitanorum*

aber nur ein Germanien; später gab es ein „oberes" und ein „unteres Germanien". Wenn nun in den älteren „Militärdiplomen" (den Entlassungsurkunden ausgedienter Soldaten, Abb. 48), und zuletzt im Jahre 82 n. Chr., nur „Germania" sich findet, in den späteren, und zwar zuerst im Jahre 90, „Germania superior", so scheint es klar, daß zwischen diesen beiden Jahren, also zur Zeit der Chattenkriege des Domitian und der Errichtung des Limes, die beiden Provinzen geschaffen worden sind, und es bleibt nur fraglich, ob der Krieg des Jahres 83 oder der Aufstand des Jahres 89 den Anstoß zu der Neuerung gegeben hat, und ob etwa der Jurist, der uns als erster „Statthalter" Obergermaniens begegnet, und dessen Namen das hier abgebildete Militärdiplom enthält, wie man vermutet hat, an der Neuordnung tätigen Anteil genommen hat.

Füglich darf man also unter der „Provinz", der nach des Tacitus vorhin angeführtem Wort das „Dekumatland" angegliedert wurde, die Provinz Obergermanien verstehen. Wenn zur gleichen Zeit die Provinz Rätien eine offene Grenze hatte, so erscheint der obergermanische Limes als eine dieser Provinz eigentümliche Einrichtung, wie er denn ja auch im Norden aus keinem anderen Grund zwischen Rheinbrohl und Hönningen endet, als weil gerade gegenüber die Grenze Niedergermaniens war. Nun sagt Tacitus ausdrücklich, daß an der Donau die Hermunduren in fried-




Karte XV Die wechselnden Rheinläufe unterhalb Vetera. (Zu Seite 138.)

lichem Verkehr ständen, der sich keineswegs auf das Ufer beschränkte, sondern sie nach Belieben ins Innere der Provinz führte, bis in „die prächtige Kolonie Rätiens“, Augusta Vindelicorum, das heutige Augsburg (vergleiche Abb. 19): „während wir anderen Völkern nur unsere Waffen und Kastelle zeigen, haben wir diesen unsere Häuser und Villen geöffnet, ohne daß sie danach begehrten.“

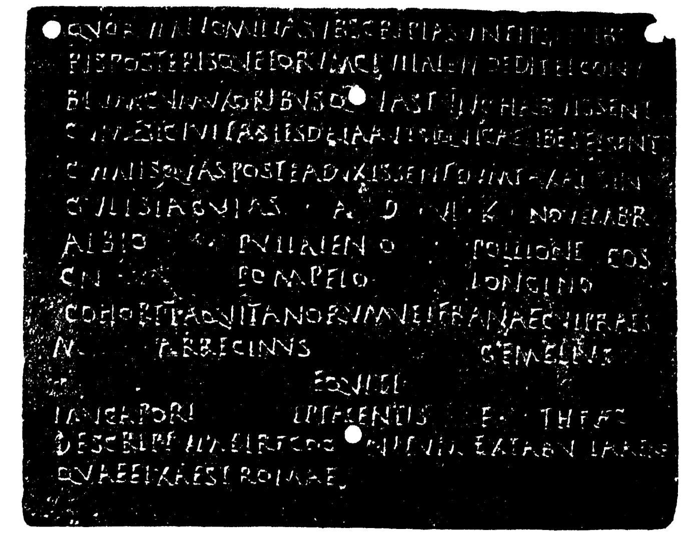


Abb. 48B. Innenseite der zweiten Tafel des Militärdiploms C. I. L. XIII, 6821.

Freilich hat sich schon ein hervorragender Kenner des Limes durch Funde früher Zeit am rätischen Limes zu der Vermutung drängen lassen, daß dieses unzweideutige Zeugnis nicht für die Zeit des Tacitus Geltung habe, sondern nur für die einer älteren Quelle.

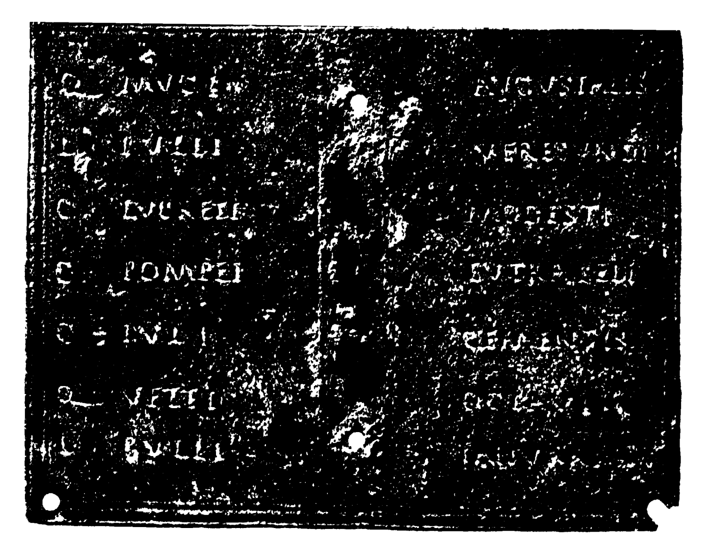


Abb. 48C. Außenseite der zweiten Tafel des Militärdiploms C. I. L. XIII, 6821.

*IIII Vindelicorum, V Delmatarum, VII Raetorum quae sunt in Germania superiore sub L. Javoleno Prisco, item dimissis honesta missione, qui quinis et vicenis pluribusve stipendiis emeritis*

Das Weitere ist auf B gut lesbar. Doch folgten in dem Text der Außenseite auf Romae noch die Worte: in muro post templum divi Aug(usti) ad Minervam.

Wäre der obergermanische und der rätische Limes eine einheitlich gedachte und von höchster Stelle im Interesse des Ganzen angeordnete Einrichtung, so würde sich hier auch schwerlich der einspringende Winkel wiederholen, der das schon in der augusteischen Zeit empfundene Übel dieser Grenze war, während man doch so leicht eine kürzere Verbindung zwischen Main und Donau hätte herstellen können. Die rätische Mauer (Abb. 39) und der obergermanische Wall und Graben bringen es noch in der letzten Entwicklungsphase des Limes zum Ausdruck, daß es sich hier um zwei verschiedene, nicht von derselben Stelle angeordnete Anlagen handelt — wenn sich nicht etwa der Unterschied in der Anlage durch eine verschiedene Entstehungszeit erklärt.

Wenn das Gebiet der Hermunduren bis an die Donau reichte, könnte das Dekumatland feindliche Nachbarn von irgendwie erheblicher Bedeutung nicht gehabt haben (s. unten S. 78), da ja die Hermunduren im Norden Nachbarn der Chatten waren, mit denen sie sich vier Jahrzehnte früher an der Werra oder an der fränkischen Saale um Salzquellen in einer blutigen Schlacht gemessen hatten. Die Völkerverschiebungen freilich, die vor einigen Generationen hier sich ereignet hatten, mochten die Dauer so friedlicher Nachbarschaft zweifelhaft erscheinen lassen. Aber es war doch vielleicht mehr System als Notwendigkeit, daß die neue Grenze hier in der gleichen Weise befestigt wurde, wie es den kriegerischen Chatten gegenüber geschehen war, vielleicht auch ist die Kastellreihe, allerdings eine Schutzwehr für das dahinterliegende Land, doch mehr als ein befestigter Heerweg denn als eine befestigte Grenze anzusehen. Dann brauchte man Erdkastelle der ältesten Zeit zwischen Cannstatt und Lorch gar nicht zu suchen und nicht zu vermissen (s. unten S. 76), müßte aber um so mehr Wert legen auf die Fortsetzung der Kastellreihe nach Süden, über Rottenburg, Sulz, Rottweil, wo freilich die Reihe unter der



Abb. 49. Die Donaugrenze zur Zeit Trajans.
Nach: Cichorius, „Die Reliefs der Trajanssäule", Verlag von Georg Reimer in Berlin. (Zu Seite 73.)

Deckung der Provinz Rätien sehr viel lichter sein durfte, und man könnte in dem großen Kastell Heidenheim einen Rest der Verbindung mit der Donaulinie sehen. Wenn aber einige Kastelle der späteren rätischen Linie nachweisbar aus früherer Zeit stammen, wie Weißenburg und Pfünz, so darf man sie vielleicht, wie auch schon geschehen ist, mit einer Straße in Verbindung bringen, und nicht durch sie erwiesen meinen, daß schon in so früher Zeit eine befestigte Grenze in der Richtung des späteren Limes gezogen war.

Hier zeigen die zugänglichen Ergebnisse der Limesforschung noch manche Lücken und die Auffassungen der sachkundigsten Forscher Gegensätze, die zur Zurückhaltung mahnen. Aber für erwiesen kann ich noch nicht halten, daß schon vor Trajan, oder gar schon in augusteischer Zeit, wie in Sieglins Atlas angenommen ist, die Reichsgrenze über die Donau vorgeschoben worden ist. In augusteischer Zeit gewiß, und wahrscheinlich bis ins zweite Jahrhundert, war die Grenze auch hier die Donau. Von Hienheim abwärts ist sie es für alle Zeit geblieben, mit Ausnahme der verhältnismäßig kurzen Strecke, auf der das Reich etwa 150 Jahre lang mit der Provinz Dacia darüber hinausgriff. Man hat versucht zu zeigen, warum der

rätische Limes so, wie wir ihn sehen, und nicht anders geführt ist: wäre er erst in der Zeit des Kaisers Marcus oder noch später errichtet, so würde er vermutlich das Vorland der Hauptfestung, Castra Regina (Regensburg) (Abb. 20 u. 52), eingeschlossen haben; aber auch bevor dieses Legionslager bestand (s. unten S. 82), würde man wohl eher den Limes an der Mündung der Nab haben enden lassen als gerade hier, wenn er nicht im Zug einer alten Straße geblieben wäre, die hier die Donau überschritt.

Mit dem rheinischen Limesgebiet kann sich der schmale Landstreifen in keiner Weise vergleichen. Aber auch die Donaugrenze schloß einen guten Teil deutschen Landes ein: Augsburg und Regensburg, Bregenz und Kempten, um von den österreichischen Römerstädten zu schweigen, sind auf römischem Kulturboden erwachsen. Das mit Wachttürmen, Kastellen, Legionslagern besetzte Donauufer ist der österreichische Limes, dessen Erforschung sich die Wissenschaft mit gleichem Eifer wie der des deutschen neuerdings gewidmet hat.

Von diesem Donau-Limes besitzen wir bildliche Darstellungen auf den Säulen des Trajan und Marc Aurel (Abb. 49 u. 50), und wenn auch diese Bilder nicht ohne weiteres in die Wirklichkeit zurückübersetzt werden können — so wenig wie alle anderen Darstellungen von Bauwerken und Landschaften auf diesen Relief-



Abb. 50. Die Donaugrenze zur Zeit Marc Aurels.

friesen, deren Aufgaben mit den ererbten Mitteln der Kunst nur unvollkommen gelöst werden konnten —, so machen sie uns doch manches anschaulich, was ähnlich auch an unserem rätisch-germanischen Limes bestanden hat und noch in Spuren erkennbar ist. Die Darstellung auf der Marcussäule ist von der auf der Trajanssäule abhängig. Wenn nun aber gerade in der Darstellung der Grenzbefestigungen zwischen beiden ein auffälliger Unterschied zu bemerken ist, wenn die Darstellung auf der Marcussäule „von Pfählen und Palisaden förmlich starrt, gerade wie unsere Limesberichte von Pfostenlöchern und Gräbchen", so erinnern wir uns, daß nach der Aussage des Spartianus der Kaiser Hadrian es war, der die Grenzen des Reichs mit hohen, einer Mauer ähnlichen Palisaden bewehrt hat. Nach jenem Zeugnis waren es freilich gerade die nicht durch einen Fluß gedeckten Grenzen — in quibus barbari non fluminibus sed limitibus dividuntur —; aber die Vorliebe für solche, uns nicht besonders vertrauenswürdig erscheinenden Holzwände wird gewiß auch auf die Ausgestaltung der am Flußufer herlaufenden Grenzbefestigungen eingewirkt haben.

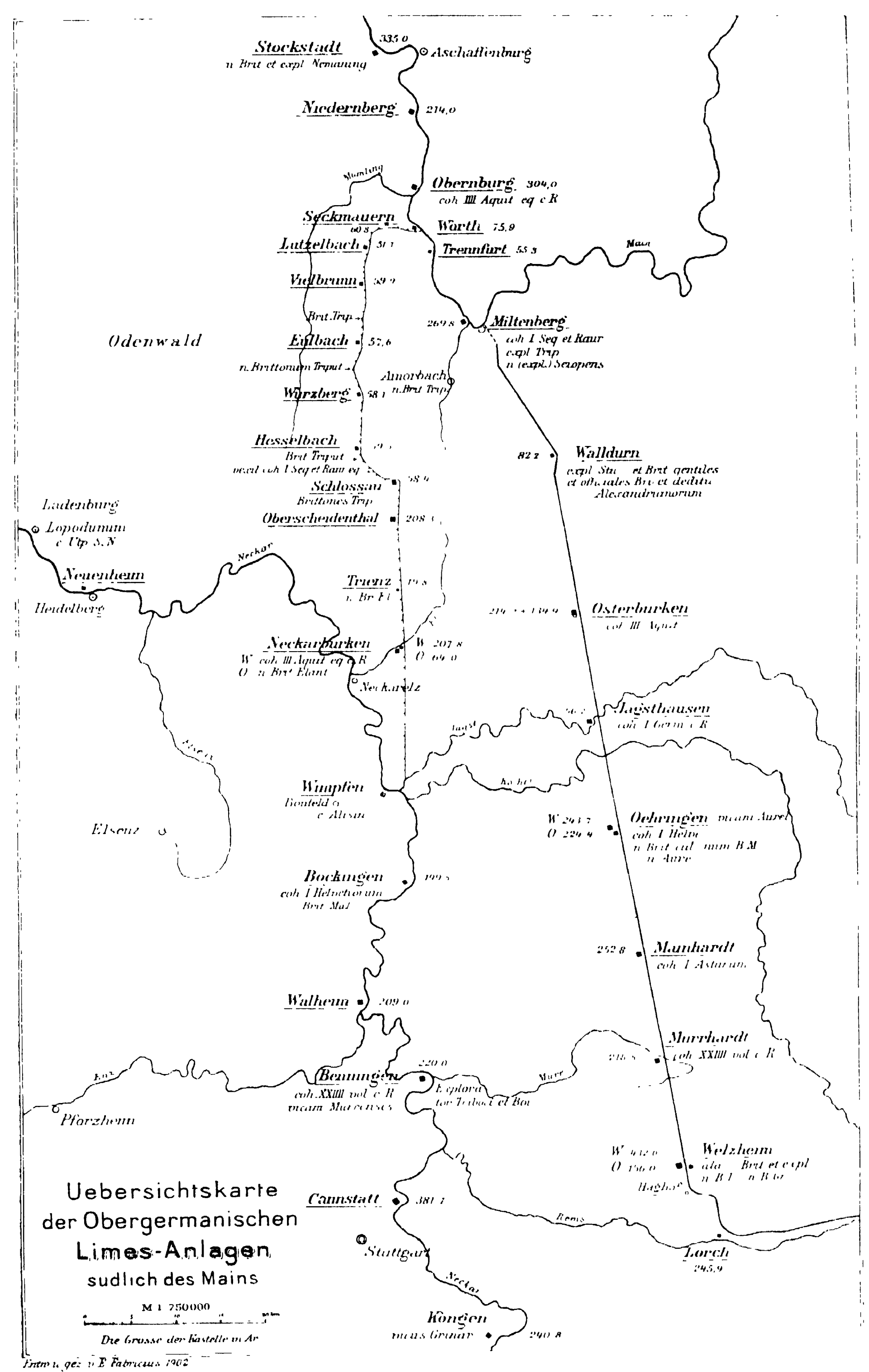
Damit kehren wir zu unserem germanischen Limes zurück, und zwar zu seiner zweiten Periode, wenn wir die Anlagen der domitianisch-trajanischen Zeit als die erste zusammenfassen dürfen.

In den Berichten über die Limesarbeit spielt in den ersten Jahren eine große Rolle ein „Gräbchen", das, vereinzelt schon früher sowohl vor der rätischen Mauer als vor dem germanischen Graben und Wall gefunden, erst recht zu Ehren kam, als seine Feststellung im hohen Taunus Anlaß gab zu einer blendenden, selbst einen Mommsen blendenden Erklärung. In und neben dem Gräbchen fanden sich Steine, Gefäßscherben, Nägel, angekohltes Holz, kurz Kulturreste und nach dem Zeugnis der Scherben Reste römischer Kultur. Die beobachtete „Steinsetzung" konnte, so meinte man, keinen anderen Zweck haben, als den der „Absteinung" der Grenze; die Beigaben aber, die sich unter den Steinen fanden, sollten die geheimen Erkennungszeichen (signa) sein, deren die römischen Feldmesser Erwähnung tun: das „Gräbchen" war demnach die eigentliche Reichsgrenze. Freilich legte man im Altertum, wie noch heute, unter die Grenzsteine unverwesliche Gegenstände, um bei zufälliger oder böswilliger Verrückung dennoch den Standort feststellen und um einen Grenzstein von einem beliebigen anderen Stein unterscheiden zu können. Doch an einem lediglich unterirdisch markierten limes perpetuus nahm man sofort Anstoß, mit der Auffindung sichtbarer Grenzsteine verlor aber die unsichtbare Grenze erst recht ihren Zweck, und überhaupt war ja die Vorstellung einer unsichtbaren Grenze, durch die bei etwaigen Grenzstreitigkeiten die Entscheidung herbeigeführt werden sollte, eher lächerlich als überzeugend: man denke sich das Römerreich in einem solchen Grenzstreit mit den freien Germanenstämmen! Dann zeigte es sich, daß zwar das „Gräbchen" nirgends fehlte, die „Absteinung" jedoch und die „signa" keineswegs überall zu finden waren; dagegen fand man an manchen Stellen noch angekohlte Holzpfähle in dem Gräbchen stehend vor, und an einer Stelle im Odenwald, in einem kleinen Felsenmeer, trat an die Stelle des Gräbchens eine Mauer, die doch ein sonderbarer Ersatz wäre für ein „unsichtbares Gräbchen". Bedenklich waren die Unterbrechungen des Gräbchens, die hier und dort, wenn auch nicht häufig, nachgewiesen wurden, bedenklich die Abweichungen von dem Zug des Walles oder der Mauer, wenigstens wo das Gräbchen hinter diese geriet: wie durfte die eigentliche Reichsgrenze hinter die Befestigung zurücktreten!

Sorgfältige Beobachtung vieler Augen an vielen Orten hat dem „Gräbchen" längst seinen geheimnisvollen Reiz geraubt: es hat in diesem Gräbchen überall eine Palisade gestanden, und diese Palisade hat, seitdem sie bestand, allezeit einen unentbehrlichen Teil der Grenzwehr beim germanischen Limes gebildet und hat nirgends gefehlt, wo nicht, wie an jener Stelle im Odenwald, eine Steinmauer sie vertritt. Am rätischen Limes ist diese ursprünglich auch überall vorhandene „Holzmauer" durch die Steinmauer ersetzt worden: deshalb wurde beim Bau der Mauer die Palisade herausgenommen, so daß der Graben, in dem sie gestanden hatte, offen lag; deshalb konnte hier der Graben bald vor, bald hinter der Mauer liegen, während das Verhältnis bei der germanischen Wallinie niemals wechselt, und an einer Stelle im Taunus, wo Wall und Graben verlegt wurden, auch die Palisade verlegt worden ist, an einer anderen Stelle, wo Wall und Graben fehlen, die Palisade besonders stark erscheint.

Das also waren die „großen Pfähle", mit denen Hadrian wie mit einer Mauer die Grenze umzäunt hatte. Die auf moderne Praxis gegründete Theorie des Sachverständigen hat eine solche Anlage als unsinnig verworfen; und großen Verteidigungswert wird man ihr freilich nicht zugestehen, auch wenn man sich von der Vorstellung des Angriffs mit Kanonen losmacht, was die „Sachverständigen" bekanntlich nicht immer tun.

Daß man zu dieser Zeit überhaupt die Rücksicht auf den Krieg habe zurücktreten lassen, hat man, wie wir früher sahen (s. S. 57), aus der Verlegung der Kohortenkastelle an die Grenze, die sich in der Wetterau erweisen läßt, schließen wollen, und zu dieser Auffassung paßt es gut, daß an der Odenwald-Neckarlinie, wo feindliche Angriffe wahrscheinlich weniger zu gewärtigen waren (S. 72 u. S. 76),




Karte XVI. Der obergermanische Limes südlich des Mains mit der Verteilung der Truppen. Nach Fabricius. (Zu Seite 77 f.)

schon in früherer Zeit die Kohortenkastelle unmittelbar an den Limes gelegt worden waren. Das gleiche Zurücktreten des kriegerischen Zwecks schien auch der geradlinige, nicht selten an überhöhenden Bergen entlang führende Zug des jüngeren Limes zu beweisen (S. 57). Und so könnte man auch in der Palisade eine zunächst nur mit dem friedlichen Verkehr rechnende Sperre sehen, die ein beliebiges Überschreiten der Grenze verhindern und den Verkehr auf gewisse, unter der Beobachtung von Kastellen stehende Wege beschränken sollte. Man könnte auch daran erinnern, daß Hadrian es war, der die Zahl der rheinischen Legionen auf die Hälfte herabsetzte. Aber wenn wir dann wieder lesen, daß gerade dieser Kaiser dem Schutz der Reichsgrenze seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat — in diesem Sinne wird ja auch die Errichtung der Palisaden von seinem Biographen aufgefaßt —, wie er in allen Provinzen die Kastelle inspizierte, sie an geeignetere Orte verlegte, die einen eingehen ließ, andere neu errichtete, Erdkastelle durch Steinkastelle ersetzte, auch in den Numeri einen neuen Truppenverband schuf, kurz alles tat, um die Schlagfertigkeit der Truppen zu heben, so wird man doch auch Hadrians Zuversicht in die Fortdauer friedlicher Zustände nicht überschätzen dürfen, und nach der Verlegung der Truppen an den Limes selbst jener Palisadensperre einen gewissen, vielleicht damals zu hoch angeschlagenen Verteidigungswert zugestehen dürfen, zumal wenn man sich erinnert, daß in sicherlich kriegerischen Zeiten, bei der Anlage des ältesten domitianischen Limes in der Wetterau, doch auch hier und da auf ähnliche Sperren Wert gelegt worden ist (S. 58).

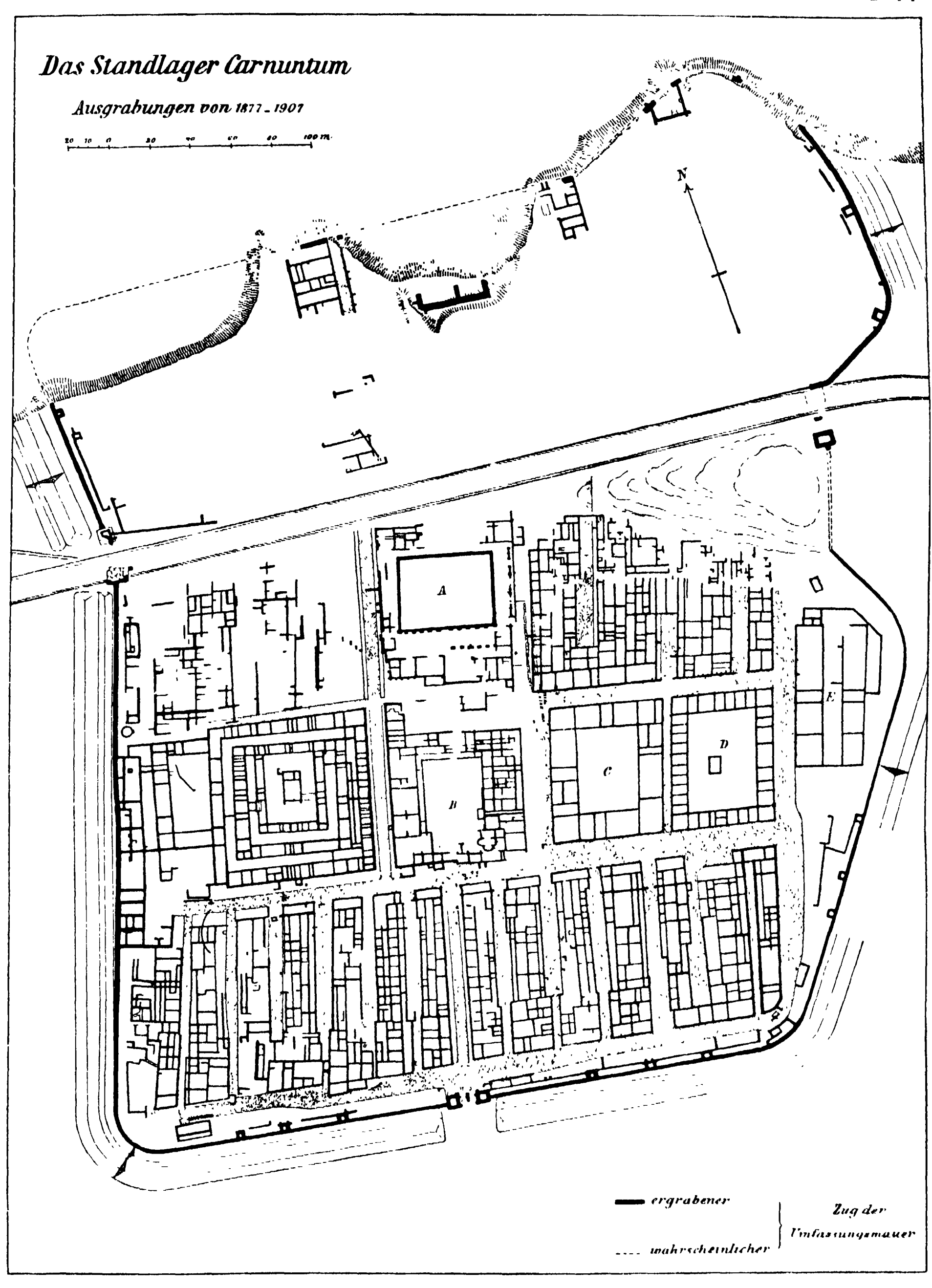
Vielleicht kann auch darin eine Warnung vor der einseitigen Auffassung der Palisadensperre gesehen werden, daß der entschiedenste Vertreter ihres lediglich grenzpolizeilichen Zwecks nicht nur zugeben muß, daß die hadrianische Grenzsperre sehr bald zu militärischen Zwecken verwandt wurde, was ihre richtige Deutung erschweren mußte, sondern sich auch genötigt sieht, in der Regierungszeit Hadrians selbst einen Wechsel anzunehmen, der vor der Kritik nicht standgehalten hat.

Ein Schriftsteller der hadrianischen Zeit, Arrian, beschreibt uns anschaulich ein Kastell am Phasis, das, ursprünglich aus Erde und Holzwerk errichtet, zu seiner Zeit in einen Ziegelbau verwandelt worden ist. Die gleiche Umwandlung der Erdwerke und Holztürme in Steinbauten beginnt zu dieser Zeit auch am germanischen Limes. Es wird dabei, zunächst in ruhigen Zeiten, nicht einheitlich und systematisch vorgegangen worden sein, vielmehr werden örtliche Verhältnisse, zufällige Zerstörung oder Baufälligkeit, der Wunsch, die Truppen zu beschäftigen, hier früher, dort später zu dem Umbau geführt haben; dann aber bemerken wir eine lebhaftere Bautätigkeit, als unruhigere Zeiten hereinbrechen und die Gefahr eines Angriffs auch auf die germanische Grenze näher rückt.

Doch bevor wir uns dieser Zeit, der Zeit der Markomannenkriege zuwenden, ist noch einer letzten Vorschiebung des germanischen Limes zu gedenken, die schwerlich mit kriegerischen Ereignissen in irgendwelchem Zusammenhang steht und gerade deshalb der Forschung ein besonders schwieriges Problem stellt, oder ich darf wohl sagen, gestellt hat.

Der Limesstrecke, die von Wörth am Main über den Odenwald zum Neckar, dann an diesem entlang bis Cannstatt und weiter führt, ist, wie schon erwähnt wurde (S. 57), eine andere Linie vorgelagert, die bei Miltenberg den Main verläßt und ohne alle Rücksicht auf die Bodenbeschaffenheit in schnurgeradem Zug von Walldürn bis Welzheim läuft, sie allein mit dem rätischen Limes in nachweisbarem Zusammenhang.

Die Vorlegung dieser zweiten Limeslinie erscheint um so merkwürdiger, als sie offenbar einigermaßen plötzlich beschlossen und ausgeführt worden ist. Eben waren noch, wie wir nachweisen können, die Türme der Odenwaldlinie besonders stattlich in Steinbau erneuert worden, da wurden, noch während der Regierungszeit des Antoninus Pius, also vor 161 n. Chr., die Kohorten an den neuen Limes verlegt.




Karte XVII. Das Standlager bei Carnuntum. (Zu Seite 79.)
Vgl. Karte XI. (Neuester Stand s. Röm. Limes in Österreich Heft XII.)

Fabricius hat das Problem, wie mir scheint, in überzeugender Weise gelöst, und vergebens ist ihm widersprochen worden: das Zeugnis der keramischen Funde ist nicht imstande, das Zeugnis der Inschriften zu entkräften. Auffällig stark sind

bei den Neubauten auf der Mümlinglinie in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre Britonen-Abteilungen beteiligt, und diese Britonen bleiben hier auch nach der Übersiedelung der Kohorten und folgen diesen erst gegen Ende des Jahrhunderts an den vorderen Limes. Es sind Briten, die, zu Anfang der vierziger Jahre besiegt und, wie ausdrücklich bezeugt ist, aus ihrer Heimat entfernt, hier am Limes, und zwar auf einer besonders gesichert erscheinenden (s. oben S. 72) und wahrscheinlich schwach bevölkerten Strecke, unter der Aufsicht zuverlässiger Auxiliarkohorten angesiedelt worden waren. Man hatte sie in kleinen Verbänden — den von Hadrian geschaffenen „Numeri" — auf ein weites Gebiet verteilt und mit Bauen beschäftigt, dann, als sie der Aufsicht schon weniger zu bedürfen schienen und die dichte Belegung des Limes sich lästig erwies, legte man eine neue Limeslinie an und schob an sie die Kohorten vor, während die Britonen am alten Limes, der nun aber keine Grenze mehr war und auf beiden Seiten friedlichen Anbau gestattete, zurückblieben, bis in minder friedlichen Zeitläufen, als eine Verstärkung der neuen Reichsgrenze geboten zu sein schien, die Nachkommen der einst hierher verpflanzten Briten den Kohorten nachfolgten.

⊠ ⊠ ⊠

Das war zu der Zeit, als die gewaltige Völkerbewegung der Markomannenkriege bis an die Grenzen Rätiens und Germaniens ihre Kreise zog.

Schon in den Tagen Domitians hatte sich die Sicherung der Donaugrenze am mittleren und unteren Laufe des Stroms gegenüber kriegerischen Völkern, die nicht nur die eigene Lust, sondern auch das Drängen weiter zurückwohnender Stämme gegen die römische Grenze schob und zog, als völlig ungenügend erwiesen. Zweimal wurde ein römisches Heer auf römischem Boden von den Dakern vernichtet, zweimal fiel der römische Feldherr selbst in der verlorenen Schlacht. Die Niederlage des Legaten von Mösien, Oppius Sabinus, rief zu Anfang des Jahres 86 den Kaiser selbst an die Donau. Der Gardepräfekt Cornelius Fuscus, dem Domitian die Führung des Kriegs übertrug, drang zwar, mehr ungehindert als siegreich, ins Land der Daker ein, wurde dann aber dort und ein zweites Mal, von den Dakern zurückgeworfen und verfolgt, auf römischem Boden geschlagen und fand in der zweiten Schlacht selbst seinen Tod, wie vor ihm Sabinus. Zwei Niederlagen des Fuscus sind zwar in unserer dürftigen Überlieferung nicht ausdrücklich bezeugt. Daß aber die entscheidende Niederlage auf römischem Boden stattfand und also nur eine zweite gewesen sein kann, läßt Martial erkennen, und eine glänzende Kombination hat uns die Reste des Grabmals wiedergeschenkt, das der Kaiser dem Gardepräfekten und den mit ihm Gefallenen auf dem Schlachtfelde errichtet hat. Zwei Jahre aber hat es wohl gewährt, bis das geschehen konnte, und bis die Ehre der römischen Waffen notdürftig wiederhergestellt wurde. Domitian selbst erschien wieder an der Donau, verzichtete aber auch wieder auf die Führung des Kriegs. Tettius Julianus war glücklicher als Fuscus und würde vielleicht den Krieg zu einem rühmlichen Ende geführt haben, wenn der Kaiser so klug gewesen wäre, sich, wie bei dem Feldzug des Fuscus, zeitig vom Schauplatz zurückzuziehen und auf eigene Feldherrnlorbeeren gänzlich zu verzichten, statt sich im Kampf mit den Markomannen eine Niederlage zu holen, die auf den Abschluß des Friedens mit den Dakern ungünstig einwirken mußte. Immerhin wurde nicht nur die Donaugrenze behauptet, sondern der Dakerkönig empfing seine Krone scheinbar aus der Hand des Kaisers von neuem, als dessen Vasall, wozu es dann freilich schlecht paßte, daß Decebalus die Feldzeichen des Fuscus nicht auslieferte und vom römischen Kaiser nicht nur einmal, sondern alljährlich eine Geldsumme erhielt, die wie ein Tribut aussah.

Zwar feierte Domitian den Triumph über die Daker zusammen mit dem über die Chatten; aber wenn er den vom Senat verliehenen Titel „Dacicus" nicht führte, so ist vielleicht mit Recht daraus geschlossen worden, daß er an

diesen zweifelhaften Ruhm nicht gern erinnert war. Wie mußte dann Männer vom Schlage Trajans die Schande brennen!

Je günstiger die Friedensbedingungen für die Daker waren, um so weniger Grund hatten diese, den Frieden zu brechen, und so hielt denn der faule Friede die Zeit des Domitian aus. Dennoch ward der Kaiser noch einmal an die Donau gerufen. Die Markomannen und Quaden, in dieser Zeit stets verbündet auftretend und beide zum großen Völkerbund der Sueben gehörig (s. oben S. 11), waren durch den Sieg über den Kaiser selbst begreiflicherweise erst recht übermütig geworden, wurden überdies durch freundschaftliche Beziehungen Roms zu den ihnen feindlichen Semnonen und Lygiern gereizt; da verbanden sie sich mit den zwischen ihrem Gebiet und dem Dakerland wohnenden Sarmaten und schickten sich an, die Donau zu überschreiten. Wieder kam ein Tag des Unglücks für das römische Heer, nun schon der vierte im Laufe eines Jahrzehnts: eine ganze Legion, die 21., die nach dem Aufstand des Saturninus aus Germanien nach Pannonien versetzt worden war, wurde samt ihrem Legaten von den Sarmaten vernichtet.

Die Sühne muß wieder recht glimpflich ausgefallen sein. Denn aus dem Krieg gegen drei Völker — bellum Suebicum et Sarmaticum heißt er in den Inschriften —, der den Kaiser fast acht Monate von Rom fernhielt, vom Mai bis zum Ende des Jahres 92, brachte der allerhöchste Kriegsherr nicht mehr als eine einzige Imperatorehre zurück, und für einen Triumph schien der Erfolg nicht hinreichend zu sein. Kein Wunder, daß unter der kurzen Regierung des Nerva gegen Markomannen und Quaden noch einmal gekämpft werden mußte.

Die Dakergefahr wurde durch Trajan beseitigt. Seiner beiden Kriege kann hier nur im Vorübergehen gedacht werden: der erste wetzte die Scharte der römischen Waffen aus und rächte die Niederlage des Fuscus, auf deren Schauplatz sich nun, „Mars dem Rächer" geweiht, ein mächtiges Tropaion Trajans erhob, das Denkmal von Adamklissi; der zweite Krieg machte Dakien zur römischen Provinz.

Statt der sechs Legionen, die Domitian neben den Donauflotten, der classis Flavia Pannonica und Moesica, und Auxiliartruppen als die Besatzung der Donaugrenze in Pannonien und Mösien vorgefunden hatte, standen dort fortan zehn Legionen — nicht zu viel, wie sich zeigen sollte, selbst nach dem Ausscheiden der Daker aus der Reihe der die Grenze bedrohenden Völkerschaften, wenn einmal in diese Massen Bewegung kam.

Das geschah, nach einer langen Zeit der Ruhe, im Jahre 166. Mühsam hintangehalten, wie wir hören, mit Mitteln der Diplomatie, weil ein Teil der Donaulegionen für den Parthischen Krieg in Anspruch genommen war, brach damals der Sturm um so gewaltiger los; nach dem Ende des Partherkriegs freilich, dennoch zu ungünstigster Zeit für das Reich. Zur Hungersnot und Geldnot brachte das heimkehrende Heer des Verus die Pest, die schlimmer als der Krieg unter den Truppen hauste. Auf dem Thron aber saß ein Kaiser, der sich selbst am wenigsten für einen Feldherrn hielt, der eben darum sich einen Kollegen gegeben hatte, der der Feldherr sein sollte, aber auch nicht war. Da erhoben sich nun alle Völker längs der Donau, vom germanischen bis zum dakischen Limes, und es begann ein Krieg, schwerer als irgendein anderer, den seit Hannibals Tagen Rom bestanden hatte. Mit einer Unterbrechung von wenigen Jahren hat er gewährt bis zum Tode des Kaisers, den das Schicksal wider Willen zum Feldherrn machte. Eine tragische Erscheinung ist dieser „gekrönte Philosoph", der im Feldlager von Carnuntum (s. S. 77) seine „Bekenntnisse" niederschreibt, der aus Pflichtgefühl fast ein Jahrzehnt an der Reichsgrenze und im Feindesland ausharrt und dann dicht vor dem Ziel durch eine ferne Empörung gezwungen wird, einen Frieden zu gewähren, der den Keim des Krieges in sich trug; der danach noch einmal zu der sauren Pflicht zurückkehrt und wiederum dicht vor dem Ziel abgerufen wird, abgerufen vom Tod, damit sein Erbe das mühsam Gewonnene verschleudern kann, des väterlichen Pflichtgefühls gänzlich bar.



Abb. 51. Die Marc-Aurel-Säule auf der Piazza Colonna in Rom.

Elende Trümmer besitzen wir nur von den einst vorhandenen Erzählungen dieses denkwürdigen Kampfes. Aber umfassende Kenntnis und scharfsinnige Verwertung der inschriftlichen Überlieferung hat dennoch „die Chronologie des bellum Germanicum et Sarmaticum“ festlegen können, und für einen Teil des Kriegs, die Jahre 171 bis 175, besitzen wir die unschätzbare Bilderchronik der Marcussäule (Abb. 51).

Abb. 52. Porta Praetoria des römischen Kastells von Regensburg. (Zu Seite 73 u. 82.)

Es ist bezeichnend, daß diese Chronik erst beginnt mit dem Augenblick, wo der Kaiser den Krieg ins Feindesland trägt; das wird nicht nur Nachahmung des Frieses der Trajanssäule sein (s. oben S. 73). Daß von den Erfolgen der Feinde, die sie bis vor die Mauern von Aquileia führten, die Chronik schweigt, ist selbstverständlich. Aber auch römische Siege, die auf dem Boden des Reiches erfochten waren, sollten hier nicht verewigt werden; denn sie erzählten zugleich die Größe der Gefahr. Nur ein Sieg scheint freilich überhaupt von Bedeutung gewesen zu sein, da nur einer in der Imperatortitulatur (167) seine Spur zurückgelassen hat. Es scheint, daß die Barbarenschwärme schon beim Nahen der Kaiser

zurückfluteten, nicht weniger vielleicht durch die Pest, die im Gefolge des kaiserlichen Heeres kam, als durch dieses selbst zurückgescheucht, und wenn erst im sechsten Kriegsjahre die Donau überschritten wurde, so lag das wohl weniger an dem Widerstand, der bis dahin zu überwinden war, als an den Schwierigkeiten, mit denen die Ausfüllung der Lücken des Heeres und die Beschaffung der Mittel zum Krieg zu kämpfen hatte: hören wir doch, daß selbst Verbrecher in die Legionen eingereiht wurden, und daß der Kaiser seinen Privatbesitz zugunsten des Kriegsschatzes öffentlich versteigerte.

Als von Carnuntum aus die offensiven Operationen begannen, mit denen die Erzählung des Säulenreliefs anfängt, waren die Provinzen des rechten Donauufers wohl schon geraume Zeit vom Feind befreit, waren auch Norikum und Rätien, wo bis dahin nur Auxiliartruppen gestanden hatten, durch zwei neue Legionen gesichert, die in Lauriacum an der Enns und in Castra Regina (Regensburg: Abb. 52; vgl. auch Abb. 20) ihr Standlager erhielten. Da aber bei der Ausdehnung der Bewegung kein einziges Standlager von Truppen entblößt werden durfte, nahmen an dem Feldzug im Feindesland von allen Legionen nur „Vexillationen" (Detachements) teil. Einzig die Garde erscheint auf dem Säulenrelief mit ihren Signa; die Legionare stets unter „Vexillen", niemals mit dem Adler oder den Manipelfeldzeichen (vgl. Abb. 43 u. 72 f.).



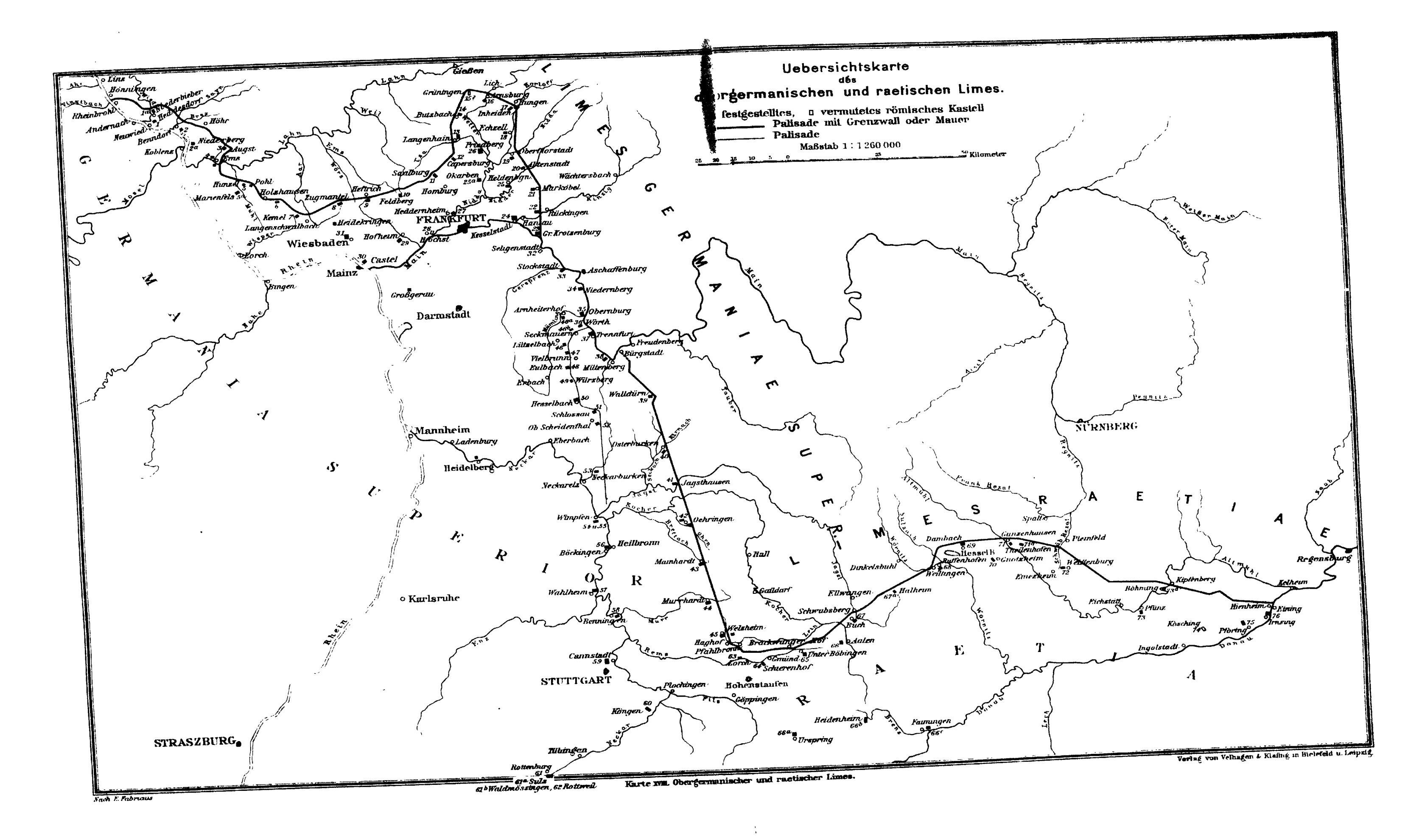
Abb. 53. Münze des Marc Aurel mit der Inschrift Germania subacta aus dem Jahre 173 n. Chr.



Abb. 54. Münze des Marc Aurel mit der Inschrift de Germanis aus dem Jahre 177 n. Chr.

Die Bildersprache des Reliefs läßt uns nicht nur den germanischen und den sarmatischen Krieg deutlich unterscheiden — die Victoria in der Mitte des Reliefbands trennt wie auf der Trajanssäule zwei Kriege —, sondern sie gestattet uns auch durch die typische Wiederholung des Lustrationsopfers im Anfang eines jeden Feldzugs, die dargestellten Szenen auf die einzelnen Jahre zu verteilen. Ins erste Jahr des „bellum Germanicum" fällt nach dem Zeugnis der Münzen ein Erfolg, nach dem Marcus den Imperatortitel zum sechstenmal annahm. Schon im folgenden Jahre steht auf den Münzen „Germania subacta" (Abb. 53), und der Kaiser nimmt den Beinamen „Germanicus" an. Damals galt also der Germanenkrieg für beendet. Die Säule beweist uns, daß das „Regenwunder" im Quadenland in das erste Kriegsjahr gehört, nicht, wie man annahm, ins vierte. Im Jahre 173 wird das Hauptquartier von Carnuntum nach Sirmium verlegt, und der Krieg wendet sich gegen die sarmatischen Jazygen. Die siebente und achte Erneuerung des Imperatortitels verdankte der Kaiser diesem Sarmatenkrieg; sie bezeugen uns Siege in den Jahren 174 und 175. Zwar zwang der Aufstand des Avidius Cassius den Kaiser, den Friedensschluß übers Knie zu brechen; aber für beendet muß auch der Sarmatenkrieg gegolten haben, da in diesem Jahre der Beiname „Sarmaticus" erscheint. Das folgende Jahr 176 sah, nach der Rückkehr aus dem Orient, den Triumph über Germanen und Sarmaten (Abb. 54). Was zwei Jahre, vielleicht auch nur ein Jahr später von neuem zum Krieg geführt hat, wissen wir nicht. Aber im August des Jahres 178 zog der Kaiser, diesmal mit seinem Sohn, zu einem zweiten Germanen- und Sarmatenkrieg aus, von dem er nicht heimkehren sollte. Im folgenden Jahre brachte ein Sieg des Tarrutenius Paternus dem Marcus die letzte Erneuerung der Imperatorehre, und der Krieg stand vor einem erwünschten Ende, das diesmal gewiß die Errichtung der schon fünf Jahre zuvor ins Auge gefaßten neuen Provinzen gewesen wäre, — als der Kaiser Marcus starb.

Commodus suchte dann aus dem lästigen Lagerleben so schnell als möglich herauszukommen. In dem früheren Friedensschluß war allen drei Völkern


Uebersichtskarte
des obergermanischen und raetischen Limes.
festgestelltes, ▫ vermutetes römisches Kastell
Palisade mit Grenzwall oder Mauer
Palisade
Maßstab 1 : 1 260 000
Kilometer
LIMES GERMANIAE SUPERIORIS
GERMANIA SUPERIOR
LIMES RAETIAE
RAETIA
FRANKFURT
Mainz
Wiesbaden
Darmstadt
Mannheim
Heidelberg
Karlsruhe
STRASZBURG
STUTTGART
NÜRNBERG
Regensburg
Aschaffenburg
Heilbronn
Hohenstaufen
Karte XVIII. Obergermanischer und raetischer Limes.
Nach E. Fabricius
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig

die Grenze fünf Meilen von der Donau gezogen worden, und diese Grenze war dann mit Kastellen besetzt worden, die einen Teil des feindlichen Landes tatsächlich zu römischem Besitz machten. Dann hatte Marcus die Breite des den Germanen versperrten Grenzstreifens auf die Hälfte herabgesetzt. Commodus verzichtete nun ganz darauf und zog die Garnisonen vom linken Donauufer zurück. Nicht sein, sondern des Vaters Verdienst war es, wenn dennoch ein Friede zustande kam, der von Dauer sein sollte: nicht das leichtfertige Entgegenkommen des Sohnes, sondern die zielbewußte Energie des Vaters wird den Germanen und Sarmaten Achtung eingeflößt haben.

War auch nicht mehr erreicht, als Rom schon vor dem langen und blutigen Kriege besessen hatte, so war die Sicherung dieses Besitzes doch auch schon ein Erfolg, um so größer, je größer die Gefahr des Verlustes gewesen war. Diese Gefahr, der Ansturm eines ganzen Völkerbundes, ist es denn auch gewesen, die zur Verstärkung der obergermanischen und rätischen Grenzsperre mahnte. Durch Rätien hatte ein Teil des großen Völkerstroms seinen Weg genommen; aber auch in Obergermanien (und zugleich in Rätien) waren in näherem oder fernerem Zusammenhang mit jener großen Bewegung Chatten eingedrungen, und die Wiederholung eines solchen Einfalls muß zu Commodus' Zeit nahe gewesen sein, da der Kaiser an einen dritten germanischen Feldzug dachte, der dieser Gegend, wie es scheint, gelten sollte.

Mehrere Erweiterungsbauten am germanischen wie am rätischen Limes gehören nachweislich in die Zeit des Commodus, und ungefähr in diese Zeit fällt auch die Gründung des großen für zwei Numeri Raum bietenden Kastells von Niederbieber am Nordende des germanischen Limes. Aber ein schlechter Grenzschutz blieb diese 550 Kilometer lange Holzpalisade dennoch, trotz ihrer tausend Wachttürme und ihrer hundert großen und kleinen Kastelle, und so kam man auf den Gedanken, sie auf der rätischen Strecke durch eine Mauer zu ersetzen, auf der germanischen durch einen dahinter angelegten Graben und Wall, für berittene Scharen immerhin ein nicht ganz verächtliches Hindernis, zu verstärken.

Wann das geschah, und ob es in Rätien und Germanien zur gleichen Zeit geschah, wissen wir nicht; nur daß es hier wie dort die letzten Anlagen am Limes sind, ist gewiß.

Wir hören von Kämpfen gegen Chauken und Chatten, die Didius Julianus, der spätere Kaiser, bestand, von Siegen, die Clodius Albinus, der Nebenbuhler des Septimius Severus, über Völker „jenseits des Rheins" erfocht. Im Jahre 213 aber durchbrachen die vereinigten Chatten und Alamannen, hier zum erstenmal in der Geschichte genannt, die Grenzsperre beider Provinzen: die Spuren von Kampf und Zerstörung, von Erneuerungsbauten aus diesen Jahren lassen die Kastelle an der Donau wie die im Taunus erkennen. Der Kaiser Caracalla eilte selbst herbei. Im August beteten die Arvalbrüder für ihn, weil er um diese Zeit durch den rätischen Limes ins Land der Feinde einbrechen sollte, „um sie zu vernichten"; im Oktober opfern sie zur Feier eines germanischen Sieges. „Victoria Germanica" steht auf den Münzen des Jahres, und der Kaiser führt den Titel „Germanicus". Am Main soll dieser Sieg erfochten worden sein. Die Alamannen wären hier des Kaisers Gegner gewesen, ein Reitervolk von erstaunlicher Gewandtheit. Aber Caracalla hatte sich nicht auf das römische Schwert verlassen, sondern durch schmeichelndes Entgegenkommen die Germanen zu gewinnen gesucht, indem er ihren Gesandten in germanischer Tracht mit blonder Perücke entgegentrat und die freundschaftlichen Beziehungen durch blinkende Goldstücke förderte. „Und wenn es ihnen," so heißt es bei Dio, „auch nicht immer nach dem Sinn war, was er sagte, gaben sie doch nach, wenn sie die Goldstücke sahen; denn richtige Goldstücke schenkte er ihnen." Es war die von Domitian gegen die Daker geübte Politik. Die Germanen nahmen das Gold, aber der maskierte Kaiser wird das Ansehen des römischen Reiches in ihren Augen schwerlich erhöht haben, und es war nur eine Frage der Zeit, daß sie ihre Angriffe erneuerten.

Daß Caracalla noch Kastelle bauen ließ, wird uns ausdrücklich bezeugt: „‚hier soll ein Kastell gebaut werden', sagte er, wo immer ein dazu geeigneter Platz war und gab ihm flugs einen Namen nach seinen eigenen.“ Von einem Limeswall oder einer Limesmauer ist nirgends die Rede. Aber es ist eine wahrscheinliche Vermutung — mehr freilich nicht —, daß die Bekanntschaft mit den alamannischen Reiterhorden den Kaiser oder seine Statthalter (s. oben S. 71 f.) auf den Gedanken einer solchen Verstärkung der Grenzsperre gebracht haben. Ob sie eine Weile sich nützlich erwies? Ob der Sieg oder das Gold Caracallas eine Weile nachwirkte? Oder ob wir von Kämpfen am Limes nur deshalb zwei Jahrzehnte hindurch nichts hören, weil die Statthalter, denen die Abwehr zunächst oblag, mit den Feinden fertig wurden? Schließlich aber ward wieder ein Kaiser an den Rhein gerufen. Der Limes war durchbrochen, Donau und Rhein überschritten worden. Die Lager der Legionen wurden belagert, das Land weithin verwüstet. Die Gefahr war groß genug. Da trat Alexander Severus, kaum vom Partherkrieg heimgekehrt, die Heerfahrt zum Rhein an, ungern gewiß, denn er war nichts weniger als ein Kriegsheld, der Kaiser, der sich selbst im Feldlager von seiner Mutter nicht trennte, und hatte Grund, sich inmitten seiner Legionen noch weniger sicher zu fühlen als sonst.



Abb. 55.
Münze des Alexander Severus mit dem Rheinübergang des Kaisers.



Abb. 56.
Münze des Maximinus mit der Inschrift Victoria Germanica aus dem Jahre 236 n. Chr.

Gerade Alexander soll die Grenzverteidiger zu Grundbesitzern an der Grenze gemacht haben in der Meinung, daß der Kampf um die eigene Scholle zäher sein werde als der um des Reiches Grenzmark (s. unten S. 109). Aber nachdem dennoch die Limesbesatzung, des Partherkrieges wegen allzusehr geschwächt, durch die anstürmenden Alamannen — die werden es wieder gewesen sein, obgleich sie diesmal nicht genannt werden — überrannt worden war, erwiesen sich die Legionen mehr als der Kaiser um die Ehre des Reiches besorgt. Denn als Alexander, nach dem Beispiel Caracallas, statt mit den Waffen mit Gold den Krieg zu führen begann, schlugen die Soldaten im Lager von Mainz ihn samt seiner Mutter tot (235 n. Chr.) und erhoben einen kriegerisch gesinnten Mann, den Maximinus Thrax auf den Thron. Der drang mit dem großen, von seinem Vorgänger schon zusammengebrachten Heer tief ins germanische Land vor, mehr sengend und brennend, da die Germanen zurückwichen; wo sie sich einmal zum Kampfe stellten, der Kaiser allen voran: von einer Schlacht in einem Sumpf ließ er ein großes Bild malen und in Rom aufstellen.

Mit gutem Recht nahm Maximinus den Namen „Germanicus“ an, und auf seinen Münzen stand Victoria Germanica (Abb. 56), während auf denen des Alexander Severus nicht mehr als der Übergang über den Rhein — auch der wohl nur als Vorhaben, nicht als Tat — zu sehen gewesen war (Abb. 55).

Aber die Spuren der vorangegangenen Zerstörung waren nicht zu verwischen, und das Abbrechen der Münzfunde mancher Kohortenkastelle mit den Münzen des Alexander Severus und der Julia Mamaea scheint allerdings zu beweisen, daß nicht alle damals zerstörten Kastelle hergestellt und wieder besetzt worden sind.

Für die meisten Limeskastelle aber bezeugen die Münzreihen ein um etwa zwei Jahrzehnte längeres Bestehen. Sie sahen noch unter den rasch aufeinander folgenden, meist von den Soldaten erhobenen und wieder erschlagenen Kaisern und Gegenkaisern dieser wüsten Zeit manche Kämpfe, von denen uns nur durch

kaiserliche Beinamen und Münzaufschriften Kunde erhalten ist: „Germanicus“ genügte jetzt nicht mehr; „Germanicus maximus“ muß es sein. So heißt Philippus Arabs, so Gallienus, so andere nach ihnen. Aber die Siege werden dem nicht entsprochen haben. Wieder und wieder überschritten die Goten die untere Donau und streiften weit nach Süden; der Kaiser Decius fiel im Kampf mit ihnen in der Dobrudscha. Die Alamannen durchbrachen den rätischen Limes, drangen selbst in Italien ein und kamen bis vor Ravenna; zwar wurden diese oder andere durch Gallien eingebrochene Scharen bei Mailand von Gallienus geschlagen und zurückgeworfen; aber aus Rätien vertrieb sie erst Aurelian wieder. Weder der Limes noch der Rhein setzte den Franken, die von nun an am mittleren und unteren Rhein, andere Stämme oder doch Namen verdrängend, erscheinen, eine Grenze. Sie überschwemmten Gallien und drangen selbst bis nach Spanien vor. Die Küsten des Westens wurden von den Sachsen beunruhigt. Im Osten aber



Abb. 57. Die Moselbrücke bei Trier. Die Pfeiler sind römisch. (Zu Seite 126.)

lauerte zu gleicher Zeit die allergrößte Gefahr von den Parthern. Auch der tatkräftigste Kaiser konnte nicht allenthalben sein, und wo er nicht war, entstand ihm alsbald ein Nebenbuhler. Fast jeder Sieg erhob einen neuen Kaiser aus der Mitte der siegenden Truppe, und auch in der Not glaubte man auf einen neuen Kaiser in der Nähe eher Hoffnung setzen zu dürfen als auf den fernen.

Das kam gewiß der Erhebung des Postumus zustatten, wenn sie auch zunächst von den Soldaten ausging, die nach einem Sieg über die Germanen, durch die Ansprüche eines kaiserlichen Prinzen im Besitz ihrer Beute bedroht, ihren General zum Kaiser ausriefen. M. Cassianius Latinius Postumus war damals seines Amtes Statthalter einer der zwei germanischen Provinzen, vielleicht auch beider. Nach seiner Proklamierung durch die Truppen um die Wende der Jahre 258/259 fielen ihm Gallien, Britannien und Spanien zu, und ohne nach der Herrschaft über das ganze Reich zu streben, behauptet er sich zehn Jahre lang als Kaiser dieses Westreichs, bis auch ihn das Schicksal der Soldatenkaiser ereilte — wie es heißt, weil er Mainz nicht der Plünderung preisgeben wollte.

Zu diesem Reich des Postumus gehörte das rechtsrheinische Germanien nicht. Denn trotz aller Germanensiege des Gallienus ging damals das ganze vom Limes

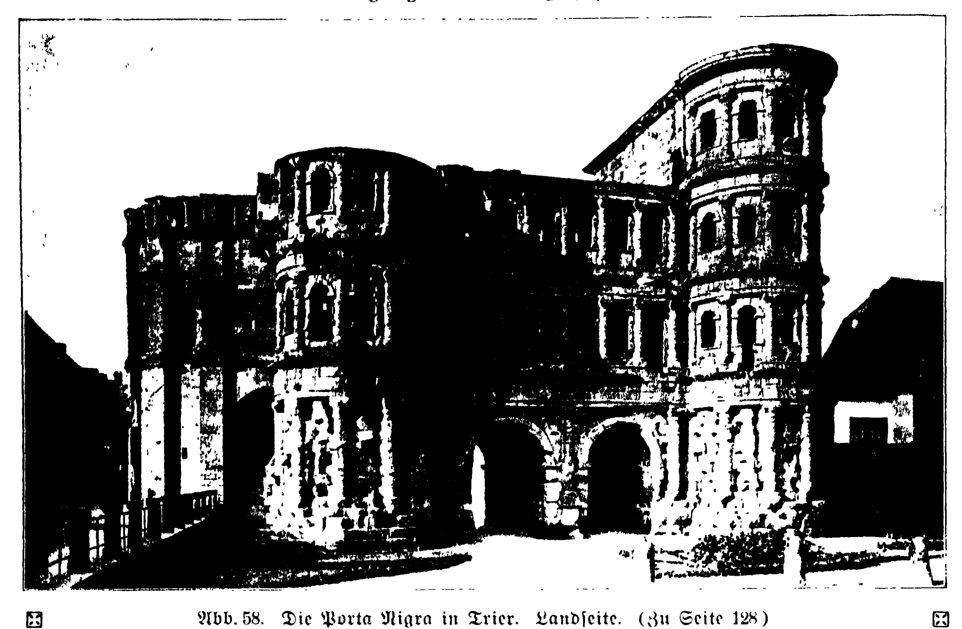


Abb. 58. Die Porta Nigra in Trier. Landseite. (Zu Seite 128)

umschlossene Gebiet auf immer verloren. Manche Kastelle wurden, wie wir beim Mangel aller Spuren gewaltsamer Zerstörung annehmen dürfen, freiwillig und friedlich geräumt. Bei anderen lassen uns aber „untergrabene Mauern und Tore, Brandschutt im Innern, zerstreute Waffen und Gebeine der Gefallenen" noch die gewaltsame Erstürmung erkennen. Besonders anschaulich hat die Ausgrabung im Kastell von Niederbieber, wie wir sahen, einem erst spät errichteten (S. 83), uns die Eroberung vor Augen geführt und durch die Münzfunde das Jahr der Katastrophe bestimmen lassen. Es war das Jahr 259 oder 260 und es gibt kein Zeugnis dafür, daß der Limes als solcher über dieses Jahr hinaus behauptet worden ist.

Postumus wird sich gar nicht die Aufgabe gestellt haben, das Verlorene wieder zu gewinnen; aber er hat das große Verdienst, in jahrelangen Kämpfen die immer wieder herandrängenden Germanen, Franken und Alamannen, aus Gallien hinausgewiesen und die auch schon in Frage gestellte Rheingrenze behauptet zu haben: wenn auf Münzen mit dem Bild des Rheingotts sich die Worte salus provinciarum finden, so soll damit wohl der Rhein als der Retter der Provinzen bezeichnet werden. Damals wurden die Mauern so mancher Rheinstädte errichtet. Ohne des Postumus Eingreifen würde gewiß viel mehr als das rechte Rheinufer dem Reich verloren gegangen sein. Deshalb wurde auch sein letzter Nachfolger, als er dem Aurelian unterlag, und das gallische Kaisertum sein Ende fand, begnadigt und über Postumus nicht, wie über andere Gegenkaiser, die damnatio memoriae verhängt. Er hatte für seine Zeit die Aufgabe gelöst, die fortan eine der wichtigsten für das Reich blieb. Diese Aufgabe rückte den Schwerpunkt seines gallischen Reiches, wie später wenigstens einen des ganzen, in die Nähe der stets bedrohten Rheingrenze und Postumus wird wahrscheinlich als erster der Kaiser in Trier residiert haben. Fünf Jahre etwa überlebte das Reich den Tod des Postumus; dann stellte Aurelian die Einheit des Reiches wie im Osten so auch hier im Westen wieder her.

Untätig kann man die Kaiser dieser Zeit wahrlich nicht nennen, wenn man bedenkt, was Claudius in zwei Jahren, Aurelian in sechs, Probus in ebensovielen geleistet haben, und einen guten Teil ihres Arbeitsprogramms haben

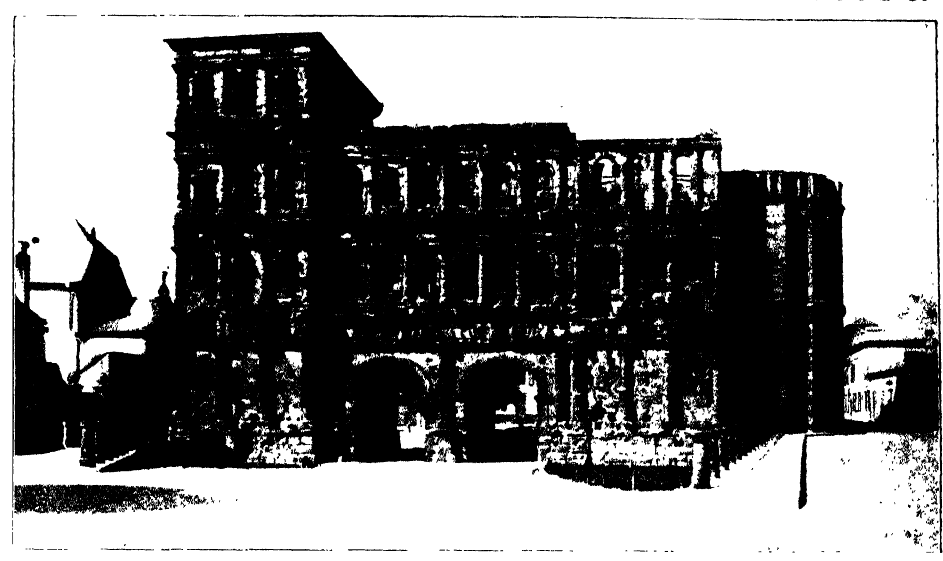


Abb. 59. Die Porta Nigra in Trier. Stadtseite. (Zu Seite 128.)

ihnen in diesen Jahren die Germanen gestellt. Aber wir können schweigen von Siegen, die doch keinen dauernden Erfolg gehabt haben. Daß Probus den Limes jenseits des Rheines wiederhergestellt habe, ist ein Irrtum, vielleicht schon ein recht alter: er hat nur den rheinischen Festungen gegenüber Kastelle auf dem rechten Ufer angelegt oder die schon von Postumus erbauten hergestellt, und seine Verdienste um den Weinbau auf germanischem Boden werden sich wohl auf das linke Rheinufer und das Moselland beschränken.

Carinus, der Sohn des Carus, erwarb für seinen Vater und für sich selbst den schon fast ständigen Beinamen „Germanicus maximus". Aber als der Tod des Vaters und der Kampf um die Kaiserwürde ihn aus Gallien abriefen, da war zu der schon gewohnten Not der Germaneneinfälle die furchtbarere des Bagaudenaufstandes hinzugetreten. Carinus mußte die Beschwörung dieser neuen Gefahr seinem Nachfolger überlassen; denn wenn er auch, wider Verdienst wohl, dem Diocletianus im Kampf erfolgreich entgegentrat, so nützte ihm dieser Sieg doch nichts, da ihn gleich nachher das Geschick der Kaiser dieser Zeit ereilte.

Die Regierung des gewaltigen Diocletianus, für den die Ermordung des Carinus freie Bahn machte, bedeutet in der Geschichte der römischen Kaiserzeit

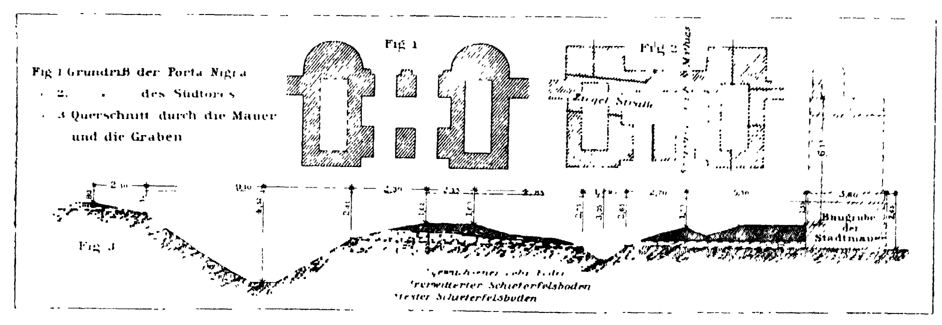



Abb. 60. Die Stadtbefestigung von Trier.
Vgl. E. Krüger, Die Trierer Römerbauten. (Trier 1909.)

einen wichtigen Abschnitt — nicht so in der Geschichte des germanischen Grenzsprengels. Hier hat sie wohl manches sanktioniert, was tatsächlich schon bestand, Gefahren abzuwenden versucht, die die letzten Jahrzehnte hinlänglich kennen gelehrt hatten. Die Hauptaufgabe blieb dieselbe noch für ein volles Jahrhundert: die Abwehr der stets wieder andringenden Germanenstämme, Alamannen und Franken, Burgunden und Sachsen, der notdürftige Schutz der heimgesuchten gallischen Gaue.

Fast dauernd war die Anwesenheit der Kaiser in Gallien geboten. Italien und Rom traten zurück, und Trier blieb, was es zur Zeit der gallischen Nebenkaiser schon geworden war, die kaiserliche Residenz und nun die eigentliche Hauptstadt der westlichen Reichshälfte. Wenn fast achtzig Jahre später, nachdem noch so manche Völkerwoge sich über Galliens Gaue hingewälzt hatte, der Dichter Ausonius das reiche Leben des lieblichen Moseltals so anmutig zu schildern vermag, und die Denkmäler uns die gleichen Bilder zurückrufen, so ist zu bedenken, daß von Trier



Abb. 61. Amphitheater in Trier. (Zu Seite 129.)

aus die Kaiser über die Ufer der Mosel eher als über anderes Land ihre schützende Hand zu halten vermochten — wenngleich es vorgekommen sein soll, daß die Franken bis in die Nähe von Trier schweiften, vermutlich auf der Straße von Norden heranziehend, und den Kaiser zwangen, das Gewand des Konsuls am ersten Tage seines Konsulats mit der Rüstung des Kriegers zu vertauschen. Wir hören von Maximians Germanensiegen vornehmlich durch seinen Lobredner Mamertinus und dürfen uns auf ihn verlassen, wenn er sagt, daß die Alamannen und Burgunden durch Hunger und Krankheit, nur die Heruler in der Schlacht besiegt seien, übertrieben ist aber wohl die Bedeutung der Siege jenseits des Rheins — wenn wenigstens mit der Eroberung, soweit das Auge reicht (quicquid ultra Rhenum prospicio Romanum est), mehr als eben nur das jenseitige Ufer, vielleicht auch wenn nur dieses gemeint ist.

Und das Schicksal wollte, daß die Siege dieser Zeit das dem Reiche drohende Verhängnis nicht nur aufhielten, sondern auch beschleunigten; denn fast jeder Sieg versetzte Tausende von Germanen auf den Boden der gallischen Provinz, nach den Phrasen der Redner eine Augenweide für den siegesstolzen Römer, in Wahrheit eine dauernde Gefahr — „Pioniere der Völkerwanderung“.

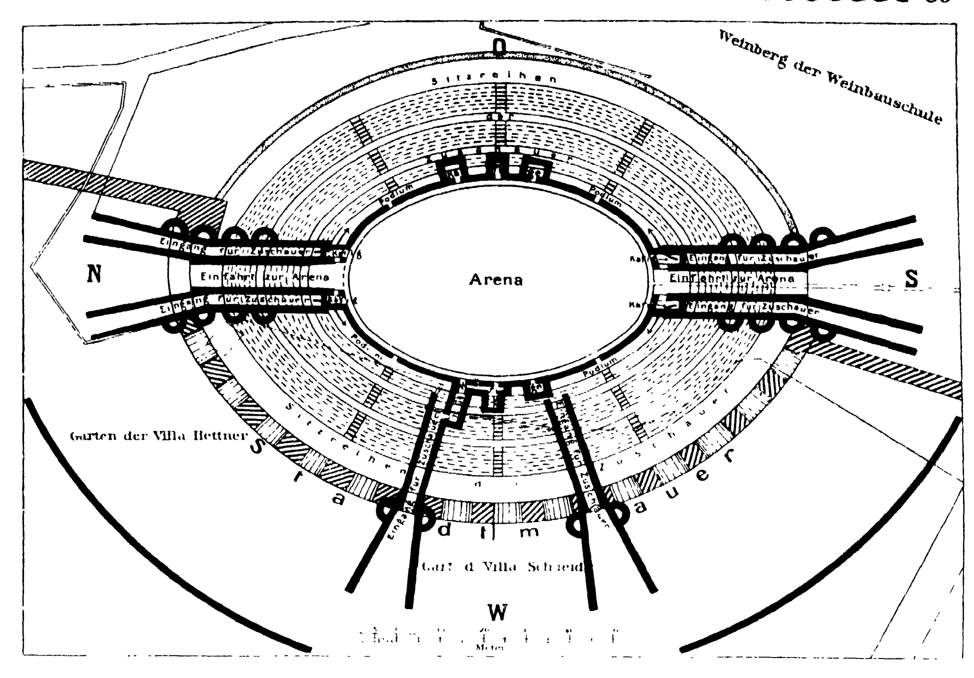



Abb. 62. Plan des Amphitheaters in Trier.
Vgl. E. Krüger, Die Trierer Römerbauten. (Zu Seite 129.)

Auch von *Julians* gepriesenem *Sieg bei Argentoratum* läßt sich schließlich nur sagen, daß er die Rheingrenze noch einmal für ein halbes Jahrhundert gerettet hat. Aber das Schicksal, das er aufhielt, wandte er nicht ab. Er scheuchte wohl die überrheinischen Alamannen zurück, aber er vertrieb nicht die auf dem linken Ufer schon ansässig gewordenen. Insofern kann man sagen, daß des Constantius unrühmliches Abkommen, das die Ansiedlung der Alamannen gestattete, eine dauerndere Wirkung gehabt hat, als der rühmliche Waffenerfolg des Julianus und daß — „das nationale Gepräge des Elsaß aus dem Jahre 352 stammt".

Der Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit darf an das Ende seiner Erzählung die mächtige Gestalt Theodosius' des Großen stellen und das folgende Chaos denen überlassen, die das aus den Ruinen des römischen Reiches erblühende neue Leben zu schildern unternehmen. In dem engeren Rahmen unserer Aufgabe darf vielleicht mit noch besserem Recht die Regierung *Valentinians* (364 bis 375 n. Chr.), allenfalls mit Einschluß der paar Jahre seines Sohnes *Gratian*, als die letzte angesehen werden, die auch bei gedrängtester Darstellung ein kurzes Ver-

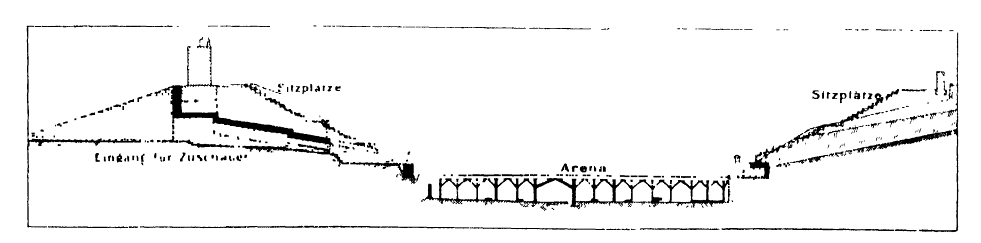



Abb. 63. Querschnitt durch das Amphitheater in Trier.
Vgl. E. Krüger, Die Trierer Römerbauten. (Zu Seite 129.)

weilen fordert, wenngleich erst Stilicho es war, der die Rheingrenze von Truppen entblößte und alle Tore des Reiches den Germanen auftat. Ist auch dieses, genau genommen, erst das Ende des römischen Germaniens, so ist dieses Ende doch verschlungen in die Katastrophe des Reiches, deren Darstellung nicht unsere Aufgabe ist. Valentinian ist der letzte gewesen, der Vorkehrungen getroffen hat, die den völligen Zusammenbruch der römischen Herrschaft am Rhein noch einmal um ein paar Jahrzehnte hinausschoben. Diese paar Jahrzehnte sind die letzte Periode des römischen Germaniens.

Das Recht zum Abschluß mit der Zeit Valentinians wird verstärkt durch das Abbrechen unserer Hauptquelle, der Geschichte Ammians, für die die folgende Zeit uns keinen Ersatz zu bieten hat. Denn da die Geschehnisse selbst eine reinliche Periodenscheidung nicht kennen, empfiehlt es sich, hier wie sonst, den Einschnitt da zu machen, wo das Abbrechen einer Hauptquelle, zufällig oder wohlbedacht, einen Einschnitt in der Überlieferung unverkennbar macht. Hier aber ist



Abb. 64. Kaiserpalast in Trier. (Zu Seite 128.)

dieses Abbrechen zweifellos wohlbedacht; denn die Schlacht bei Adrianopel, in der Valentinians Bruder und Mitregent Valens, der Kaiser des Ostens, im Kampf gegen die von den Hunnen gedrängten Goten fiel, mußte den Zeitgenossen in der Tat als ein Markstein erscheinen und ist auch bis heute so angesehen worden. Valentinians Germanenkriege erscheinen aber um so mehr nachdrücklicher Hervorhebung wert, als wir hier neben der Erzählung Ammians, zu einem Teil wenigstens, noch zwei zeitgenössische Quellen, Berichte oder doch Andeutungen von Augenzeugen sogar, eine Rede des Symmachus und einige Verse des Ausonius, besitzen.

Valentinian wandte der Befestigung der Grenzen besondere Aufmerksamkeit zu: im Codex Theodosianus lesen wir noch eine darauf bezügliche Verordnung des Kaisers, und Inschriften bezeugen den Bau von Grenzkastellen. Diese Fürsorge wird der Rheingrenze vor anderen zustatten gekommen sein: nicht umsonst weilte der Kaiser seit Oktober 365 in Gallien. Ammian sagt, daß er den Rhein von der rätischen Grenze bis zum Meer mit großen Werken befestigte, längs der ganzen gallischen Grenze Lager, Kastelle und Türme in ununterbrochener Reihe

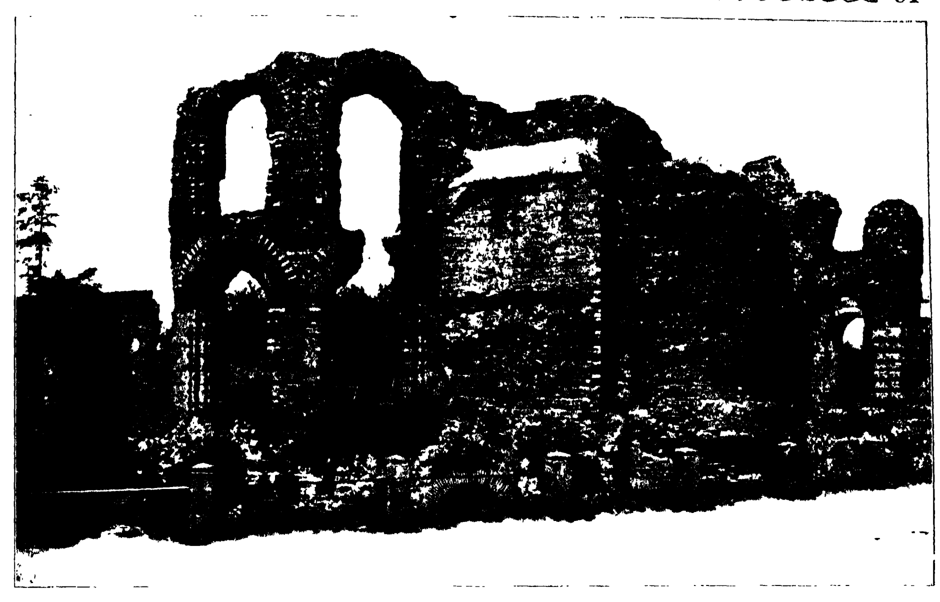


Abb. 65. Kaiserpalast in Trier. (Zu Seite 128.)

an geeigneten Orten errichtete, hier und da auch die Grenze des Barbarenlands zurückschob, indem er jenseits des Stroms Befestigungen erbaute. Als aber trotzdem die Alamannen wieder in hellen Haufen weit in Gallien eindrangen, als gar, trotz der Nähe des Kaisers und trotz zweier Siege seines Generals Jovinus, selbst die große Festung Mainz überfallen und geplündert worden war, ging der Kaiser noch einmal zu kräftiger Offensive über, die sich als die beste Verteidigung so oft bewährt hatte.

Dreimal mindestens hat Valentinian den Rhein überschritten. Das erstemal war es ein von langer Hand vorbereiteter Feldzug, zu dem Truppen aus Italien und Illyricum herangezogen worden waren, auf dem der jugendliche Thronfolger Gratianus die ersten Kriegslorbeeren pflücken sollte. Symmachus und Ausonius,

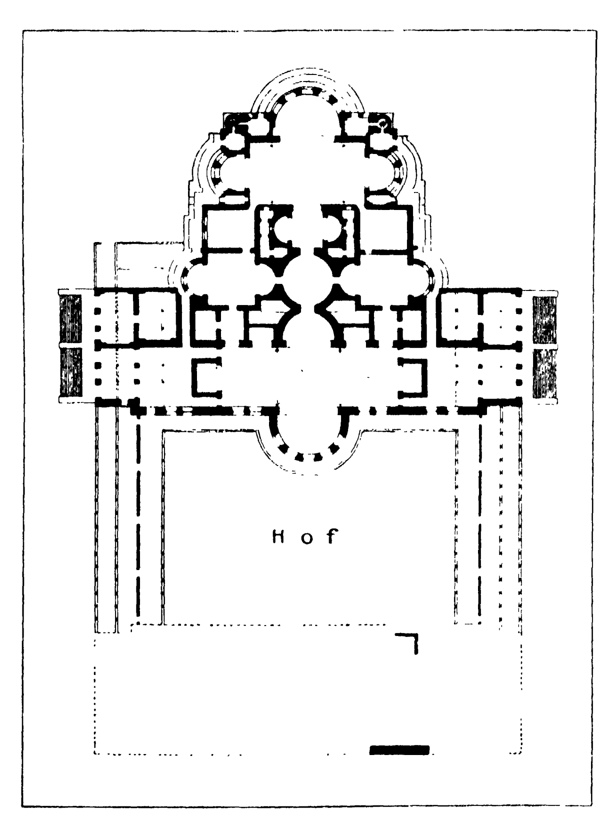



Abb. 66. Der Kaiserpalast in Trier.
Vgl. E. Krüger, Die Trierer Römerbauten. (Zu Seite 128.)

der Lehrer des Gratian, befanden sich damals im kaiserlichen Hauptquartier, und der schon bejahrte Professor aus Burdigala brachte sich als Kriegsbeute eine niedliche Schwarzwälderin mit, die von ihm besungene Bissula.

Tageweit drang das römische Heer von der Gegend der Neckarmündung, wo der Rhein auf einer Schiffbrücke überschritten worden war, ins Alamannenland vor, ohne daß ein Feind sich stellte. Dann aber kam es bei „Solicinium", wahrscheinlich dem uns schon bekannten Sumelocenna (Rottenburg) zu einer blutigen Schlacht, die zwar mit einem Sieg der Römer endete, der aber doch die Umkehr folgte —, vermutlich nicht, weil alles erreicht war, was man wünschte, sondern weil das Erreichte sehr teuer erkauft war. Immerhin hatten die Alamannen einmal wieder römische Legionen im eigenen Land gesehen, und einen Fuß behielt der Kaiser auch hier auf dem rechten Ufer, indem er bei der Neckarmündung, von beiden Flüssen bespült, eine Stadt erbaute, zu der vielleicht die Ruinen des

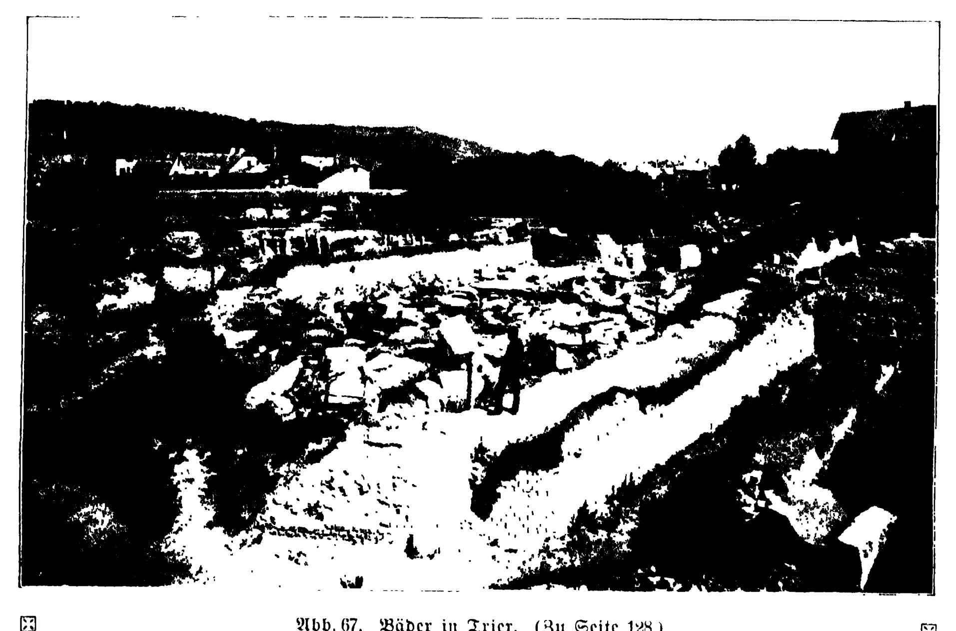


Abb. 67. Bäder in Trier. (Zu Seite 128.)

nahen Lopodunum (Ladenburg), des einstigen Vororts dieser Gegend, nach mancher Forscher Meinung des von Julian hergestellten „munimentum Trajani", die Bausteine lieferten. Durch mühsame Uferbefestigungen wurden damals die Mauern gegen den Andrang des Neckars gesichert; danach aber hat der Rhein das Ufer samt der Festung weggerissen und strömt über ihre Stätte hin. Nur bei niedrigem Wasser tauchen zuweilen Reste der zerstörten Mauern aus seinen Fluten auf, und der Name des Kastells — Alta ripa (ein Erlaß vom Jahre 369 ist von dort datiert) — hat sich aufs andere Ufer geflüchtet, wo er in dem Ort Altrip noch heute fortlebt.

Einer Verabredung mit den Burgunden, die stets zum Angriff auf ihre alamannischen Nachbarn geneigt waren, kam der Kaiser schließlich nicht nach, — vielleicht weil der Ausbau seiner Kastellkette ihm wichtiger war, und der Bund mit den Burgunden gar keinen anderen Zweck gehabt hatte als den, durch sie die Alamannen fernhalten zu lassen, bis die Rheinfestungen vollendet wären.

Zweimal aber, soviel wir wissen, zog Valentinian noch an der Spitze eines Heeres gegen die Alamannen, einmal von Mainz aus gegen die des Taunus-

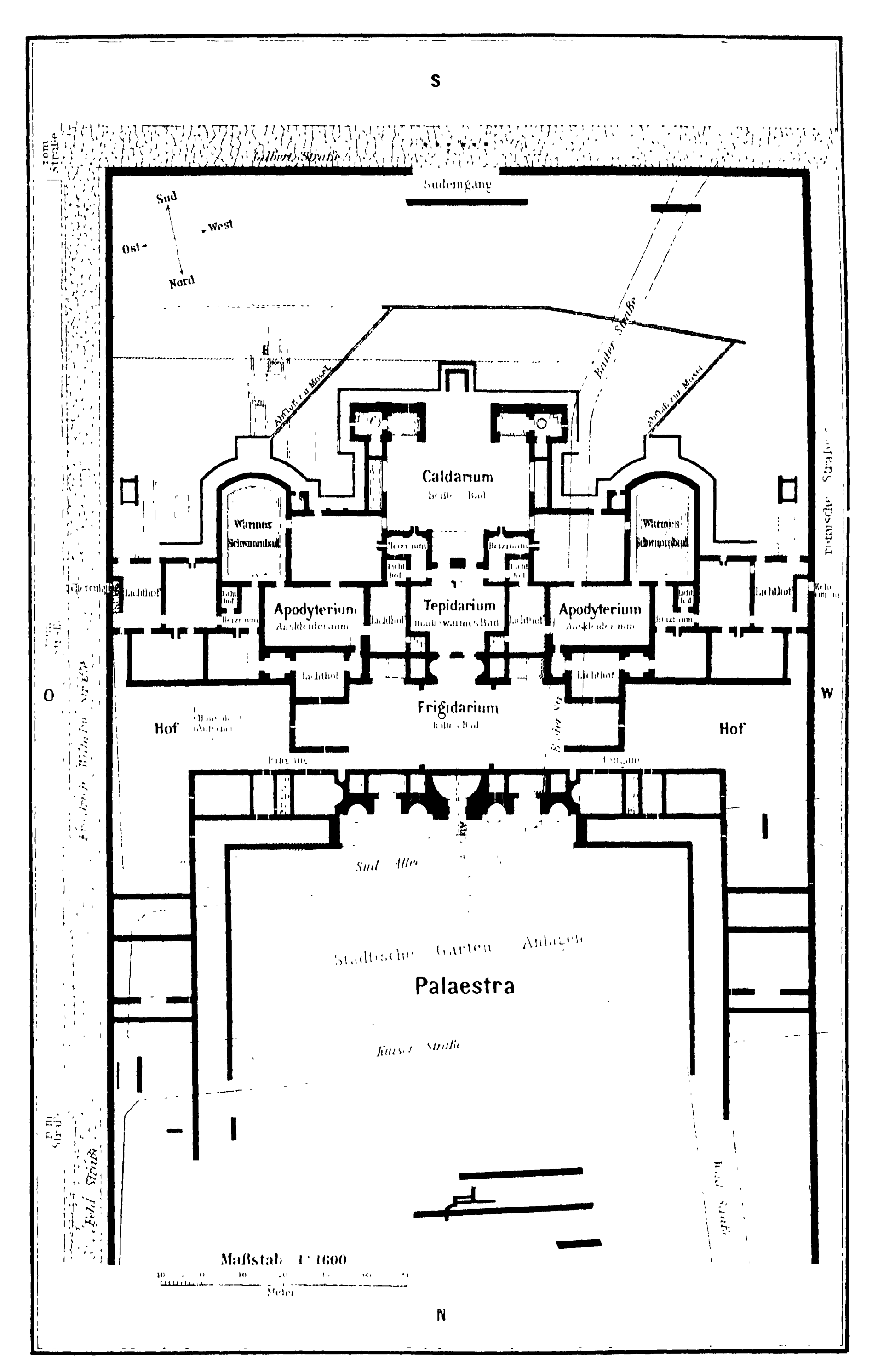



Abb. 68. Grundriß der Thermen von Trier.
Neu gezeichnet nach E. Krüger, Die Trierer Römerbauten. Tafel 5. (Zu Seite 128.)

gebiets, einmal im Süden gegen die des Schwarzwalds, dort um den Alamannenkönig Macrianus aufzuheben, was nicht gelang, hier um das Vorland eines neuen Kastells, das er bei Basel erbauen wollte, vom Feind zu säubern, damit die Arbeit in Ruhe vor sich gehen könnte.

Danach wurde der Kaiser an die Donaugrenze gerufen, von der er nicht wieder nach Gallien zurückkehren sollte. Wie am Rhein hatte Valentinian – „in an sich rühmlichem, aber übertriebenem Eifer", nach Ammians Wort — an der Donau Grenzkastelle auch auf dem feindlichen Ufer errichtet und dadurch die Quaden aufgebracht und zum Angriff gereizt. In arger Bedrängnis rief man den Kaiser herbei, der bei Aquincum den Strom überschritt und sengend und brennend ins Land der Quaden eindrang. Diese bequemten sich dazu, um Frieden



Abb. 69. Provinzialmuseum zu Trier. Die Hermen von Welschbillig. Vgl. Hettner, Steindenkmäler, S. 251 f. Der fahrende Juppiter links ist Gipsabguß der Gruppe Abb. 150. (Zu Seite 126 f. u. 134.)

zu bitten, aber so aufregend sollen dennoch die Verhandlungen gewesen sein, daß den Kaiser der Schlag rührte.

Gratian, sein ältester Sohn, war fast noch ein Knabe, obgleich schon seit acht Jahren Augustus und vor sechs Jahren des Vaters Begleiter im Alamannenkrieg. Noch nicht zwanzigjährig war er dann im Begriff, seinem von den Goten bedrängten Oheim Valens zu Hilfe zu kommen, als die Alamannen einmal wieder den Festungsgürtel des Rheins durchbrachen und das Elsaß überfielen. Bei Argentaria aber (bei Horburg unweit Kolmar) schlug sie der junge Kaiser aufs Haupt — die Schlachtberichte schwelgen wieder in übertriebenen Zahlen der kämpfenden und fallenden Germanen — und überschritt noch einmal den Rhein. Er setzte den Alamannen des Linzgaus kräftig zu, freilich mit nicht geringen eigenen Verlusten, und soll ihnen wieder für einige Zeit die Lust zur Heerfahrt nach Gallien genommen haben — für einige Zeit allerdings nur: wir hören auch ferner hier und dort von Einfällen der Alamannen, wie im Norden der Franken, bis zur völligen Überflutung Galliens. Aber die Schlacht bei Argentaria ist doch der letzte namhafte Erfolg, der noch einmal die Rheingrenze rettete und die



Abb. 70. Provinzialmuseum zu Trier. Links: Junobild. In der Mitte: Juppitersäule von Ehrang und ähnliche Monumente. Rechts: Hermen von Welschbillig. Vgl. Wd. Ztschr. XXVI, S. 312. (Zu Seite 126 f. u. 134.)

Germanisierung des römischen Germaniens oder doch deren Vollendung um ein weniges hinausschob.

Von der Organisation der Verteidigung an der Rheingrenze und der Verwaltung des Grenzlandes überhaupt während dieses letzten Zeitabschnittes haben

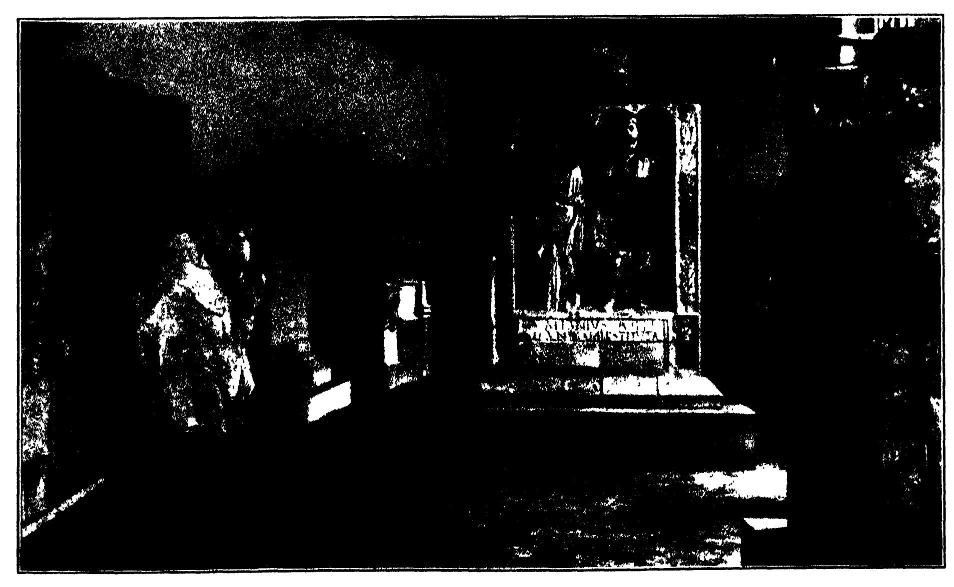


Abb. 71. Provinzialmuseum zu Trier. Zu dem großen Grabdenkmal aus Neumagen vgl. Hettner, Illustr. Führer (1903), S. 6 f. (Zu Seite 126 f., 159 f. u. 161.)

wir keine deutliche Vorstellung. Die Geschichtsschreiber, die fast nur von der Zurückweisung einzelner Angriffe durch die Kaiser zu erzählen haben, können sie uns nicht geben, und das uns erhaltene „Staatshandbuch“ aus den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts, die Notitia dignitatum, weist nicht nur gerade hier eine sehr empfindliche Lücke auf, da das Kapitel über den dux Germaniae primae verloren gegangen ist, sondern läßt auch Zweifeln Raum über das Alter der hier verzeichneten Ämter und über die Dauer ihres Bestehens, die in Wirklichkeit nicht immer dieselbe gewesen sein wird wie auf dem Papier. Wir sehen in Obergermanien — der Germania prima — die Rheingrenze dem comes (tractus) Argentoratensis und dem dux (limitis) Moguntiacensis anvertraut, neben denen der dux Germaniae primae für die Grenzverteidigung nur in beschränktem Maße, vielleicht als Kommandant der Flotte, in Betracht kommen kann, während für Untergermanien überhaupt kein Militärgouverneur, comes oder dux, sondern nur ein consularis, ein Zivilgouverneur, genannt wird, der auch in Obergermanien neben den anderen nicht fehlt. Schon diese Titel und Ämter sagen uns, daß wir uns Verteidigung und Verwaltung zu dieser Zeit gewiß nicht einfach als eine Fortsetzung (am Niederrhein) oder Erneuerung (am Oberrhein) der früheren vorstellen dürfen, wie sie etwa zur Zeit der Einrichtung der beiden Provinzen gewesen war. Aber wir wissen auch, daß die befestigten Städte des ausgehenden vierten Jahrhunderts ein ganz anderes Aussehen und eine andere Aufgabe hatten als die befestigten Lager des ausgehenden ersten Jahrhunderts; wir wissen, daß längst nicht mehr das ganze Heer an der Grenze aufgereiht war, daß vielmehr die Stärke der eigentlichen Grenzwehr herabgesetzt, dafür aber in den gallischen Städten, die früher bis auf Lugdunum von Truppen ganz frei waren, zumal in der Hauptstadt Trier, ein starkes Reserveheer aufgestellt war, wie auch in Sirmium und Mailand, das in Zeiten der Gefahr hier oder dort an der Grenze den Kampf aufnehmen konnte, ohne daß irgendeine Grenzstrecke zugunsten einer anderen von Truppen entblößt zu werden brauchte. Schied sich früher die „Militärgrenze“ scharf von dem dahinterliegenden beschützten Land, so scharf, daß ein Unterschied der Kultur noch heute bemerkbar ist, so hatten nun doch seit Jahrzehnten die Städte Galliens bis weit hinein ins Land auch ihre Rüstung anlegen müssen, und der augenfälligste Unterschied war nicht mehr der zwischen einem kriegsbereiten Germanien und einem friedlichen Gallien, sondern der zwischen den hinter ihren Mauern nicht jedem zwar, aber doch manchem Sturm entgehenden, manchem trotzenden Städtern und den jeder Barbarenschar oder Bagaudenhorde fast schutzlos preisgegebenen Landbewohnern.

⊠ ⊠ ⊠

Wenn nun der Versuch gemacht werden soll, ein Bild der Zustände im römischen Deutschland zu entwerfen, so wird dieses Bild ohne Zweifel noch empfindlichere Lücken zeigen als die vorangegangene Geschichte der Eroberung, Behauptung, Verteidigung und Räumung des Landes durch die Römer. Das kann bei der Art unserer Überlieferung nicht anders sein.

Aber der Leser möge auch bedenken, daß das Zuständliche einer vier Jahrhunderte umspannenden Geschichte unmöglich als ein einheitliches Bild gezeichnet werden kann, und daß zu der zeitlichen Entwicklung die örtliche Mannigfaltigkeit hinzutritt, die durch die Verschiedenheit von Land und Leuten bedingt ist.

Können es deshalb auch oft nur Andeutungen und einzelne Züge sein, unvollständig und ungleich ausgeführt, so wird doch der Versuch, die Ergebnisse der Einzelforschung zusammenzustellen, nicht ohne Nutzen sein.

Man wird vielleicht meinen, daß eine solche Schilderung beginnen sollte mit dem Land und seinen Bewohnern. Aber das Land war, wie gesagt, sehr verschieden in seinem Kulturzustand (S. 10f.) und seinen Lebensbedingungen — ein anderes in den Ebenen Nordwestdeutschlands, ein anderes in den Bergen des

Südens, ein anderes in den fruchtbaren Flußtälern, ein anderes in den weiten Waldgebieten, doch, wie wir schon sahen, auch in den minder vorgeschrittenen Teilen weit mehr, als man gewöhnlich annimmt, dem Ackerbau erschlossen (S. 10 f.). Die Bewohner waren gar mannigfaltig und haben während der in den Bereich unserer Betrachtung fallenden Jahrhunderte in vielen Gegenden gewechselt. Dort sehen wir sie im Vollbesitz der sogenannten La Tène-Kultur als Erben der erst kürzlich verdrängten Kelten oder unter dem Einfluß dieser Nachbarn. Hier sehen wir sie auf der Stufe der Hallstattkultur die Einwirkung der römischen Eroberer oder Nachbarn aufnehmen.

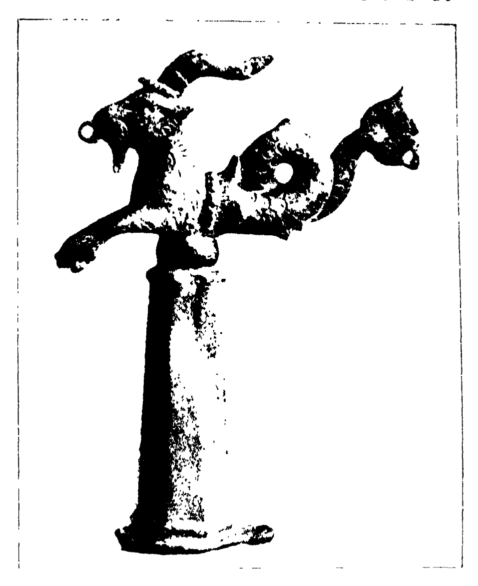


Abb. 72. Steinbock (Capricornus) aus Erz von einem Centuriensignum der 22. Legion. Im Museum zu Wiesbaden. Vgl. Ritterling, Kastell Wiesbaden (O R L XXXI), S. 73; S. 93 f.; Tafel IX, 3.

Deshalb scheint es ratsam, einen anderen Ausgangspunkt zu suchen.

Zu diesem führt aber nicht nur die Verlegenheit, sondern eine völlig sachliche Erwägung.

Es gibt, wie mir scheint, eine einfache Umgrenzung des „römischen Deutschlands“: es ist das von dem römischen Heer an der Rhein- und Donaugrenze besetzte Land — freilich auch in dieser Hinsicht nicht ohne Unterschied: Germanien im engeren Sinn, wie wir sahen, bis gegen das Ende des ersten Jahrhunderts nichts anderes als die „Militärgrenze“ Galliens und nachher, trotz des Namens einer Provinz, kaum etwas anderes als die „Militärgrenze“ des Reiches, belegt mit zahlreichen Legionen und so einem starken italischen Einfluß ausgesetzt, solange die Legionen noch ausschließlich aus Italikern bestanden; Rätien und Noricum von Anfang an, wie später das Limesgebiet, nur von Auxiliartruppen besetzt, erst seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts durch eigene Legionslager geschützt, dennoch Noricum schnell und gründlich romanisiert: „ein Vorland und gewissermaßen ein Teil Italiens“, Rätien hingegen mit seiner dezimierten Bevölkerung, dem Einfluß italischer Kultur weniger zugänglich, lange Zeit fast nur in seiner stattlichen Hauptstadt der Colonia Augusta Vindelicorum (Augsburg) ihr Raum gebend, stets aber doch auch unter der Einwirkung römischer Truppen.

Von dem römischen Heer darf deshalb füglich hier zuerst die Rede sein.

Berufssoldaten hatte die Reform des Marius dem Reich gegeben; Augustus gab ihm ein stehendes Heer. Längst hatte die Entwicklung des römischen Heerwesens dahin gedrängt; aber „die Voraussetzung des stehenden Heeres war der stehende Feldherr, und dieser fand sich erst im Kaiser“. Für ihn aber war dann auch das stehende Heer eine unbedingte Notwendigkeit.

Unter dem Befehl des Kaisers selbst standen die neun Kohorten der Leibgarde, der Prätorianer, in Italien, zu einem Drittel in Rom selbst untergebracht — „Kohorten“, damit die Fiktion aufrechterhalten werden könnte, daß in Italien keine „Legion“, also auch kein Heer stehe, an Zahl aber fast zwei Legionen gleichkommend. Den Kern des Heeres aber bildeten die Legionen und daneben standen, an Kopfzahl jenen ungefähr gleich — auch wenn man von irregulären Aufgeboten absieht — die „Kohorten“ und „Alen“ der „Auxilia“, der aus Barbaren der Provinzen gebildeten Hilfstruppen — jene in der früheren Zeit hauptsächlich

entstanden infolge zwangsweiser Wegführung der jungen Mannschaft eben unterworfener Völkerstämme, wie die dem rheinischen Heer angehörenden acht cohortes Raetorum (Abb. 75) und vier cohortes Vindelicorum, diese — die Reiteralen — bei der geringen Zahl der durch Augustus wieder eingeführten Bürgerreiterei durchaus notwendig und deshalb schon früh ein ständiger Truppenteil des regulären Heeres, in den Rheinheeren fast nur aus Galliern und Spaniern gebildet (andere Alen nennen allerdings die Steine Abb. 80 u. 82 f.). Dazu kamen die Flotten, Artillerie und Handwerkertruppen.

Das Heer war zum weitaus größten Teil an den Grenzen des Reiches aufgereiht. Die erste bestimmte Nachricht über Zahl und Verteilung der Legionen stammt aus dem Jahre 23 n. Chr., wird aber wahrscheinlich auch für die augusteische Zeit bereits Geltung haben. Fünfundzwanzig Legionen wären danach der endgültige Bestand des augusteischen Heeres gewesen, in ihrer Bezifferung die Entstehung dieses Heeres aus drei verschiedenen Heeren der Bürgerkriege, auch den Verlust dreier Legionen in der Varusschlacht noch verratend, da die Ziffern XVII, XVIII und XIX fehlten, die Ziffern IV, V, VI und X je zweimal, die Ziffer III sogar dreimal vertreten waren.

Vier Legionen standen an der Donau, doch nicht an deren oberem Lauf: zwei in Moesien, das außerhalb des Rahmens unserer Darstellung liegt, zwei in Pannonien, und zwar eine davon anfangs in Poetovio (Pettau), später in Vindobona (Wien), die andere allezeit in Carnuntum, und diese beiden mehr Noricum als Pannonien deckenden Lager können von unserer Betrachtung um so weniger ausgeschlossen werden, als das Lager von Carnuntum (Karte XI u. XVII) seinesgleichen auf deutschem Boden nicht hat und kaum jemals haben wird, sei's in Gründlichkeit der Untersuchung, sei's in dem durch die Dauer der Besetzung bedingten Reichtum der Funde (Abb. 27 f.).




Abb. 73. Silbernes Kohortenzeichen aus Niederbieber. Im Besitz des Fürsten zu Wied in Neuwied. Nach: L. Lindenschmit, „Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit". C I L XIII, 7765. (Auch zu Seite 111.)

Nicht weniger aber als acht von den fünfundzwanzig Legionen standen am Rhein — so viele wahrscheinlich erst seit der Varusschlacht, während es vorher, wie schon vor der Verlegung der Truppen an die Rheingrenze, nur sechs gewesen sein werden. Von den acht standen vier am Niederrhein: die erste, die fünfte mit dem Beinamen Alaudae, die zwanzigste (Valeria victrix), die einundzwanzigste (Rapax); vier am Oberrhein: die zweite (Augusta), dreizehnte (Gemina), vierzehnte (Gemina Martia victrix, Abb. 74 u. 78) und sechzehnte.

Die Zahl blieb dann die gleiche bis ins zweite Jahrhundert; aber die Namen haben in dieser Zeit oft gewechselt, keine der acht augusteischen Legionen findet sich länger als bis in die Zeit Trajans in ihrem alten Bezirk, und andere sind es auch, die die meisten Spuren in den Rheinlanden zurückgelassen haben, vor allem die

zweiundzwanzigste (Primigenia), die seit ihrer Begründung durch Claudius hier gestanden hat (Abb. 79 u. 86), die achte (Augusta, Abb. 77), die Vespasian hierher versetzt hat, eine zweite mit der Ziffer I (Minervia), die Domitian an die Stelle der im Sarmatenkrieg vernichteten (S. 79) treten ließ, und die dreißigste (Ulpia victrix), die Trajan geschaffen hat. Diese vier Legionen lassen sich am Rhein bis in die letzten Zeiten des Reiches nachweisen; der häufige Wechsel während des ersten Jahrhunderts steht im Zusammenhang mit historischen Ereignissen von allgemeinerer Bedeutung, wie der britischen Expedition des Claudius und besonders den Kämpfen der Jahre 69 und 70 (S. 50 f.), endlich dem Aufstand des Antonius Saturninus (S. 60 f.). Nach Britannien gingen unter Claudius die zweite, vierzehnte und zwanzigste Legion, die vierzehnte, um als Martia victrix im Jahre 70 noch einmal in ihre alte Garnison Mainz zurückzukehren und nach der Empörung des Saturninus nach Pannonien zu gehen. Aufgelöst durch Vespasian wurde — um nur Sicheres zu nennen — die erste und die sechzehnte, dazu die durch Claudius an den Rhein versetzte vierte mit dem Beinamen Macedonica. Im Verlauf der Kämpfe oder als Ersatz für die aufgelösten Legionen kamen damals an den Rhein die erste mit dem Beinamen Adiutrix (kaum für zwei Jahrzehnte), die sechste (Victrix) für ein halbes Jahrhundert, die achte, wie schon gesagt, für die Dauer, die zehnte (Gemina) für dreißig bis vierzig Jahre, die elfte (Claudia) nur für kürzere Zeit. Mit ihr und der I. Adiutrix wurde, wie erwähnt, die vierzehnte und auch die einundzwanzigste (Rapax) durch Domitian nach der Niederwerfung des Saturninus versetzt.



Abb. 74. Grabstein eines Aquilifer. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. C. I. L. XIII, 6901 (Auch zu Seite 156.)

In Carnuntum wurde die legio XV Apollinaris, die erste, die wir dort nachweisen können, vorübergehend durch die legio X Gemina, dann, unter Trajan, dauernd durch die legio XIV Gemina Martia victrix ersetzt. Aber auch die legio XXX Ulpia victrix und die in späterer Zeit in Wien stationierte legio X Gemina pia fidelis haben dort Spuren hinterlassen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um einigermaßen eine Vorstellung zu geben von der wechselvollen Geschichte der Heere an der Nordgrenze des Reiches, die uns, wenn auch noch nicht im ganzen, so doch stückweise ausführlich in mehreren, auf das gesamte inschriftliche Material gegründeten Geschichten einzelner Legionen neuerdings erzählt worden ist.

Augustus stellte in die Legionen noch ausschließlich Italiker ein; erst unter Claudius und Nero beginnt das Eindringen römischer Bürger aus den Provinzen; aber noch unter Domitian rekrutierten die Legionen sich vorzugsweise aus Italien.

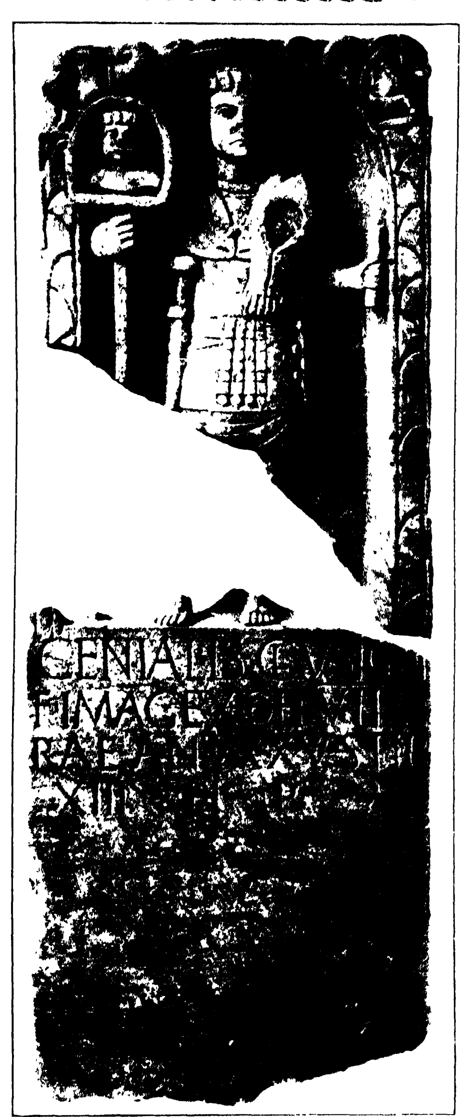


Abb. 75. Grabstein eines Imaginifer. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Suppl. C. I. I. XIII Ber. d. Röm.-German. Kommission 1906 07, S. 104, 197. Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb. (Auch zu Seite 156.)

Danach wuchs der aus den Provinzen stammende Prozentsatz immer mehr, und seit Antoninus Pius ward nicht einmal mehr die Forderung bürgerlicher Abstammung gestellt. War somit das italische Element, das mit den Legionen in das Barbarengebiet der Grenzländer versetzt wurde, zur Zeit des Augustus noch erheblich, so wurde es doch bald schwächer und schwächer. Aber auch in jener ersten Zeit war dem Heer bereits ein starker Prozentsatz barbarischer Elemente beigemischt. Denn neben den Legionen standen nicht nur die „Freiwilligenkohorten römischer Bürger“, deren Angehörige aus den Provinzen stammten und trotz des römischen Bürgerrechts gewiß oft den Charakter dieser provinziellen Abstammung bewahrten, sondern, wie schon gesagt, auch die Kohorten und Alen der im Barbarenland ausgehobenen Auxilia. Da standen schon im ersten Jahrhundert an der germanischen Grenze, neben den oft genannten Batavern (oben S. 50 f.) und anderen Germanen, Thraker, Aquitaner, Räter, Hispaner — kurz ein buntes Völkergemisch, geeint freilich durch römische Bewaffnung und römisches Kommando und meist auch einer innerlichen Romanisierung nicht unzugänglich. Als aber die Auxilia immer mehr romanisiert und die Legionen immer mehr barbarisiert waren, so daß zwischen beiden kaum noch ein anderer Unterschied als der der Formation bestand, fügte Hadrian dem Heer ein neues barbarisches Element ein in den Numeri, die, wie zum Teil schon die Auxiliarkohorten, grundsätzlich außerhalb der Provinzen, in denen sie gebildet wurden, verwendet worden zu sein scheinen und, wie wir gesehen haben (S. 77 f.), Scharen von Britonen und gewiß nicht nur solche auf germanischem Boden zu dauerndem Aufenthalt geführt haben.

⊠ ⊠ ⊠

Wo immer ein römisches Heer oder eine Heeresabteilung auch nur eine einzige Nacht verweilte, ward ein Lager aufgeschlagen, das in der Regel von Wall und Graben umgeben war. Mochten die meisten Spuren eines solchen Lagers auch früher oder später völlig verwischt werden: mit dem Graben war fast immer dem Boden eine unvertilgbare Spur eingeprägt, da kaum jemals nicht wenigstens seine Spitze in eine vom Pflug nicht aufgewühlte Tiefe, in den „gewachsenen Boden“ hinabreichte. Mit den Spuren solcher Marschlager muß der

orbis terrarum, muß auch das Rhein- und Donaugebiet und ein wenig noch das germanische Land weithinein bis zur Weser und Elbe übersät sein. Aber diese Spuren sind im Boden verborgen; nur selten wird sie der Spaten hervorlocken, seltener noch durch die Aufdeckung von Fundstücken ihnen eine deutliche Sprache leihen. Ganz unmöglich ist es nicht, daß sich einmal auch eine sichtbare Spur eines solchen Marschlagers auf der Oberfläche erhalten hat, ein Rest des Walls oder eine Einsenkung an der Stelle des einstigen Grabens. Aber wenn ein Forscher nun gerade von den drei berühmtesten Marschlagern, den beiden Lagern des Varus und dem Lager des Cäcina (S. 40), deutliche Spuren auf der Oberfläche gefunden haben will, von diesen dreien unter vielen hunderten, die kein geringeres Recht auf solche Zufallsgunst hätten, so ist das so überaus unwahrscheinlich, daß wir uns nur durch die stärksten Beweise für eine solche Deutung werden gewinnen lassen.

Aber wir dürfen freilich nicht behaupten, daß das Fehlen solcher Beweise an sich schon die Unwahrscheinlichkeit zur Unmöglichkeit macht, da beweiskräftige Fundstücke — beweiskräftig doch auch immer nur für die Richtigkeit der zeitlichen Ansetzung, mit der die bestimmte Deutung noch nicht gegeben wäre — von einem nur eine Nacht belegten Lager nach so vielen Jahrhunderten kaum verlangt werden können. Verlangen aber darf man auf jeden Fall, daß bei einer an sich so ungemein unwahrscheinlichen Hypothese der Beweis erbracht — nicht die Widerlegung gefordert wird.



Abb. 76. Grabstein eines Signifer einer barbarischen Heeresabteilung. Gefunden 1737 in Straßburg, zugrunde gegangen 1870 bei der Belagerung. Nach dem Gipsabguß im Röm.-German. Centralmuseum zu Mainz. C. I. L. XIII, 5980. Vgl. Schumacher, Mainzer Zeitschrift IV, 1909, S. 6, Tafel II, 17. Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb. (Auch zu Seite 156.)

Je länger die Besetzung eines Lagers gewährt hat, um so eher dürfen wir neben deutlichen Spuren auch beredte Fundstücke erwarten. Auch der „Sommerlager", aestiva, hat es nicht wenige auf deutschem Boden gegeben. Viel gesucht ist jenes Sommerlager des Varus (S. 26), und im Jahre 14 n. Chr. waren mindestens zwei, vielleicht alle vier Legionen des unteren Rheinheeres in einem solchen Lager im Ubierland (möglicherweise bei Neuß, aber nicht in dem aufgedeckten Lager) vereinigt (S. 36). Aber es ist ein Zufall, wenn uns solche aestiva genannt werden, mehr noch, wenn wir sie finden. Tiefere Spuren haben nur die eigentlichen Standlager, die „Winterlager" in der Literatur zurückgelassen, tiefere auch, wie man vermuten darf, im Boden.

Aber in der ältesten Zeit waren auch die Standlager nur aus Erde und Holz erbaut; das unschätzbare Zeugnis der

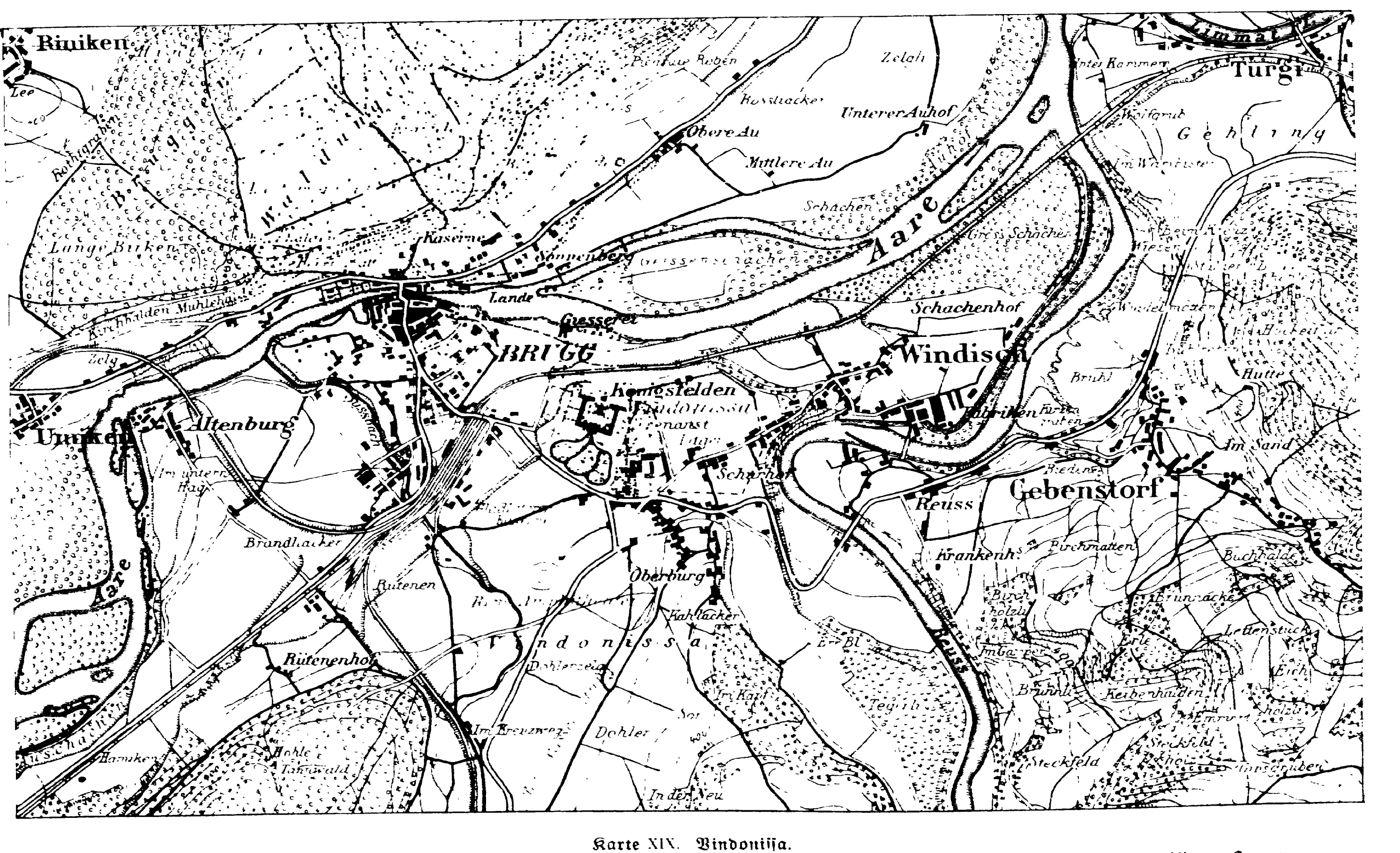
Ziegelstempel (Abb. 79) findet sich nicht vor der Zeit des Claudius, und auch die Steininschriften fehlen zu Anfang fast ganz. Um so wertvoller sind die unscheinbaren Ergebnisse der Spatenarbeit, die uns im besten Fall die Grundrisse der Befestigungen und Gebäude, auf alle Fälle aber die Scherben des bescheidenen Hausrats kennen lehren.

Zwei Resultate neuester Ausgrabungen verdienen, in diesem Zusammenhang vorweg angeführt zu werden. Auf dem F ü r s t e n b e r g b e i X a n t e n (Karte II und Abb. 4) sind unter dem vollständig erhaltenen Lager der claudisch-neronischen Zeit Spuren so vieler verschiedener Lager gefunden worden, die alle der augusteischen Zeit angehören müssen, daß ihr Entdecker zu der Überzeugung gekommen ist, man habe damals jedesmal das Lager seinem Schicksal überlassen, wenn die Legionen zu einem neuen Feldzug den Rhein überschritten, um nach der Rückkehr ein neues Lager auf derselben Stelle zu erbauen. Damit verflüchtigt sich für jene Zeit einigermaßen der Unterschied zwischen einem Standlager und dem nur für einige Zeit errichteten Lager.

Zweitens haben uns die Ausgrabungen bei O b e r a d e n (s. oben S. 19f. und Karte IX sowie Abb. 9) ein großes, für mehrere Legionen bestimmtes Lager der ältesten Zeit kennen gelehrt, das unmöglich als ein bloßes Marschlager angesehen werden kann, und die Nachricht des Velleius Lügen straft, wonach das Lager, das Tiberius im Jahre 4 n. Chr. ad caput Juliae fluminis aufgeschlagen hat (S. 23), das erste rechtsrheinische Winterlager eines großen Heeres gewesen wäre. Ist es bei diesem Lager nur die erstaunliche Stattlichkeit der Anlage, die selbst Zierformen bei den Wallpfosten nicht gespart hat, durch die wir uns gezwungen sehen, eine Einrichtung für längere Dauer, also doch wohl auch für den Winter, anzunehmen, so sprechen die zahlreichen Kelleranlagen in dem L e g i o n s l a g e r b e i H a l t e r n (Karte VI u. VII, vgl. S. 19 sowie Abb. 8) eine noch deutlichere Sprache. Auch hier haben Truppen überwintert, und der Abschätzung ihrer Zahl setzt der Umfang der Befestigungen eine untere Grenze. Man mag sich wundern, daß ein so großer Teil des Rheinheeres jenseits des Stroms verblieben sein soll, nun gar schon in der Zeit des Drusus; aber man kann sich doch auch der Erwägung nicht verschließen, daß ein großes Land schwerlich erobert werden kann, wenn der Eroberer alljährlich bis zu seinem Ausgangspunkt zurückgeht, und nicht vielmehr einen von Jahr zu Jahr wachsenden Gebietsteil besetzt hält. A l i s o hat man sich ja freilich stets dauernd besetzt gedacht. Aber man hat nicht immer bedacht, daß dieses Aliso um so weniger die einzige dauernd besetzte Festung an der Lippe sein konnte, je kleiner man es sich vorstellt und je weiter vom Rhein man es ansetzt. Das Lager von Oberaden



Abb. 77. Grabstein eines Legionars. Museum der Stadt Wiesbaden. C I L XIII, 7574. Ritterling, Kastell Wiesbaden: O R L. XXXI, S. 86. (Zu S. 98 f. u. 156.)




Karte XIV. Vindonissa.

Nach dem Meßtischblatt unter Eintragung der römischen Anlagen nach Mitteilungen der bei der Erforschung Vindonissas beteiligten Herren. Vgl. S. Heuberger, Aus der Baugeschichte Vindonissas und vom Verlauf ihrer Erforschung (Aarau 1909). (Zu Seite 103 f.)

ist uns, auch wenn es das Drususlager am Elison sein sollte (s. oben S. 20), eine nachdrückliche Warnung davor, mit den kümmerlichen literarischen Nachrichten so zu verfahren, als ob sie alles enthielten. Aliso für das einzige Lippelager zu halten, war verkehrt; die Lager von Haltern für die einzige Römerstation an der Lippe zu halten, war ebenso verkehrt; Oberaden und Haltern nun für die beiden einzigen Stationen zu halten, wäre immer noch verkehrt.

Sind sie indessen an der Lippe einstweilen immerhin die einzigen, die wir kennen, so hat doch eine Betrachtung dessen, was wir von römischen Standlagern wissen, nicht von ihnen, sondern von den Rhein- und Donaulagern auszugehen, bei denen auch kein Zweifel über die Identität der in der Literatur genannten mit den aufgefundenen bestehen kann.



Abb. 78. Grabstein eines Legionars. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz (C. I. L. XIII, 72[illegible]) (Zu Seite 98 f. u. 156.)

Zwei Legionen standen in Mogontiacum (Mainz), solange es das Hauptquartier des oberen Heeres war, eine noch, als es die Hauptstadt der oberen Provinz geworden war (S. 69 f. u. 98 f., Karte IV, Abb. 10 u. 89 f.), eine stand in Vindonissa (Karte XIX, Abb. 33 bis 35) bis zum Ende des ersten oder dem Anfang des zweiten Jahrhunderts, vermutlich bis zur Einschränkung des oberrheinischen Heeres auf zwei Legionen, eine stand in Argentoratum (Straßburg) die längste Zeit. Wohin die zweite Mainzer Legion durch Domitian verlegt wurde – denn sicherlich wurde sie nicht schon damals von der Rheingrenze weggezogen – wissen wir nicht.

Das Lager von Straßburg ist eingehender Untersuchung entzogen, obgleich auch hier Beobachtungen und Funde bei der Kanalisation und bei sonstigen Erdarbeiten zu wichtigen Feststellungen geführt haben. Auf der Höhe von Königsfelden aber, zwischen Brugg und Windisch, ist die Spatenarbeit der Gesellschaft Pro Vindonissa seit Jahren im Gange. Je nach Gelegenheit und Zwang hat man Teile der Lagerbauten aufgedeckt, systematisch ist die Nordfront des Lagers untersucht worden, die über steilem Abhang auf das Tor blickt, durch das die Aare, mit Reuß und Limmat vereinigt, dem Rhein zuströmt (Abb. 35). Wir erkennen in dem Umbau in Stein das ursprüngliche Erdwerk; aber die Funde führen uns nicht über die

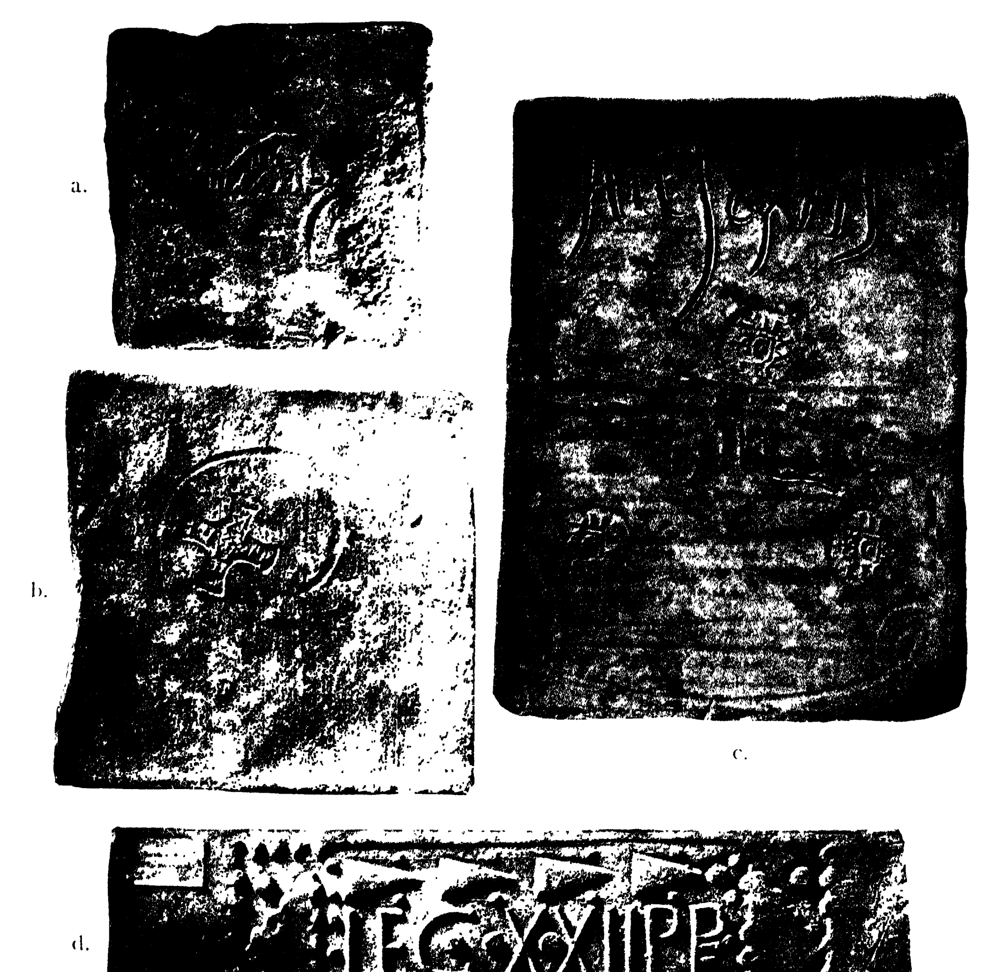



Abb. 79. a–c. Ziegel mit Stempeln der Legio XXII p(rimigenia) p(ia) f(idelis), c mit Datum (ante diem) IIII Id(us) Mai(as) = 12. Mai; d Heizkachel mit dem Stempel derselben Legion. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. (Zu Seite 102 u. 106.)

Zeit des Tiberius zurück, und dazu scheint die, wie mich dünkt, mehr auf die Verteidigung gerichtete Lage zu passen, die man freilich in der Zeit eines energischen Vorgehens unter den Flaviern (s. S. 63f.) zunächst beibehielt, um sie erst in den Tagen Trajans, nach Errichtung des Limes, aufzugeben. Das augusteische Lager, das dem Vordringen von Süden her in dieser Gegend als Stützpunkt diente, wäre erst noch zu finden. Besonders erfreulich ist, daß jetzt auch auf der bis dahin durch die Festungswerke der Untersuchung entzogenen Höhe über Mainz die Arbeit erfolgreich eingesetzt hat. Sie hat ein Lager für eine Legion von dem älteren für zwei Legionen, das Steinkastell von dem älteren Erdlager zu scheiden; sie hat mit völliger Zerstörung einzelner Teile in alter und neuer Zeit — denn in römischer Zeit griff die befestigte Stadt auf das einstige Lagergebiet über, und in neuerer Zeit ward es von Festungsgräben durchzogen — und mit mehrfachen

Verschiebungen zu rechnen. So wurde bereits jetzt erkannt, daß das augusteische Lager — wenn wir nach den Erfahrungen von Vetera (s. S. 102) noch in der Einzahl sprechen dürfen — im Westen weniger weit, im Südosten weiter reichte, und von einem steinernen Hauptgebäude der späteren Zeit sind uns bemerkenswerte Reste plastischen Schmucks erhalten (Abb. 101 f.).

Sehr viel mehr ist schon am Niederrhein geschehen. Das große Lager bei der Ara Ubiorum, das bis in die Zeit des Claudius zwei Legionen beherbergt hat, ist freilich wohl auch für immer genauerer Untersuchung entzogen. Aber das Lager von **Bonn** ist uns leidlich bekannt, da die moderne Stadt erst spät auf sein Gebiet übergriff, und auf dem **Fürstenberg bei Xanten** hat, wie wir schon sahen, die Arbeit, durch keine Bebauung gehindert, vor einigen Jahren begonnen — „begonnen“ auch heute noch zu sagen, zwingt uns die Größe der Aufgabe, obgleich schon so wichtige Ergebnisse zu verzeichnen sind, die uns am deutlichsten einstweilen das claudisch-neronische Zweilegionenlager erkennen lassen, erbaut von der fünften und der fünfzehnten Legion, deren Lagerplätze sich noch scheiden lassen.

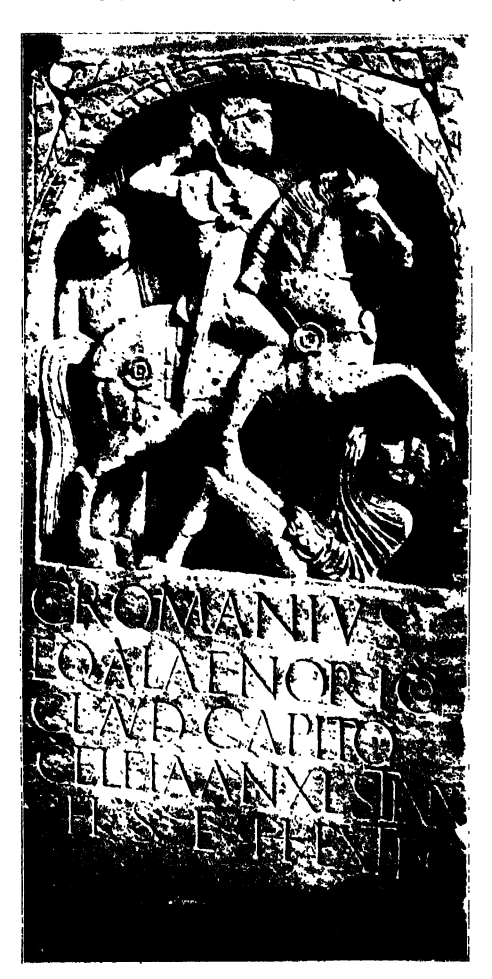



Abb. 80. Grabstein eines Reiters. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. (C. I. L. XIII, 7029. Über die Germanendarstellungen dieser Reitergrabsteine s. Schumacher, A. u. h. Vorzeit, V, S. 81 f. u. Mainzer Zeitschrift IV, 1909, S. 4 f. (Zu Seite 100 u. 157 f.)

Vollständig aber liegt der Plan **des Lagers von Neuß** vor uns (Karte X auf S. 53), des schmachbefleckten (S. 50 f.), in fast fünfzehnjähriger Arbeit allmählich aufgedeckt, entsprechend der kürzeren Geschichte des Lagers, das nicht in die augusteische Zeit hinaufreicht, klarer als der Plan des Lagers von Vetera wohl jemals sich darstellen wird, nicht unberührt dennoch von Änderungen, in denen sich zum Teil die Ereignisse der uns bekanntesten Periode der Lagergeschichte spiegeln, und teilweise stark beeinträchtigt durch die spätere Anlage eines Alenlagers mitten im einstigen Legionslager. Trotzdem wird das hier Ermittelte wohl für alle Zeit die beste Grundlage unserer Kenntnis des Legionslagers der Kaiserzeit bleiben, soweit diese Kenntnis durch Denkmäler vermittelt wird — zum mindesten für die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts, während für eine spätere Zeit auf „deutschem“ Boden dem Lager von Novaesium das gleichfalls bald vollständig freigelegte **Lager von Carnuntum** (Karte XVII auf S. 77) an die Seite tritt, und für die ältere Zeit neben dem, was wir von den Grabungen von Vetera und Mogontiacum erhoffen, in erster Linie die Lager an der Lippe in Betracht kommen, bei denen die Forderungen der augusteischen Periode nicht durch spätere Umbauten verdunkelt sind. Das uns am besten bekannte **Lager von Haltern** weicht in seiner Form und der

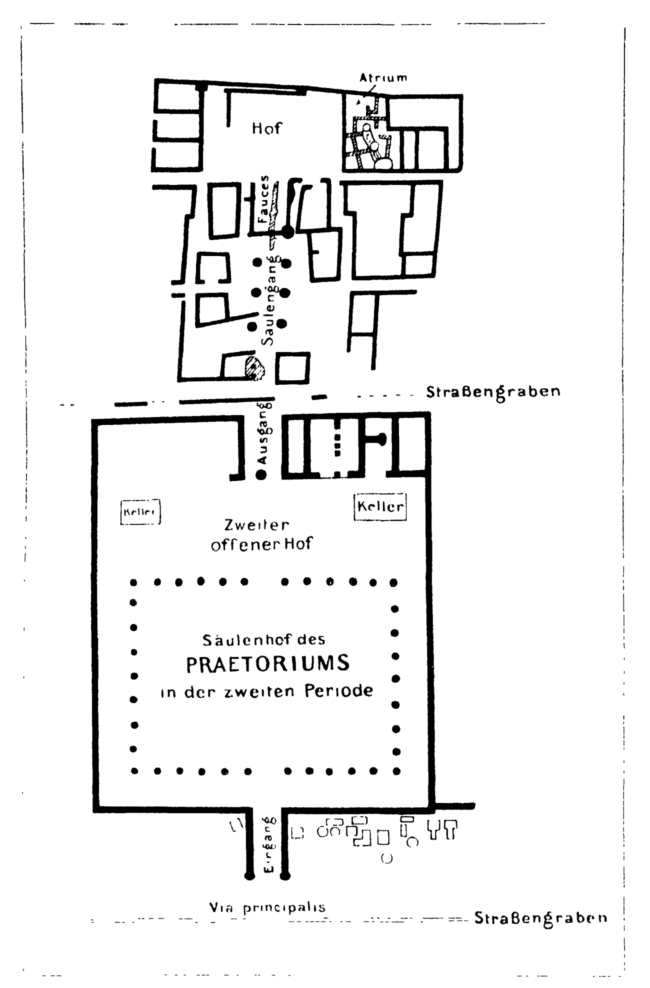



Abb. 81. Die Mittelgebäude des Lagers bei Haltern. Vgl. Röm.-German. Korrespondenzblatt 1910.

Anordnung der Tore erheblich ab von dem regelmäßigen Schema des Neußer Lagers und warnt uns auch vor blindem Glauben an die Allgemeingültigkeit der von den Schriftstellern überlieferten Regeln. Während ferner das Straßennetz uns in Oberaden schon vollständiger vor Augen liegt, hat die Arbeit in Haltern uns neben der hier zuerst ermittelten, dann anderwärts bestätigten technischen Anlage der Befestigung hauptsächlich durch die Wiedergewinnung des Grundrisses der Mittelgebäude, der Principia und des Praetorium (Abb. 81), wesentlich gefördert.

Römische Lager werden, nachdem erst der Blick geschärft ist, in Zukunft an vielen Orten auftauchen; manches dem Namen nach bekannte bleibt auch noch zu suchen.

Aber so wenig vereinzelte Funde von Ziegeln einer Legion einen Ort als Garnison eines Legionsdetachements, einer vexillatio, erweisen können, so wenig können selbst reichliche Funde der Art ihn als das Legionslager selbst erweisen, da uns Georg Wolffs ergebnisreiche Forschungen über die Ziegeleien von Großkrotzenburg und Nied gelehrt haben, daß in den durch besonders gutes Material begünstigten Ziegeleien einer Legion, wie der zweiundzwanzigsten in Nied, oder einer Kohorte, wie der IV Vindelicorum in Großkrotzenburg, Ziegel für einen ganzen Legions- oder auch Heeresverband hergestellt worden sind (Abb. 79).

Wie es aber neben den großen Lagerfestungen ganzer Legionen oder gar eines aus mehreren Legionen gebildeten Körps manches kleinere Lager einer vexillatio gegeben haben wird, so gab es sicher eine große Zahl von Kohorten- und Alenlager der Auxilia, so daß wir uns das ganze Grenzland von einem Netz römischer Garnisonen bedeckt denken dürfen, wie es für die Umgebung von Vindonissa längst, für einen Teil des Limesgebiets seit kurzem eine Karte (Karte XVI auf S. 75) anschaulich macht. Die Rheinkastelle des Drusus (S. 14 f.) werden wohl solche Lager für Kohorten und Alen oder auch kleinere Verbände gewesen sein. Ihre Reihe muß im oberen Germanen stark gelichtet worden sein, als die Auxi-

liartruppen auf das rechte Ufer vorgeschoben wurden, wo uns ihre Garnisonen nun weit besser als die der Rheinlinie bekannt sind. Am Niederrhein aber, wo kein Limes zeitweise die Bedeutung der Rheinbefestigungen zurückgedrängt hat, ist deren Erforschung eine um so lohnendere, an vielen Orten auch schon belohnte Aufgabe, von deren Schwierigkeit freilich eine Ausgrabung wie die in Remagen eine drastische Vorstellung gibt, wo auf beengtem Ausgrabungsfelde inmitten der Stadt in einem tiefen, schmalen Einschnitt Lehners Scharfblick drei übereinander gelagerte Perioden der Festung erkannt hat: Wall und Graben des augusteischen Erdlagers, des Drususkastells, die Mauer des Steinkastells und die Mauer der späten Stadtbefestigung.

Bei der Untersuchung kleinerer Lager, die vermutlich öfter von Auxilien, vielleicht auch irregulären Aufgeboten Einheimischer, als von Teilen einer Legion besetzt waren, wird man darauf gefaßt sein müssen, daß die Fundstücke den „barbarischen" Charakter der Besatzung bezeugen. So hat man die mit römischer Sitte unvereinbaren Waffenfunde in Kriegergräbern der frühesten Kaiserzeit bei Andernach erklärt, so meint man vielleicht auch den Mangel römischen Geschirrs in dem nach Anlage und Bauart römischen Lager bei Kneblinghausen (Karte III) erklären zu dürfen.

⊠ ⊠ ⊠

Auf etwa hunderttausend Mann schätzt man die Besatzung der Rheingrenze — Legionen und Hilfstruppen zusammen — in der Zeit der acht Legionen, und als deren Zahl auf die Hälfte herabgesetzt wurde, wird das nicht eine entsprechende Verminderung der Gesamtzahl der Truppen bedeutet haben. Statt der augusteischen fünfundzwanzig Legionen finden wir in der Notitia dignitatum wenigstens 132 verzeichnet, 62 für den Westen des Reiches. Wäre die Stärke der Legion noch annähernd die gleiche gewesen, so würde das eine enorme Erhöhung der gesamten Heeresstärke bedeuten. Aber die Legionen waren sicherlich nicht mehr die alten, sondern erheblich schwächer an Kopfzahl. Immerhin bedeutet ihre Vermehrung gewiß eine Erhöhung der Präsenzziffer, und eine solche ist für Diokletian ausdrücklich bezeugt und angesichts der wachsenden Barbarengefahr sehr begreiflich. An ihr wird das Rheinheer, bei der Bedrohung gerade der germanischen Grenze und der Nähe der Reichshauptstadt Trier, zum mindesten verhältnismäßigen Anteil gehabt haben. Doch



Abb. 82. Grabstein des Reiters Dolanus. Im Museum der Stadt Wiesbaden. C I L XIII, 7585. Ritterling, Kastell Wiesbaden · O R L XXXI, S. 85 f. (Zu Seite 100 u. 157 f.)

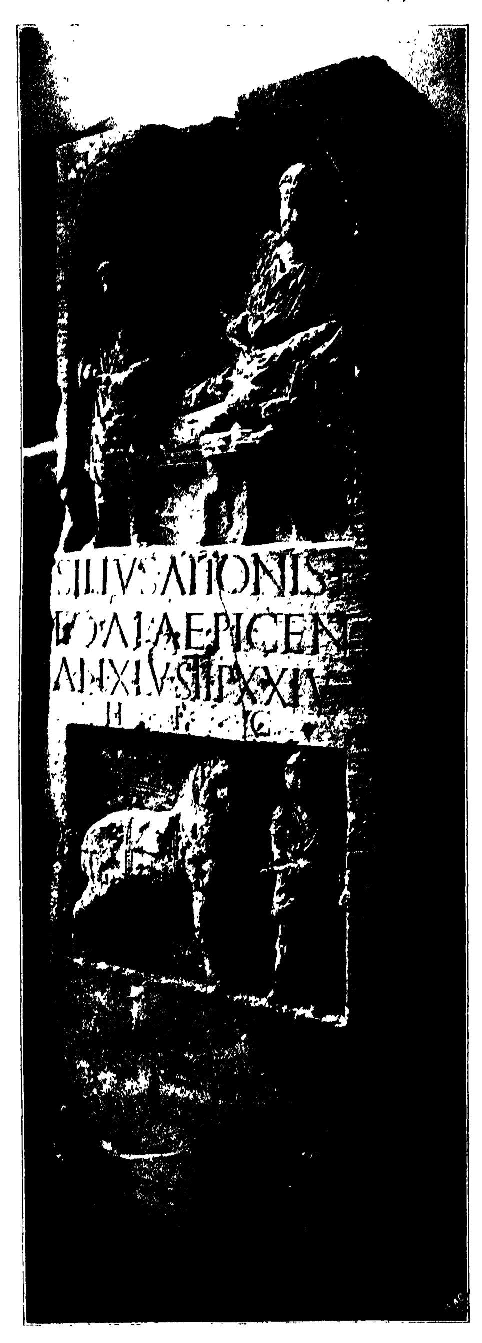


Abb. 83. Grabstein eines Reiters mit sogen. Totenmahl. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. C. I. L. XIII, 6277. Vgl. Abb. 26 (Museum in Köln). (Zu Seite 100 u. 157 f.)

wenn wir auch von einer Zeit absehen, in der doch die immerwährenden Einfälle der Germanen eine ruhige Entwicklung unmöglich machten, so drückt die für die ersten Jahrhunderte ausgerechnete Zahl von 100 000 Mann keinesfalls zutreffend aus, was für das Land ein solches Heer bedeutete, wie stark in der Tat verhältnismäßig das fremde, das militärische Element in der Bevölkerung war. Wir müssen den ungeheuren Anhang eines Heeres von mehreren Legionen und gar eines Hauptquartiers von Statthaltern, kaiserlichen Prinzen und Kaisern höchstselbst in Betracht ziehen: es ist an sich durchaus nicht unmöglich, daß in der Zeit des Augustus mit dem Luxus eines solchen Hauptquartiers ein Silberschatz wie der von Hildesheim (Abb. 16–18) in die germanischen Wälder verschleppt worden ist, und was mag zu Mainz oder Köln erst alles zusammengeströmt sein, wenn ein Kaiser dort Hof hielt oder von der obergermanischen Hauptstadt aus zu einem Germanenkrieg aufbrach! Wir müssen ferner bedenken, daß dieses Heer das ganze Übergewicht der Herrschaft und des Reiches besaß, daß einzelne der Landschaften, die es besetzt hielt, wie das Dekumatland, bezeugtermaßen schwach bevölkert waren, daß endlich von den verabschiedeten Soldaten sehr viele im Lande geblieben sein werden. Kurz, alles Leben am Rhein und kaum weniger das an der Donau muß unter dem Zeichen und im Dienste des Heeres gestanden haben. Davon zeugen laut die Denkmäler, fast ausnahmslos von militärischem Charakter; für die Donauländer liegen uns die Militärgrabsteine in besonderer Sammlung vor; in der langen Reihe der Grabsteine von Mainz, Wiesbaden, Bonn herrscht durchaus der Soldat (Abb. 74–78; 80 u. 82–84); das Grabmal eines Schiffers Blussus (Abb. 138 f.) fällt schon um dieses Berufes willen auf, und man muß sich zum Museum in Trier wenden, um die bürgerlichen Berufe zur Geltung kommen zu sehen (Abb. 94 f.).

Die Denkmäler von Trier reichen freilich auch hinab in eine Zeit, in der der Unterschied zwischen Soldaten- und Bürgerstand stark verblaßt war, in der

vollends von einem Gegensatz der ausländischen, sei's italischen, sei's barbarischen Elemente, die das Heer ins Land gebracht hatte, und der einheimischen Bevölkerung kaum noch die Rede sein konnte. Hadrian hat für die Legionen die Rekrutierung aus dem Bezirk des Standorts eingeführt, und die Soldatenkinder spielen begreiflicherweise unter den Rekruten eine wachsende Rolle. Die Namen der Auxiliarkohorten aber, die einst die Herkunft bezeichnet hatten, werden bedeutungslos. In spanischen Kohorten konnte man Dalmatinern und Kleinasiaten begegnen; die Mehrzahl der Leute aber stammte auch hier nicht aus der Ferne, und wenn mit den hadrianischen Numeri auch ein neues barbarisches Element hinzugekommen war, so war das doch nur zum Teil ein ausländisches (S. 77 f.), zum größeren Teil wahrscheinlich ein schon mit dem Boden verwachsenes. Mit dem Boden verwachsen mußten aber auch die Auxiliartruppen, da ein Wechsel der Garnison für sie selten eintrat, und der nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit mit dem Bürgerrecht Entlassene in der Regel in der Nähe seines Standorts verblieb und seine bei der Entlassung legitimierten Söhne in den meisten Fällen seiner Truppe wieder zuführte. Als dann Septimius Severus den Soldaten gestattete, außerhalb des Lagers bei ihren Weibern zu wohnen, mußte dadurch der Zusammenhang mit dem Boden eine starke Förderung erfahren, und wenn uns um diese Zeit die in Ägypten aufgekommene Verpachtung des Legionsterritoriums an die Soldaten auch für den Westen des Reichs durch eine Inschrift von Carnuntum bezeugt ist, so war dann von der Verpachtung bis zur Übertragung als Eigentum nur noch ein Schritt, der in der Umgebung der Auxiliarkastelle wohl noch eher getan werden konnte als im Territorium der Legionslager. Wenige Jahrzehnte später hat dann in der Tat Alexander Severus bestimmt, „daß die Offiziere und Mannschaften der Grenztruppen Grundstücke erhalten sollten, die mit der Dienstpflicht auf die Söhne übergehen, aber niemals an Zivilpersonen gelangen dürften". „Die Soldaten wurden zu militärisch organisierten Bauern." Das Eigentum sollte den Diensteifer stärken. Aber in den nur zu bald folgenden Zeiten der Gefahr erwies sich dann das Festhalten am Boden stärker als das an Dienstpflicht und Reich (s. oben S. 84). Wenigstens hat so Fabricius scharfsinnig und einleuchtend das völlige Verschwinden aller Truppenkörper des obergermanischen Auxiliarheeres nach der Zeit des Gallienus erklärt und eine besonders schlagende Bestätigung für diese Erklärung in der Tatsache gesehen, daß sich vom rätischen Heer gerade nur die Truppenteile in die spätere Zeit hinübergerettet haben, die nachweislich auf der Südseite der Donau, nicht im eigentlichen Limesgebiet ihre Standquartiere hatten.



Abb. 84. Grabstein eines Soldaten von der Auxiliarkohorte der Ituräer. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. C. I. L. XIII, 7041 (Zu Seite 100 u. 156 f.)

Die Verwaltung Germaniens wird auch zur Zeit der Provinzen nicht viel mehr gewesen sein als das Kommando über die Rheinheere. Die Organisation dieses Kommandos, Verteilung und gegenseitiges Verhältnis der Truppen wird uns erst dann einigermaßen deutlich werden können, wenn neben dem inschriftlichen

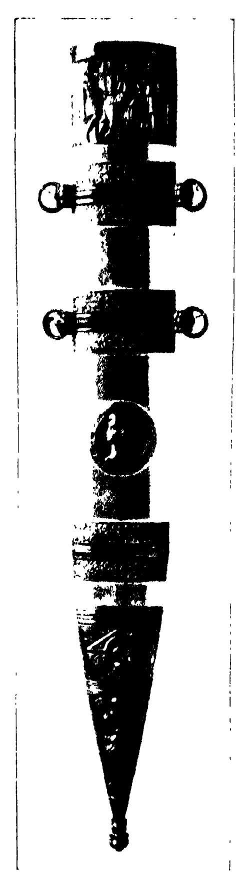


Abb. 85.
Römische Schwertscheide (sog. Schwert des Tiberius), gefunden vor dem Neutor zu Mainz, jetzt im Britischen Museum. C. I. L. XIII, 6796. Schumacher, Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanen-Darstellungen, Katalog d. Röm.-German. Centralmuseums I, S. 26 f. Vgl. auch die neuerdings gefundene Schwertscheide (mit Schwert) in Straßburg: Wd. Zeitschr. XXIV, Taf. 5¹, S. 331 f. (Zu Seite 130.)

Material, dem der Charakter des Zufälligen auch durch die vollständige Sammlung nicht genommen wird, auch das archäologische Material vollständiger vorliegt. Aber schon jetzt wird sich sagen lassen, daß am oberen Rhein dieses Material eine klarere Erkenntnis ermöglichen wird als am unteren, weil dort die zwei Perioden, in denen der Rhein die Grenze bildete, geschieden sind durch eine Periode oder vielmehr auch zwei Perioden der Limesverteidigung, während am Niederrhein eine ununterbrochene Entwicklung die Zeugnisse der älteren Zeit durch die der späteren hat vernichten oder verdunkeln lassen. Am Oberrhein sind am meisten verwischt die Spuren der ersten Periode, in der das linke Ufer mit einer ununterbrochenen Reihe großer und kleiner Erdlager besetzt war. Von diesen Erdlagern werden die meisten eingegangen sein, als der Limes den Rhein als Grenze ablöste, und in den Festungsgürtel der letzten Periode werden manche neue Orte, befestigte Städte nunmehr, eingereiht worden sein, nicht selten freilich nach den Bedingungen der Lage in der Nähe einstiger Drususkastelle erstanden. Die Limesverteidigung war in ihrer ersten Periode, wie wir sahen (S. 57 f.), auf die großen Lager des linken Rheinufers gestützt, und es müssen die Fäden nachweisbar sein, die jeden einzelnen Truppenteil, jedes Kastell unmittelbar oder mittelbar mit dem Legionslager verbinden. In der zweiten Periode war der Zusammenhang der eigentlichen Grenztruppen und der Legionen gelockert; jene waren mehr auf sich angewiesen. An der langen Grenze verzettelt, mußten sie jedoch streckenweise in etwas größeren Verbänden unter einem einheitlichen Kommando zusammengefaßt werden können, und das geschah in der Weise, daß eine größere oder kleinere Gruppe von Kastellen und das dazwischen liegende Gebiet dem Oberbefehl des Kommandanten des Hauptkastells unterstellt ward, so daß sich in jedem dieser Grenzbezirke gewissermaßen im kleinen das Bild der Organisation wiederholte, das die beiden germanischen Militärbezirke im ersten Jahrhundert geboten hatten. Eine solche Abstufung des Kommandos ergab sich um so eher, als ohnehin der Kommandant eines Numerus, meist ein Centurio der Legion, im Rang dem Kommandanten einer cohors quingenaria (von 500 Mann), dieser wieder dem Kommandanten einer Doppelkohorte und der dem Kommandanten einer ala nachstand. Niemals war ein Numerus im Kohorten- oder Alenlager untergebracht, es sei denn in einem verlassenen; oft findet sich das Numeruskastell dicht neben dem Kohortenlager, und es tritt dann um so deutlicher hervor, daß man auf die Scheidung beider Truppengattungen, aus leicht er-



Abb. 86.
Eiserne mit Tauschierung versehene Dolchscheide, mit der Bezeichnung des Truppenteils (Leg XXII) und dem Namen des Besitzers (Primi), gefunden im Rhein bei Mainz, jetzt im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Vgl. A. u. h. Vorzeit IV, Tafel 2. (Zu Seite 130.)

sichtlichen Gründen, viel strenger hielt als in früheren Zeiten auf die Scheidung der Legionare und Bundesgenossen, die doch im selben Lager vereinigt waren. Wenn in dem Numeruskastell von Niederbieber ein Kohortenfeldzeichen sich gefunden hat, so wird das sich dadurch erklären, daß in der letzten Not, von der die Ausgrabung gerade in Niederbieber ein so anschauliches Bild gab (S. 86), eine Kohorte des größeren Verbandes, zu dem die beiden Numeri des Kastells gehörten, diesen vergeblich zu Hilfe gekommen ist und dabei ihre Fahne eingebüßt hat (Abb. 73).

So viele Kastelle uns auch die Ausgrabungen der Limes-Kommission kennen gelehrt haben, so bliebe doch einstweilen, soviel ich sehe, auch ohne Wiederaufbau und Limesmuseum dem Saalburgkastell (Karte XII auf S. 59 und XX; Abb. 40 f.) unter allen der erste Rang unbestritten. Sein unerschöpflicher Reichtum an Funden allerart hat ja die Vermutung — ich glaube, nicht nur im Scherz — sich hervorwagen lassen, es sei die Saalburg auch zur Römerzeit gewesen, was sie heute ist: das „Paradekastell", das man dem Kaiser zu zeigen pflegte, wenn er, vom Mainzer Hauptquartier aus, den Limes zu inspizieren geruhte. Der Archäolog, wie er nun heute einmal ist, kann ja den in vielen Punkten notwendigerweise hypothetischen, in einigen wohl sicher falschen Wiederaufbau nur mit gemischten Gefühlen ansehen und würde für den immerhin lehrreichen Versuch lieber ein minder guterhaltenes Kastell, am liebsten eine von den Römern gar nicht besetzte Stelle geopfert haben, er könnte auch die Beraubung des ganzen Limes zugunsten eines Saalburgmuseums nicht rühmen, aber er wird doch zur Veranschaulichung eines Limeskastells ein besseres Beispiel nicht finden können und braucht auch einer Abbildung des wiederhergestellten Kastells nicht durchaus ein Plätzchen zu versagen — wenn nur ein Vorbehalt gestattet ist, den zu begründen freilich hier nicht der Raum ist, so wenig als es hier möglich wäre, die Fundgrube der Belehrung auszuschöpfen, zu der des kürzlich verstorbenen Saalburgverwalters unermüdliche Arbeit, scharfsinnige Kombination und praktisches Verständnis das Museum auf der Saalburg (Abb. 41) für die Vorstellung von dem Leben am römischen Limes gemacht hat.

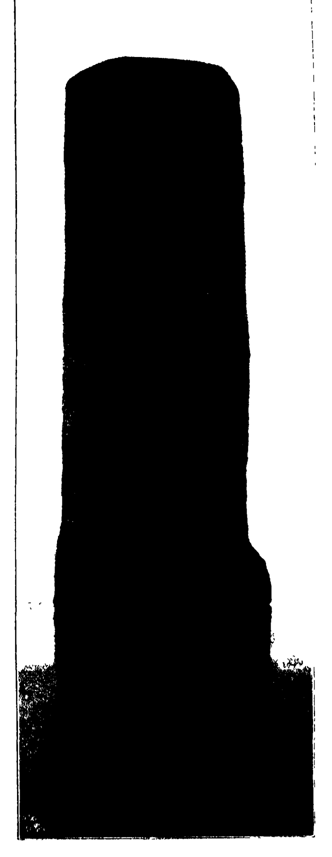


Abb. 87. Meilenstein aus Kastel. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. C. I. L. XIII, 9124 ... *Nepoti Traiano Hadriano. Aug. Pont. max. trib. pot. VI. Cos. III p. p.* (122 n. Chr.) *Ab Aquis Mattiacorum M. P. VI.* Durch diese Inschrift wird Wiesbaden als Vorort der Gegend (der *Civitas Mattiacorum*) bezeugt. Andere Meilensteine s. auf Abb. 19 (S. 32), Abb. 22 (S. 37). (Zu S. 136 f.)

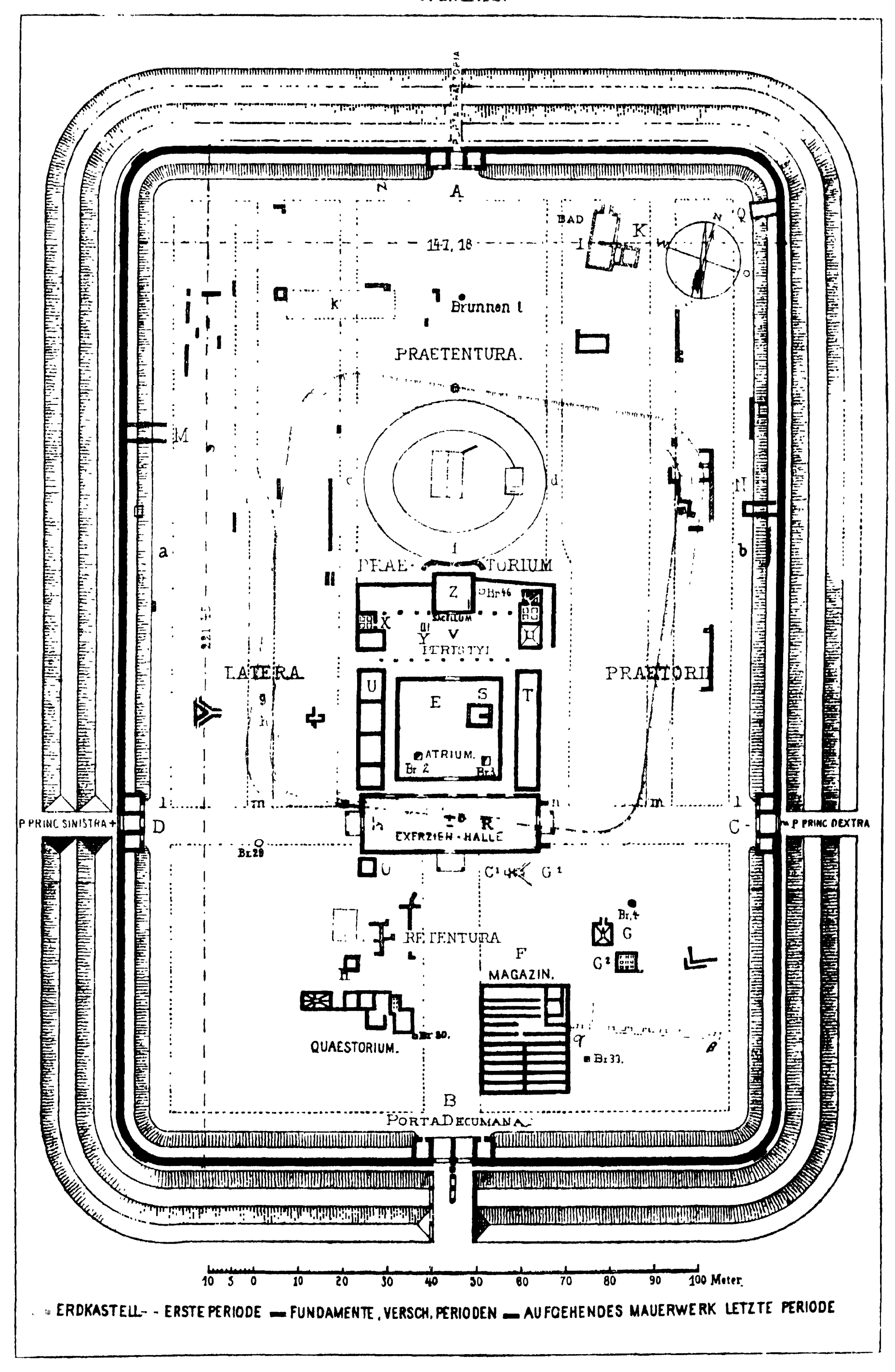
Doch es sind auch nur die kleinen Züge dieses Lebens, die durch die Saalburgfunde uns anschaulich gemacht werden. Das Ganze uns zurückzurufen, bedarf es anderer Quellen, und diese Quellen fließen gar spärlich.

Für die beiden ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit, die auch die beiden ersten Jahrhunderte des Bestehens von Standlagern, von Lagerfestungen waren, ist, wie schon gesagt, bezeichnend eine scharfe Trennung des militärischen und des bürgerlichen Bereichs — nicht nur an der Grenze, die das von Truppen freie Gallien von dem „Territorium" der Legionen schied, sondern auch innerhalb dieses Territoriums. Überall entstanden hier im Anschluß an die Lagerfestungen und Kastelle bürgerliche Niederlassungen, zum Teil blühende Ortschaften, so eng mit dem Kastell verbunden und von ihm so ab-

hängig, daß sie, wie sich im Limesgebiet öfter nachweisen läßt, verlassen wurden oder doch alle Bedeutung verloren, wenn die Garnison zurückgezogen oder an die Grenze verlegt wurde, aber doch streng geschieden, ein selbständiges Lagerdorf neben dem Kastell, eine Lagerstadt neben der großen Festung. Septimius Severus hat dann — worauf ja oben schon hingewiesen wurde — die Scheidewand fallen lassen, die das Soldatenleben vom bürgerlichen trennte, hat den Soldaten eine Quasi-Ehe gestattet, deren Kinder bei der Verabschiedung legitimiert wurden, und dadurch den Zusammenhang zwischen den canabae, in denen die Frauen und Kinder wohnten, und dem Lager, das nun oft nur noch der Ort des Dienstes war, viel enger werden lassen. Sind aus den Lagerdörfern auch nur selten eigentliche Städte geworden — am Rhein hat ja überhaupt bis in späte Zeit nur Köln und Xanten Stadtrecht erhalten —, so war das doch keineswegs ausgeschlossen, und im rechtsrheinischen Limesgebiet haben sich einige Lagerorte, ausschließlich wohl Vororte der Civitates, wie Heddernheim — dieses uns durch G. Wolffs mustergültige Forschungen besonders gut bekannt —, Friedberg, Ladenburg, Wimpfen, schon im zweiten Jahrhundert, mehr noch im dritten, zu ummauerten Städten entwickelt, während auffälligerweise der Vorort der Civitas Mattiacorum (Wiesbaden), dessen Geschichte Ritterling uns vor kurzem aus vollster Kenntnis skizziert hat, ein offener Ort blieb. Zu Ende des dritten Jahrhunderts aber und im Lauf des vierten übernahmen überhaupt feste Städte die Rolle der einstigen Lagerfestungen und erhielten Garnisonen wie heute, nun auch nicht mehr unmittelbar an der Rheingrenze allein, sondern bis tief nach Gallien hinein. Gilt für die frühere Zeit Mommsens Satz von der Unverträglichkeit zwischen Stadt und Lager, zwischen militärischem und munizipalem Regiment, so muß man doch in dieser Spätzeit einen Modus gefunden haben, der sie sich vertragen ließ.

Wie weit reichte nun das Territorium der Legionen? Mit anderen Worten zunächst: Wo war die Grenze des rheinischen Germanien? Auch die östliche Grenze ist mit dem Rhein und dem Limes nicht ohne weiteres zu bezeichnen. Denn wir wissen, daß am Niederrhein auch nach der Preisgabe der augusteischen Eroberungen ein Streifen Landes festgehalten wurde (S. 48), nicht nur als Ödgrenze und Weideland für die Herden der Legionen, wie es scheint, da ja aus Ziegelstempeln eine Ziegelei jenseits des Niederrheins erschlossen worden ist. Wie dieser Streifen geschützt wurde, wissen wir nicht, wie breit er war, ebensowenig; aber daß selbst im Münsterland, wie Mommsen meinte, römische Herden weideten, scheint mir ausgeschlossen, und die durchaus nur augusteischer Zeit angehörigen Funde von Haltern machen es ganz unwahrscheinlich, daß auch nur bis hierher sich der den Germanen verwehrte Grenzstreifen erstreckt habe. Wir sahen ferner, daß am Mittelrhein, im Vorland der Festung Mainz, schon vor den domitianischen Eroberungen einige Punkte besetzt waren, und die späte Entstehung der „Heidenmauer“ in Wiesbaden beweist uns, daß auch nach der Aufgabe des Limes der Rheingau nicht völlig geräumt worden ist. Ein Grabstein aus Heidelberg bezeugt, daß auch nach der Räumung des Dekumatlandes dort noch Truppen standen, Exploratores freilich, Germanen in römischem Dienst, die zwar selbst römische Namen führen, aber durch den Namen des Vaters wohl noch den schwäbischen Ursprung verraten. Vielleicht hat hier im Neckartal, wie wir schon sahen (S. 92), die römische Herrschaft sogar noch einmal festere Formen angenommen und weiter ins Land sich erstreckt, nach den Siegen der Kaiser des ausgehenden vierten Jahrhunderts. Jedenfalls wurden zu dieser Zeit am ganzen Rhein zahlreiche Wehrbauten, größere Lager und kleine „burgi“ auf dem rechten Ufer errichtet, die zwar in erster Linie die Germanen verhindern sollten, den Strom zu überschreiten, aber doch auch bei Vorstößen ins feindliche Land Stützpunkte boten und ein gewisses Gebiet beherrschen und von Germanen freihalten mußten, also die Grenze gewissermaßen über die Verteidigungslinie hinausschoben.

## KASTELL SAALBURG.
Grundriss.




Karte XX. Nach dem „Führer durch die Saalburg“. Mit Genehmigung des Herrn Baurats H. Jacobi.
Vgl. Karte XII. (Zu Seite 111.)

Daß aber zur domitianisch-trajanischen Zeit jenseits des Limes, zum mindesten streckenweise, nicht nur eine Ödgrenze lag, gewissermaßen als Glacis des Limes, sondern ein römischer Verwaltung unterstelltes, also doch bewohntes und zum Reich gerechnetes Gebiet, erfahren wir durch die schon erwähnte (S. 65), in Bithynien gefundene Inschrift, die uns in griechischer Übersetzung das Amt eines procurator Augusti tractus (oder saltus?) Sumelocennensis et translimitani nennt und damit bezeugt, daß die Reichsgrenze nicht überall mit dem Limes zusammenfiel. Besondere Verhältnisse mögen dazu geführt haben: die Verbindung der beiden Bezirke diesseits und jenseits des Limes zu einem Verwaltungsgebiet legt den Gedanken nahe, daß das Gebiet als Einheit schon bestand, ehe der Limes es in zwei Teile zerschnitt. Ob ähnliches sich anderwärts wiederholt hat, ob vielleicht ähnliche Verhältnisse an anderer Stelle auf die Führung des Limes Einfluß gehabt haben, so daß er sich der Grenze eines von Rom anerkannten Völkerschaftsgebietes anschloß, kann uns wohl nur der Zufall neuer Funde lehren, der, wie man sieht, zuweilen aus weiter Ferne uns Belehrung zuführt.

Kein Zweifel kann mehr herrschen über die Grenze zwischen den beiden Germanien: sie wurde gebildet durch den unterhalb Brohl in den Rhein mündenden Vinxtbach, der noch in seinem Namen das Zeugnis dieser Bedeutung trägt (Finsbach), der bis zur napoleonischen Zeit die Grenze der Diözesen Trier und Köln, wie einst wahrscheinlich die Grenze des Treverer- und Ubiergebiets gewesen ist. Steine von Salzig, Boppard und Capellen, auf denen die Meilen von Mainz aus (AB MOG) gezählt werden, beweisen, daß Obergermanien mindestens bis zur Mosel reichte, während Meilensteine bei Remagen von Köln ab rechnen, und von zwei Altären, die nach glaubwürdigem Zeugnis zu beiden Seiten des Vinxtbaches gefunden worden sind, ist der eine von einem Soldaten der achten Legion, also des oberen Heeres (S. 99), dem Juppiter, dem Genius loci und der Juno Regina, der andere von Soldaten der dreißigsten Legion, also des unteren Heeres (S. 99), den Fines, den Grenzgöttern, dem Genius loci und dem Juppiter geweiht. Als Bestätigung lediglich der durch diese Inschriften gesicherten Ansetzung der Provinzialgrenze kann die Tatsache angeführt werden, daß gerade gegenüber der Mündung des Vinxtbaches der obergermanische Limes den Rhein erreicht (S. 70).

Minder scharf bestimmbar ist leider einstweilen die westliche Grenze beider germanischen Provinzen; ja hier scheint dem Zweifel ein weiter Spielraum gelassen zu sein. Ein Irrtum war es wohl, freilich ein Irrtum Mommsens, wenn das ganze Gebiet der Helvetier, Sequaner und Lingonen zu Obergermanien gerechnet wurde. Vindonissa war allerdings im ersten Jahrhundert der Standort einer obergermanischen Legion; aber als diese verlegt und nicht ersetzt wurde, wird das Helvetierland, nun ohne Besatzung, zu der gleichfalls heerlosen Belgica geschlagen worden sein, und nur das Land der Rauraker wurde mit dem der Triboker, Nemeter und Vangionen zu der damals gebildeten Provinz Obergermanien vereinigt.

Damit schrumpft das linksrheinische Obergermanien auch in seinem südlichen Teil zu einem schmalen Streifen zusammen, und auch die Grenze der unteren Provinz, die ja freilich auf das linke Ufer beschränkt war, lassen die Karten wahrscheinlich etwas zu weit ausgreifen. An der Mosel lag die Grenze Germaniens unterhalb Neumagen, keinesfalls weit von diesem Ort, den Ausonius auf seiner Wanderung von Bingen herüber primis Belgarum oris erblickt, nachdem er an dem wasserarmen Dumnissus, an Tabernae und der neugegründeten Sarmatenansiedlung vorübergekommen ist. Man vermutet einen Grenzort in dem auf der Peutingerschen Karte auf dieser Strecke angegebenen Belginum. Ein Fund wie der der beiden Altäre am Vinxtbach wird sich nicht so leicht an einer anderen Grenze wiederholen; aber wie dort auch ohne diesen Fund Meilensteine, teils von Mainz, teils von Köln ihre Meilen zählend, den Bereich für die Ansetzung der Grenze auf die Strecke von Capellen (vielleicht sogar Brohl) bis Remagen

eingeengt haben, so können uns auch die übrigen Grenzen der Provinzen glückliche Funde dieser Art noch einmal genauer bestimmen lassen; eine eindringende Arbeit neuester Zeit hat aber auch gezeigt, daß die bescheidenen Altäre der beneficiarii, nicht nur da, wo sie, wie der am Vinxtbach, unmittelbar an der Grenze einer Provinz stehen, für die Forschung von hohem Wert sind, daß sie uns über das Straßennetz der Römerzeit belehren, für die Grenzen der Provinzen und auch die Erstreckung gewisser Kompetenzen der Statthalter über die Grenzen ihrer Provinzen hinaus wertvolle Aufschlüsse geben können.

Es waren diese beneficiarii vom gewöhnlichen Dienst befreite und außerhalb der Truppe zu besonderen Leistungen kommandierte Chargierte der Legionen, denen neben anderem besonders die Überwachung des Straßenverkehrs oblag, wovon uns Weihaltäre an dem Ort ihrer Stationen Kunde geben, besonders zahlreich seit der Zeit des Commodus, weil damals der höhere Sold den beneficiarii die Bestreitung der Kosten eines solchen Altars erleichterte, und zugleich die wachsende Unsicherheit des Verkehrs die Vermehrung dieser Stationen forderte. An den Knotenpunkten des Straßennetzes befanden sich die Stationen und lassen uns seinen inneren Zusammenhang und vielleicht seine historische Entwicklung erkennen. Wenn aber ein beneficiarius des Rheinheeres uns noch begegnet auf der Paßhöhe der Straße, die von der Straße über den Großen St. Bernhard bei Tarnaia ins Rhonetal abzweigt, so beweist das, daß diese Straße wenigstens, wenn auch nicht das Gebiet, durch das sie geht, dem Statthalter von Obergermanien unterstand, und wenn die beneficiarii an den Straßen von Cavillonum nach Lugudunum einerseits und nach Augusta Treverorum andererseits sich ausdrücklich als principales, als „Gefreite", des Statthalters von Germania superior bezeichnen, so beweist die Nennung der Provinz, daß wir uns außerhalb der Provinz befinden: die Kompetenz des germanischen Statthalters hat sich in dem militärisch so überaus wichtigen Punkte der Erhaltung und Sicherung der Straßen über die Grenzen seiner Provinz erstreckt, wie sich umgekehrt in einer früheren Zeit, im zweiten Jahrhundert wenigstens, die Kompetenz des höchsten Finanzbeamten der Belgica über die beiden Germanien erstreckt hatte, nach Ausweis des Titels procurator provinciae Belgicae et utriusque Germaniae, was diesem damals schon in Trier, und nicht wie der Statthalter in Reims, residierenden Beamten „eine gewisse Unabhängigkeit von diesem Statthalter und eine die sonstigen Finanzprokuratoren überragende Stellung" gegeben zu haben scheint.

In dem so umschriebenen Gebiet der beiden rheinischen Provinzen saßen vornehmlich germanische Stämme. Die Rauraker freilich waren Kelten, zu beiden Seiten der unteren Mosel bis zum Rhein wohnten, wie weiter oben, Treverer, deren Gebiet also zu einem kleinen Teil zu Obergermanien gehörte, und im „Dekumatland", einem guten Teil des rechtsrheinischen Limesgebiets, hatte sich, nach des Tacitus bekanntem Wort, levissimus quisque Gallorum festgesetzt. Aber die Treverer und einige ihrer nördlichen Nachbarn waren, wie schon gesagt (S. 3), stolz auf ihre wirkliche oder angebliche germanische Abkunft, und den drei Hauptstämmen des oberen Germaniens, wie den Ubiern im unteren, konnte diese Abstammung auf keinen Fall bestritten werden; waren doch jene drei Stämme erst zu Cäsars Zeit, die Ubier gar erst in den Tagen des Augustus auf das linke Ufer verpflanzt worden (S. 7 u. 8), trägt doch der eine der obergermanischen Stämme, der der „Nemeter", in seinem keltischen Namen, der bedeuten soll: „unter freiem Himmel wohnend", wie mir scheint, ein deutliches Zeugnis seines unkeltischen Ursprungs, seiner Einwanderung in keltisches Gebiet. Auch war das Dekumatland doch nicht das ganze Limesgebiet, und es gab da noch genug echte deutsche Bewohner, wie die von Zangemeister scharfsinnig nachgewiesenen Suebi Nicretes am unteren Neckar um Ladenburg, wie die Mattiaker im Taunusgau, um von den später Nachdrängenden zu schweigen, die unter den Namen der Alamannen und Franken zusammengefaßt werden. Ein Schluß aus den inschriftlich erhaltenen

Namen, nach denen der germanische Einschlag in ganz Obergermanien sehr gering wäre, hat seine Bedenken, die hier nicht auseinandergesetzt werden können (s. unten S. 171).

Die Bewohner des Elsaß und der Pfalz hatten in einem halben Jahrhundert schon Zeit gehabt, sich ihren gallischen Nachbarn anzugleichen, zumal sie ja gewiß mit Kelten stark vermischt wohnten, ehe die Erfolge der augusteischen Zeit ihren Zusammenhang mit den rechtsrheinischen Stammesgenossen vollends lockerten; die Ubier aber hatten schon vor ihrer Umsiedlung durch Agrippa mit Rom in freundschaftlichen Beziehungen gestanden und waren jedenfalls der von Westen herangebrachten höheren Kultur besonders zugänglich, und auch die Mattiaker haben früh, andauernd und willig römischen Einfluß erfahren. Für alle diese Stämme wird also wohl die Schilderung, die Tacitus oder gar Cäsar von dem Kulturzustand der Germanen gibt, nicht mehr recht zutreffend sein in der Zeit, zu der sie dem Verband des römischen Reiches eingefügt wurden, wie denn Tacitus auch gewiß nicht an sie, sondern an die freien Germanen gedacht hat und an zwei Stellen die proximi ripae ausdrücklich unterscheidet.

Velleius rechnet Carnuntum in der Zeit des Markomannenfeldzugs des Tiberius, der zu der ersten Erwähnung Anlaß gibt, zum regnum Noricum. Mag dies nun ein Irrtum sein, oder mag, wie man gewöhnlich annimmt, der östliche Teil von Noricum, eben weil hier eine Legion stationiert werden sollte, später zur Provinz Pannonien gezogen worden sein, indem man deren Grenze bis zum Wiener Wald zurückschob: auf jeden Fall liegt das Legionslager von Carnuntum und erst recht das wahrscheinlich später angelegte von Vindobona der Grenze von Noricum so nah, daß man nicht verkennen kann, daß die Doppelaufgabe, die auch diese Donaulager gleich den Rheinlagern hatten — commune in Germanos Gallosque subsidium (S. 49) — sich auf Noricum mitbezog, wie auf der anderen Seite die so dicht an der Grenze Obergermaniens liegende Legion von Vindonissa Rätien mit im Auge haben sollte. Die Verlegung der zweiten pannonischen Legion von Poetovio nach Vindobona entspricht der Verlegung der gallischen Legionen an die Rheingrenze in augusteischer Zeit. Aber wenn sie die Sicherung des inneren Pannoniens zu beweisen scheint, so beweist die Nachbarschaft von Vindobona und Carnuntum — von dessen Höhe man heute bei klarem Wetter den Stephansturm sieht —, mehr noch das spätere Hinzutreten eines dritten Legionslagers in Brigetio, eines vierten in Aquincum, schließlich der Gang der Ereignisse selbst, daß hier eine besonders gefährdete Strecke der Grenze war! Mochte die vorwiegend keltische Bevölkerung auch dieser Landschaft, wie der beiden im Westen sich anschließenden, der Romanisierung geringen Widerstand entgegensetzen, so wohnten jenseits des Stroms besonders streitbare Germanenstämme, und die Zugänglichkeit von Noricum für die italische Kultur hing ja damit zusammen, daß es ihren Einfluß nicht erst jetzt erfuhr, sondern stets mit Italien in engem Zusammenhang gestanden hatte, eben weil es zu ihm den leichtesten Zugang bot.

Nach Tacitus hätte der Ackerbau der Germanen, wenn das vielbesprochene sechsundzwanzigste Kapitel der „Germania" richtig verstanden wird, noch auf der Stufe „wilder Feldgraswirtschaft" gestanden. Die Ubier aber kannten und übten eine planmäßige Verbesserung des Ackerbodens durch Mergelung. Das berichtet Plinius; es gilt also zunächst für die Zeit, als der Stamm schon auf dem linken Rheinufer wohnte. Da aber gerade im alten rechtsrheinischen Ubierland, bei dem nassauischen Haiger, neuerdings Spuren entwickelten Ackerbaues nachgewiesen worden sind, so dürfen wir vermuten, daß die Feldwirtschaft der Ubier auch schon vor ihrer Verpflanzung auf einer höheren Stufe stand — wenn wir nicht die begreiflicherweise schwer datierbaren Zeugnisse einer ferneren Zeit zuschreiben wollen, in der noch die Kelten selbst hier saßen, die ja hier oder dort die Lehrmeister der Ubier gewesen sein werden, und auf die gewiß manche „Hochäcker" auf deutschem Boden zurückzuführen

sind. Davon ist ja schon die Rede gewesen, daß der Ackerbau überhaupt auf germanischem Boden viel älter ist und zu der in Betracht kommenden Zeit viel bedeutender war als man, hauptsächlich durch Cäsar irregeführt, meist angenommen hat (S. 10 f.).

Tacitus schildert uns ferner den primitiven germanischen Holzbau und die mit Dünger eingedeckten Wohngruben, und Funde, wie die von Haltern lehren uns, daß die Römer beiden Arten von Wohnstätten auf germanischem Boden sich anbequemt haben, wie sie auch von den Germanen das System des Grenzwalls und der Ödgrenze übernahmen. Selbst das, wie wir meinen, mit einem italischen Atrium ausgestattete Haus des Lagerkommandanten von Haltern (s. Abb. 81) war doch nur ein Holzbau. Alle auf den Steinbau deutenden Ausdrücke sind lateinische Lehnworte, noch mittelalterliche Rechte rechnen die Häuser zur fahrenden Habe, und der Steinbau heißt noch im zehnten Jahrhundert „opus Romanum". Aber das Zeugnis des Tacitus schließt gewiß nicht aus, daß im linksrheinischen Germanien schon zu seiner Zeit der Steinbau sich eingebürgert hatte, und nicht erst in Julians Zeit, für die Ammianus es ausdrücklich bezeugt, wird es auch auf dem rechten Rheinufer, zumal im Taunus- und Maingau, Häuser nach „römischer" Bauart, „domicilia curatius ritu Romano constructa", gegeben haben.

Tacitus behauptet, daß die Germanen für die Jahreszeit des Autumnus keinen Namen gehabt und seine Gaben nicht gekannt hätten: „autumni perinde nomen ac bona ignorantur." Jenes ist ein Irrtum, wie den Sprachforschern das Alter des Namens „Herbst" beweist. Aber auch dieses wird zu des Geschichtsschreibers Zeit für die rheinischen Germanen kaum noch zutreffend gewesen sein — obgleich den Ruhm des rheinischen Rebenbaues ja nicht einmal Kaiser Probus, sondern erst Kaiser Karl haben soll.

Das für die „Sueben" von Cäsar bezeugte bemerkenswerte und begreifliche Verbot der Weineinfuhr, in dem die heutigen Ritter vom Blauen Kreuz die

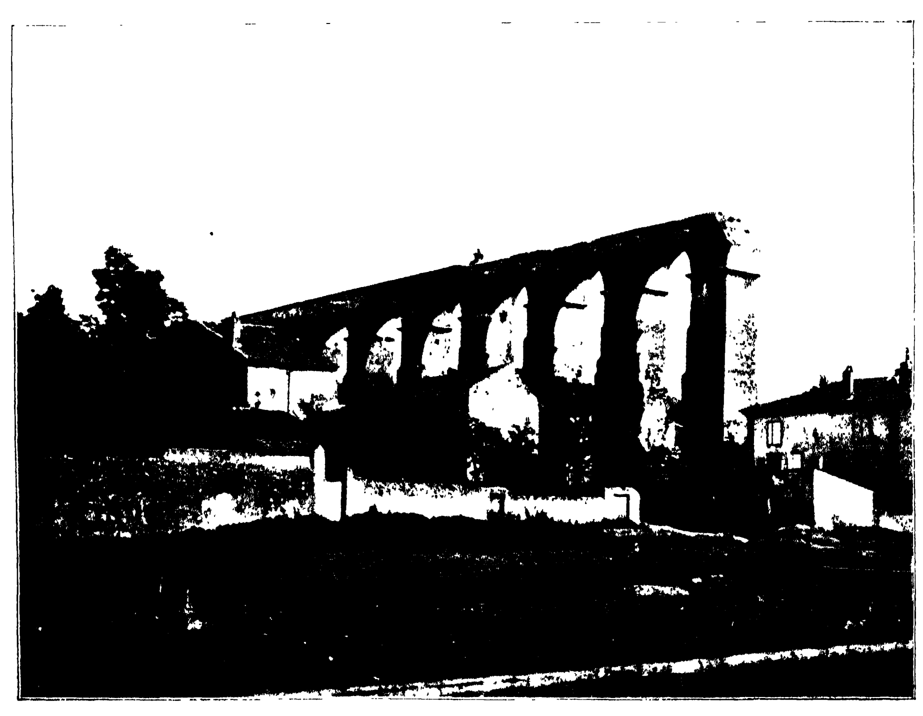


Abb. 88. Römische Wasserleitung bei Metz. (Zu Seite 129.)



Abb. 89. Pfeiler der römischen Wasserleitung bei Mainz.
Vgl. Mainzer Zeitschrift I, 1906, S. 22 f. (Zu Seite 129.)

ahnungsvolle Weisheit ihrer Vorfahren bewundern mögen, wird dem Rebensaft und dann der Rebe selbst den Weg zum Rheinland nicht lange versperrt haben, zu dem Rheinland, dessen Stolz und Ruhm sie einst werden sollten und hoffentlich bleiben.

Ummauerte Städte waren, wie schon gesagt (S. 11 u. 34), in Germanien unbekannt und galten als „Bollwerke der Knechtschaft", deren Zerstörung die Tenkterer von den Ubiern zornig fordern, als diese zur Zeit des Bataveraufstands sich einmal wieder als Germanen fühlten. Als bezeichnend für germanische Siedlung gilt meist der niedersächsische Einzelhof und man findet seine Erwähnung in den berühmten Worten des Tacitus: „colunt discreti ac diversi ut fons, ut campus, ut nemus placuit"*). Aber die Westfalen müssen es sich, glaube ich, gefallen lassen, daß hier von ihren „Kotten" gar nicht die Rede ist und daß diese nicht einmal urgermanische Eigentümlichkeit, sondern vielmehr von den Kelten übernommen sind. Die Germanen wohnten in Dörfern beieinander, wenn auch nicht so dicht gedrängt, wie es der Italiker gewöhnt war. „Jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum, sei es zur Sicherung gegen Feuersgefahr oder weil sie des Bauens nicht recht kundig sind." So waren, um nur ein paar Beispiele zu nennen, die vici der Marser, über die Germanicus im Jahre 14 n. Chr. herfiel (S. 36), so wohl auch noch die der „Bructeri", die Konstantin drei Jahrhunderte später heimsuchte. Aber wenn die Germanen nicht wie damals überrascht wurden, dann konnten sie sich beim Nahen des Feindes, vielerorten wenigstens, hinter die Mauern einer Fluchtburg retten. Zwar ziehen sich die Sugambrer und Sueben vor Cäsar, die Chatten vor Germanicus „in die Wälder" zurück, und von den „Ringwällen", die man zuweilen wohl samt und sonders für altgermanische Volksburgen, wo nicht für römische Lager gehalten hat, sind nach den Forschungen Schuchhardts gar viele ausgeschieden, die, um fast tausend Jahre jünger, für sächsische Volksburgen oder für fränkische Herrensitze und Königshöfe zu gelten

*) „Sie wohnen vereinzelt je nachdem eine Quelle, ein Feld, ein Hain ihnen gefällt."

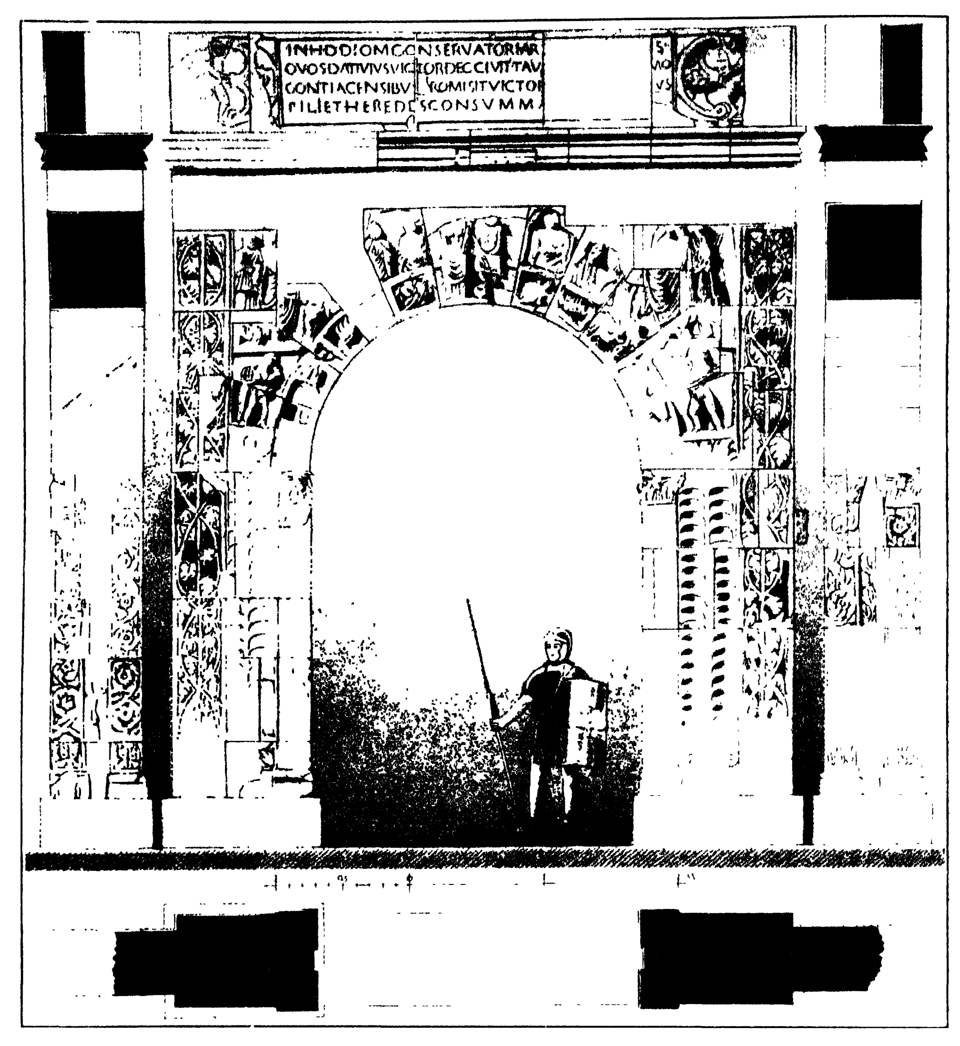



Abb. 90. Der Ehrenbogen des Dativius Victor zu Mainz.
Herstellung von H. Wallau. Vgl. Mainzer Zeitschrift I, 1906. (Zu Seite 129 f.)

haben. Aber es bleibt doch noch manchen der Anspruch auf jenes höhere Alter, und schwerlich beruht es auf irriger Übertragung keltischer Verhältnisse, wenn Cäsar den Ubiern befiehlt, ihre Habe vom Land in die oppida zu flüchten, und wenn Tacitus Mattium als Hauptort der Chatten hervorhebt — „id genti caput“ —, so war der Ort gewiß von anderer Art als die vorher genannten „vici“, zweifellos eine befestigte Volksburg, und es ist, wie schon gesagt (S. 37), sehr wahrscheinlich, daß sie in der in den letzten Jahren so erfolgreich durchforschten Altenburg bei Niedenstein (Karte XIII u. XIV) wiederzuerkennen ist, auf der sich freilich Spuren ziemlich intensiver Bewohnung gefunden haben, die anderen refugia der Chatten, gegen die Domitian mit seinem Limes vorging (S. 55), wohl meist gefehlt haben werden.

Schon einmal sahen wir in den Kelten die Lehrmeister der Ubier (S. 115), und wenn es auch des keltischen Vorbilds nicht bedurft haben wird, um die Germanen, nachdem sie einmal seßhaft geworden waren, auf die Errichtung solcher Zufluchtsburgen zu bringen, so gab es diese Vorbilder doch gewiß auf germanischem

Boden, und wir müssen bei jeder Volksburg der Urzeit uns die Frage vorlegen, ob sie nicht vielleicht keltischen Ursprungs ist und einst in den Kämpfen zwischen Kelten und Germanen schon eine ähnliche Rolle gespielt hat wie Jahrhunderte später im Kampf zwischen Germanen und Römern. Hier wird die seit einigen Jahren systematisch betriebene und von Anthes in den Berichten der Römisch-Germanischen Kommission übersichtlich zusammengefaßte „Ringwall"-Forschung uns Belehrung bringen. Schon heute aber wissen wir, daß die verfallenen Mauern dieser „Ringwälle" auf keinen Fall die einzigen monumentalen Zeugen keltischer Kultur in unseren Landen sein würden.

Neben den Fluchtburgen des Volkes gab es wohl auch befestigte Herrensitze schon damals: in einer solchen Burg mag Segestes belagert worden sein (S. 37 f.).

⊠ ⊠ ⊠

An den Problemen des germanischen Verfassungslebens darf und muß diese Darstellung vorübergleiten. Der Streit über Ursprung und Wesen des Königtums und des Adels, über den Unterschied königlicher und königsloser Staaten berührt uns hier gar nicht, der über das Verhältnis der „Hundertschaft" zum „Gau", über „Landding" und Gauversammlung nur wenig. Daß Rom bei den freien Germanenstämmen die Königsherrschaft begünstigte, ist begreiflich: man wußte dann eher, an wen man sich zu halten hatte, und es nahm sich stattlich aus, wenn das Brukterervolk oder gar das Volk des Arminius einen König von des Kaisers Gnaden zu erhalten schien. Sollte aber irgendwo im Reichsgebiet ein „König" geduldet worden sein — wahrscheinlich ist es nicht —, so wäre das nur ein Beweis dafür, daß die Sache sich mit dem Namen nicht deckte, wie denn schon in den freien Staaten es vermutlich wenig ausmachte, ob an der Spitze ein „König" stand oder nicht. Wir können nur fragen, welche Rolle etwa die bei den Germanen herkömmlichen Verbände im Rahmen der römischen Verwaltung gespielt haben, welches die Organisation des zum Reich geschlagenen germanischen Gebiets gewesen ist. Solche Fragen aber sind leichter gestellt als beantwortet, da die Antwort ja Jahrhunderte umspannen soll, in denen mancher Wechsel eingetreten sein mag, und da die römischen Schriftsteller uns in diesen Dingen schlechte Berater sind.

Man hat nun die Siedlungsverhältnisse bei Kelten und Germanen, die uns noch erkennbar zu sein scheinen, in Betracht gezogen und hat statt des Tacitus, dessen Terminologie man ungenau fand, die Inschriften verhört. So hat man zu erkennen gemeint, daß die civitates, die uns zu beiden Seiten des Rheins begegnen, scheinbar übereinstimmend, das Gebiet einer „Völkerschaft" umfassend, sehr verschieden an Umfang und je nach diesem vermutlich mit Unterabteilungen, stets mit einem Vorort, meist wohl der Stätte des alten Landdings, daß diese civitates doch auf gallischem und germanischem Boden wesentlich verschieden seien, dort auf den pagi (Gauen), hier auf den vici (Dörfern) aufgebaut. Aber wenn „das germanische Schema" bei den Treverern durch die Annahme der Rückkehr zu germanischen Einrichtungen bei einem ursprünglich germanischen Stamme (S. 114) erklärt werden konnte, so versagt diese Erklärung doch, wenn wir bei den Helvetiern im zweiten Jahrhundert n. Chr. die pagi beseitigt finden und die vici in den Vordergrund treten sehen, oder wenn wir bei den germanischen Tungrern die „gallische" Organisation nach pagi finden, und man wird zu dem Eingeständnis gedrängt, „daß die Römer die ethnographischen Grenzen nicht streng eingehalten haben, vielmehr in der cäsarisch-augusteischen Epoche durchweg nach pagi mit praefecti, dagegen seit den Flaviern ausschließlich nach vici unter curatores die civitates organisierten oder reorganisierten". Damit wäre es freilich zu erklären, daß uns in den Inschriften der germanischen Gebiete allein die vici begegnen, da das rechtsrheinische Land ja erst seit der Flavierzeit überhaupt in Betracht kommt und auch das linksrheinische erst damals seine Einrichtung als Provinz erhielt. Aber es wäre trotzdem möglich, daß die Art der germanischen Siedlung auf den Wandel Einfluß geübt hätte.

Indessen regen sich leise Zweifel, ob das Schweigen der Inschriften das Bestehen von „Gauen“, von denen doch die Schriftsteller auch bei den Germanen sprechen, bündig widerlegen kann, und ob nicht die Größe mancher Völkerschaft oder auch die Vereinigung kleiner zu einem größeren Verband eine Zwischenstufe zwischen der civitas und dem Dorf fordert.

Die Einrichtung der linksrheinischen germanischen civitates geht wahrscheinlich auf die Flavier zurück, wie bei dem Staat der Nemeter der Name ausdrücklich bezeugt (civitas Flavia Nemetum), und wird vielleicht mit der Einrichtung der Provinzen zusammenhängen. Trajan hat dann, wie wiederum mehrere Beinamen lehren, die Organisation fortgesetzt und über den Rhein getragen und zuletzt, vielleicht erst im Anfang des dritten Jahrhunderts, wurde auch das „Dekumatland“ in civitates aufgelöst.

Viele dieser civitates sind im Verlauf der Erzählung genannt worden. Nach der Notitia dignitatum wären es um das Jahr 400 n. Chr. auf dem linken Rheinufer ihrer sechs gewesen, vier in der oberen, zwei in der unteren Provinz, dort die civitas Mogontiacensium, Argentoratensium, Nemetum und Vangionum, hier die civitas Agrippinensium und Tungrorum, dort die von Mainz, hier die von Köln mit der Bezeichnung metropolis. Aber so war es nicht allezeit gewesen. Früher gab es keine civitas Mogontiacensium und keine civitas Argentoratensium. Dagegen war neben der der Nemeter und Vangionen die der Triboker zu nennen, die das Territorium der Straßburger Legion umschloß, wie die der Vangionen, mit dem Vorort Borbetomagus (Worms), das der Legion von Mainz. Neben der colonia Agrippinensis bestand die Völkerschaft der Ubier; das Stadtterritorium umfaßte nicht das ganze Gebiet der gens, und mit Unrecht gebraucht Tacitus die Namen Ubii und Agrippinenses als gleichbedeutend. Zu den linksrheinischen civitates kamen dann auf dem rechten Ufer, solange der Limes bestand, nicht wenige hinzu: die civitas Mattiacorum mit dem Vorort Wiesbaden, die civitas Taunensium mit dem Vorort Heddernheim, — denn Mommsens Vorschlag, nur eine einzige civitas Mattiacorum Taunensium anzunehmen, war verfehlt —, dann die civitas Sueborum Nicretium mit Lopodunum (Ladenburg), die civitas Alisensis mit dem Vorort Wimpfen, die civitas Sumelocennensis mit Rottenburg, die civitas Aurelia Aquensis mit Baden-Baden, gewiß noch andere mehr — wie es scheint von recht verschiedenem Umfang. Die Vororte waren vici, Lagerdörfer wohl immer, aber, wie gesagt, meist an Orten alter Ansiedlungen, vielleicht auch dann nicht immer Neugründungen, wenn sie novus vicus hießen, sondern nur zugunsten des Lagers oder Kastells von ihrer Stelle gerückt, wie das von dem novus vicus bei Mogontiacum vermutet worden ist. Schon im zweiten Jahrhundert wurden diese Vororte, wenigstens im rechtsrheinischen Land, zum Teil mit Mauern umgeben und gewannen mehr und mehr ein städtisches Aussehen, mit planmäßig angelegten Foren, um die sich öffentliche Gebäude, Gerichtshallen und Heiligtümer gruppierten (S. 130). Einige erhielten den Titel einer römischen Kolonie, ohne daß sie das eigentlich gewesen wären, da sie nicht wie die wirkliche Kolonie Köln aus dem Territorium der Völkerschaft eximiert wurden, sondern nach wie vor deren Vororte blieben. Aber jene städtische Entwicklung blieb nicht auf die Vororte beschränkt. Nicht immer gelang es diesen, das ganze Völkerschaftsgebiet an sich zu reißen, wie sie meist den Namen an sich rissen und dafür den eigenen verloren. Die einstige civitas geht auf in die neue Stadt oder sie löst sich auf in mehrere Städte. Diese sind es, die Ammianus Marcellinus civitates nennt, deren es deshalb bei ihm viel mehr gibt als in der Notitia dignitatum, die sich an die alte, vielleicht nur auf dem Papier noch bestehende Einteilung hält und einen Teil der civitates Ammians als castra bezeichnet.

Die Volksversammlung war in den germanischen Staaten, auch in denen mit Königsherrschaft, die Inhaberin der Souveränität, die Versammlung der waffentragenden Männer, zugleich Heerschau und ohne Schranken in ihren politischen

Rechten. Den Markomannen und Quaden wurde nach den Kriegen des Kaisers Marcus verboten, beliebig oft und an beliebigem Ort, wie bisher, sich zu versammeln. Nur einmal „im Monat“ (man ist versucht, zu lesen „im Jahr“, da die Einschränkung sonst zu unerheblich erscheint), nur an bestimmtem Ort und unter der Aufsicht eines römischen Centurionen sollten sie fortan tagen. Und doch war ihr Gebiet keineswegs zur römischen Provinz gemacht (S. 83). Man hat in dieser „Kontrollversammlung“ einen großen Erfolg des Reiches gesehen. Die Tenkterer klagen ein Jahrhundert früher, daß die Römer nur noch Versammlungen ohne Waffen und unter Aufsicht gestattet hätten: eine Schmach für die zum Waffendienst geborenen Männer. Und doch lag das Tenkterergebiet auf dem rechten Rheinufer und gehörte nicht zum Reich. Da kann es nicht zweifelhaft sein, daß den hinter der Rheingrenze oder dem Limes wohnenden Germanenstämmen zum mindesten ebensosehr ihr vornehmstes Recht beschränkt war. Aber nicht nur beschränkt, sondern verkümmert war es gewiß; denn wieviel mochte geblieben sein von den Befugnissen des germanischen „Dings“; und für das Verlorene hätte auch der für die Germanische Provinz der augusteischen Zeit nach dem Vorbild Galliens in Aussicht genommene „Provinziallandtag“, der ad aram Ubiorum tagen sollte, wie der von Lugudunum am Altar der Roma und des Augustus zwischen Saône und Rhône, nur kümmerlichen Ersatz geboten. Denn dieser Landtag hätte wie der gallische, außer der Befassung mit Kaiserkult und Ehrenbeschlüssen, höchstens das freilich nicht wertlose noch unwirksame Recht des unmittelbaren Verkehrs mit dem Kaiser in Bittschrift und Beschwerde gehabt. Aber mit der augusteischen Provinz Germanien ging auch dieser Landtag in die Brüche (S. 45), und wir hören nichts weiter von dem Kultus an der Ara Ubiorum, den zur Zeit der Erhebung des Arminius ein Cheruskerprinz versehen hatte.

In der späteren Zeit dürfen wir uns vielleicht die Organisation, die Rechte und Pflichten der civitates einigermaßen denen der gallischen Provinzen verwandt vorstellen — mit manchen Verschiedenheiten freilich, wie sie auch damals noch der Charakter des Grenzlands und die starke Besetzung mit Truppen mit sich brachten.

Etwas mehr sagen uns die Inschriften von der Verwaltung der Städte, und hier kommen auch eher Analogieschlüsse zu Hilfe. Ein besonders wertvoller Fund sind zwei Bruchstücke einer Bronzeplatte aus dem Legionslager von Lauriacum, in deren Inschriftresten die österreichischen Fachgenossen scharfsinnig den Überrest eines von Kaiser Caracalla verliehenen Stadtrechts, ohne Zweifel für die neben dem Lager entstandene Ortschaft Lauriacum nachgewiesen haben. Es läßt sich nun noch erkennen, daß die Urkunde zum Teil wörtlich mit dem Stadtrecht von Salpensa in Spanien übereinstimmte, das etwa hundertzwanzig Jahre früher Domitian verliehen hatte, während andererseits doch sichere Abweichungen die Annahme völliger Übereinstimmung ausschließen.

⊠ ⊠ ⊠

Dem Archäologen möge es zugute gehalten werden, wenn die Schilderung des unter der römischen Herrschaft auf germanischem Boden erwachsenen Lebens sich vorwiegend auf das gründet, was die Denkmäler bezeugen. Ihr Zeugnis bezieht sich freilich vorzugsweise auf den letzten Abschnitt des langen in Betracht kommenden Zeitraums. Aber dieser letzte Abschnitt ist es ja auch vornehmlich, von dem die Fäden ausgehen, die das römische Germanien mit dem des Mittelalters und noch mit unserer Gegenwart verbinden, und keine andere Überlieferung vermag uns von einer früheren Periode ein Bild von auch nur annähernd gleicher Vollständigkeit und Anschaulichkeit zu bieten.

Was die Tenkterer, wie wir hörten, einst den Ubiern als eine Schande vorgehalten haben (S. 117), das kann heute als der Ruhm von Köln gelten: es ist „die älteste deutsche Stadt“, im rechtlichen Sinn neben der noch in die Zeit der Republik hinaufreichenden Colonia Raurica (Basel) lange Zeit die einzige des germanischen Grenzlandes (S. 120). Sieht man aber von dem rechtlichen Sinn ab und

faßt die Stadt nur als Bauwerk, so war die Colonia Claudia Ara Agrippinensis gewiß die glänzendste auf deutschem Boden, auch von der splendidissima Raetiae colonia, der Augusta Vindelicorum (Augsburg), die Tacitus übrigens ungenau colonia nennt, da sie selbst nach ihrer Erhebung durch Hadrian nur municipium war, schwerlich übertroffen und selbst von der gleich ihr wohl von Claudius mit dem Recht einer „Kolonie“ ausgestatteten Colonia Augusta Treverorum erst in Schatten gestellt, als über diese der Glanz der kaiserlichen Residenz sich gebreitet hatte. Aber diese selbe Stadt ist im Mittelalter die größte Deutschlands gewesen und ist heute die größte der volkreichsten preußischen Provinz und eine der ersten im Reich. Da haben die Denkmäler der Römerstadt zu aller Zeit gegen die Forderungen der Gegenwart einen schweren Stand gehabt, und wenn selbst in unseren Tagen pietätvoller Schonung des Alten, deren wir uns, trotz mancher Sünden, wohl rühmen dürfen, die ehrwürdigen Reste des alten Stadttors neben dem Dom (Abb. 91) ihren Platz haben räumen müssen, so haben die früheren Jahrhunderte dergleichen schonungslos zerstört. Zwischen zwei und sieben Metern schwankt die Höhe der Schuttmassen, die fast zwei Jahrtausende über dem römischen Boden angehäuft haben. Gar unvollständig und nur ganz selten durch über der Erde Erhaltenes anschaulich gemacht ist deshalb das Bild, das vor anderthalb Jahrzehnten zwei Architekten und zehn Jahre später, mit bewundernswerter Ausnützung aller Quellen, in dem großen Denkmälerwerk der Rheinprovinz (VI, 2) ein Philologe von der alten Colonia Agrippinensis gegeben haben (Karte XXII). Die Stadtmauer ist in ihrem ganzen, fast vier Kilometer langen Lauf, der hier, wie in mancher anderen Stadt, die späteren Straßenzüge beeinflußt hat, festgestellt, ihre einstige stattliche Höhe von über sieben Metern ist noch nachweisbar, und der

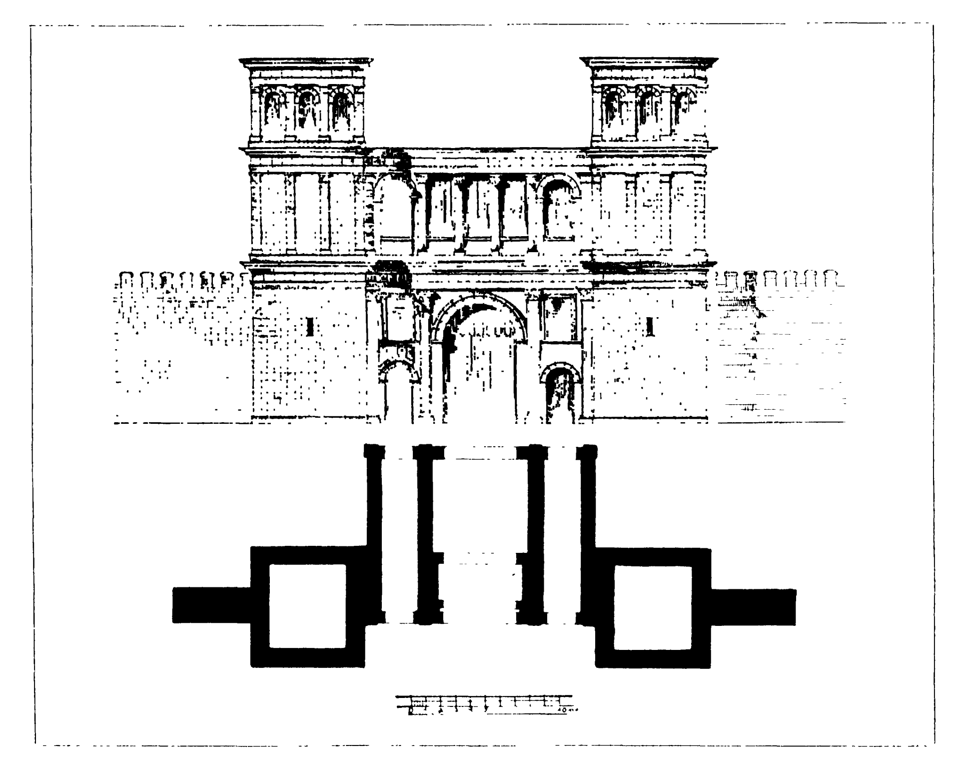


Abb. 91. Das Nordtor von Köln („Porta Paphia“). Ansicht nach den Bonner Jahrbüchern 118, Tafel XV. Vgl. Klinkenberg, Das römische Köln, S. 179 f.; S. 182—190.

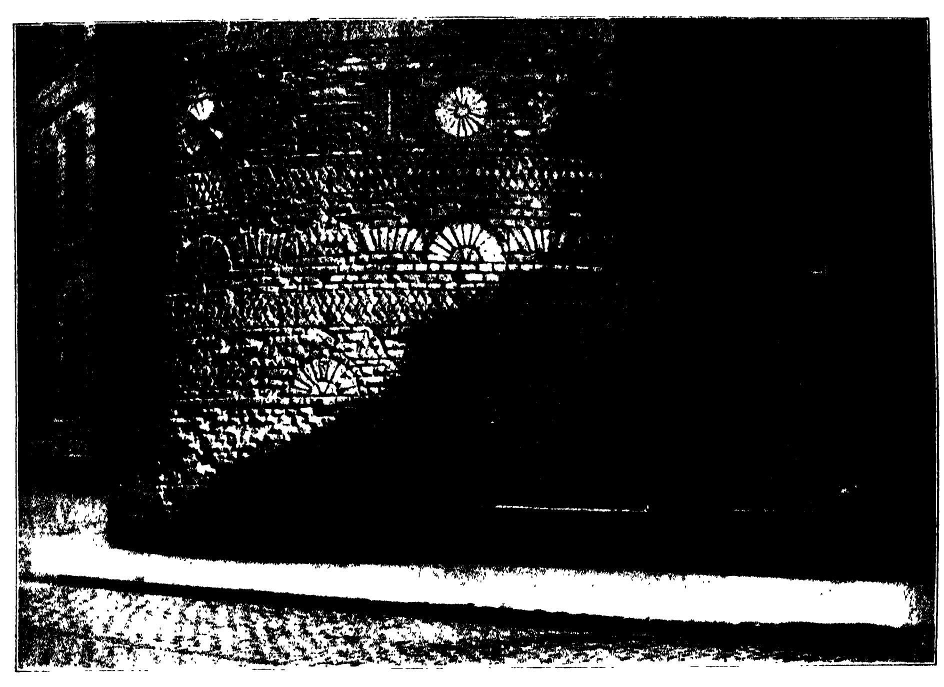
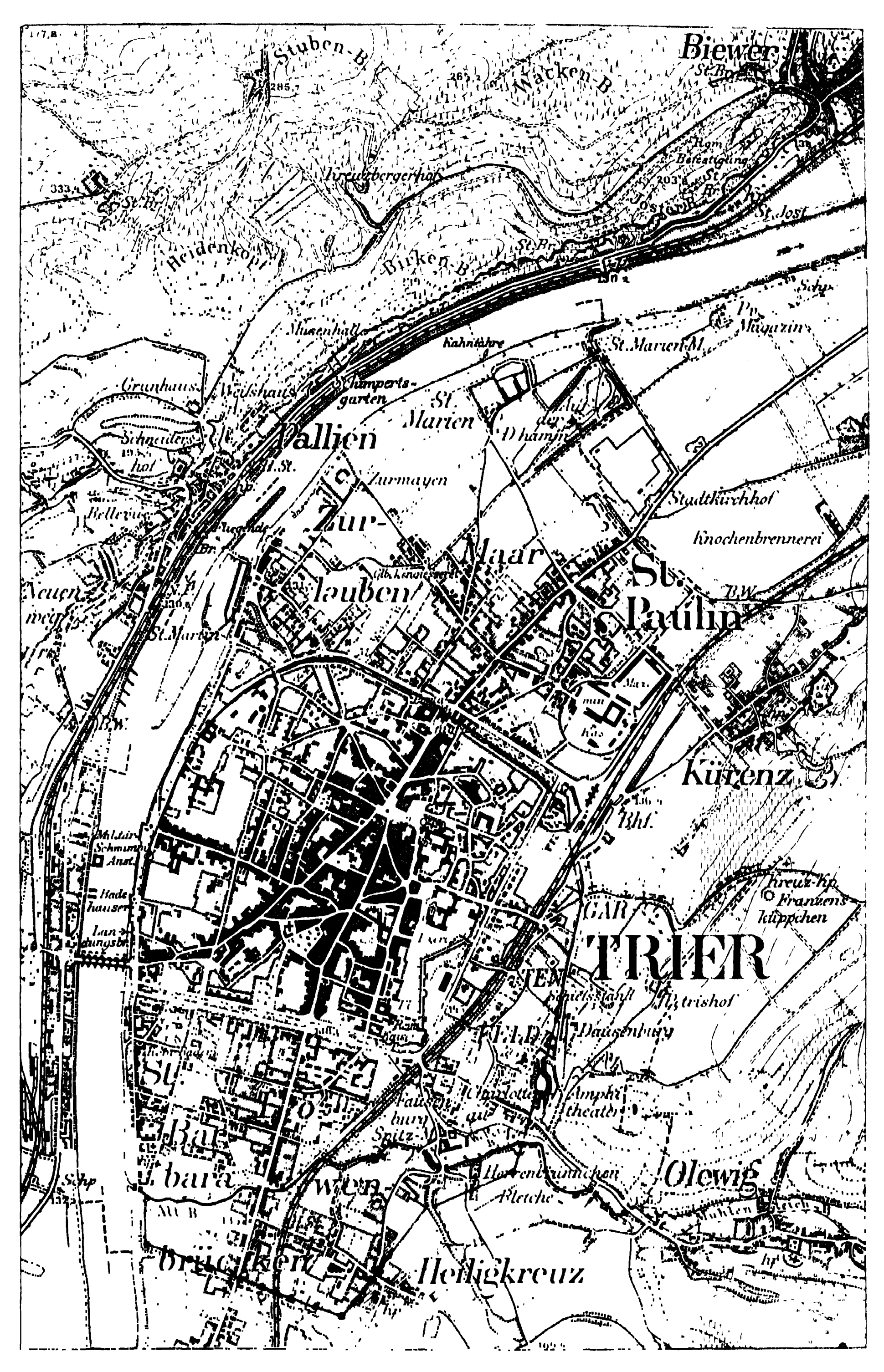


Abb. 92. Turm der römischen Stadtmauer von Köln (Römerturm). Nach den Bonner Jahrbüchern. Vgl. Klinkenberg, Das römische Köln, S. 175 f.

nordwestliche Eckturm (Abb. 92) ist wohl erhalten, während von dem eben erwähnten Tor ein Bogen, die „Pfaffenpforte", bis zum Jahre 1826 der Zeit getrotzt hatte, und die in neuester Zeit erst freigelegten Reste zwar auch dem Verkehr gewichen, aber doch gerettet und anderwärts wieder aufgerichtet worden sind. Die Lage der ältesten kirchlichen Stiftungen verrät uns noch den Einfluß, den die Tore der Römerstadt auf die Anlage des mittelalterlichen Köln geübt haben. Aber das Alter der Befestigung ist streitig. Ihre Ähnlichkeit mit der Trierer hatte einst Lehner zu der gleichen späten Datierung, in die Zeit des Gallienus geführt, der zweifellos die meisten rheinischen und gallischen Stadtmauern angehören, und der Name eben dieses Kaisers findet sich in der Tat in der Inschrift des einen Tors von Köln, und eine Münze des Saloninus im aufgehenden Mauerwerk eines Turms schien auch für die späte Erbauung zu sprechen. Doch der Name in der Bauinschrift braucht nicht den ersten Erbauer zu bezeichnen, und der Münzfund war weder völlig gesichert noch durchaus beweiskräftig. Andererseits sind die Mauern aus frischem Material hergestellt, während man bei später Entstehung Spuren der Verwendung von Trümmern und Resten eher erwarten sollte. Insbesondere ist das Nordtor der erste Bau an dieser Stelle und doch von der Mauer so wenig wie die anderen Tore zu trennen. Ferner ist die Existenz einer Stadtmauer für die Zeit des Bataveraufstands sicher bezeugt, und diese Mauer kann an der Ost-, Nord- und Südseite nach den Bodenverhältnissen nur im Zug der nachgewiesenen Mauer verlaufen sein. Deshalb ist Klinkenberg geneigt, die erhaltene Stadtbefestigung im wesentlichen für die bei oder kurz nach der Koloniegründung angelegte, der colonia eigentlich unentbehrliche zu halten und die sicher bezeugte Bautätigkeit des Gallien und wieder des Julian auf den jetzt größtenteils verschwundenen Oberbau zu beziehen. Schultze aber, in seiner wertvollen Studie über die römischen Stadttore möchte zwischen diesen beiden Datierungen etwa die Mitte halten. Das letzte Wort scheint also noch nicht gesprochen zu sein.



Abb. 93. Das Grabdenkmal im Dorfe Igel bei Trier. (Auch zu Seite 156 u. 159.)




Karte XXI. Trier mit Umgebung. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt, 1:25000.)
Die Stadtmauern eingetragen nach dem Plan in der Westdeutschen Zeitschrift XV, Taf. 12. (Zu Seite 125 f.)



Abb. 94. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen. Im Museum zu Trier.
Aus Hettners Führer durch das Provinzialmuseum in Trier. (Auch zu Seite 161.)

Bezeugt ist die Ara Ubiorum, älter als die Stadt und einst bestimmt, ein Mittelpunkt der germanischen Provinzen zu werden, wie der Augustusaltar von Lugudunum für die gallischen es war, vielleicht nicht innerhalb der alten Stadt gelegen, wahrscheinlich aber innerhalb der heutigen begraben. Bezeugt ist ein Tempel des Mars, einer des Merkur, des Juppiter Dolichenus, ein conventiculum ritus christiani, bezeugt der Palast des Provinzialstatthalters, das Amtsgebäude der Decurionen, mancher andere Bau auch ohne ausdrückliches Zeugnis in dieser Stadt selbstverständlich zu suchen. Gefunden sind Reste eines Juppitertempels, eines Tempels des Kaiserkults, Reste stattlicher Häuser, Mosaikfußböden, deren einen — das berühmte Philosophenmosaik — eine geistreiche, jedenfalls umsichtig gestützte Hypothese kürzlich jenem christlichen Kultgebäude hat zuweisen wollen, als ein bedeutungsvolles Zeugnis für den engen Zusammenhang zwischen Christentum und Griechentum, wie für die soziale Stellung der christlichen Gemeinde im dritten Jahrhundert. Gefunden



Abb. 95. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen.
Im Museum zu Trier. Aus Hettners Führer. (Auch zu Seite 161.)



Abb. 96. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen. Im Museum zu Trier. Aus Hettners Führer. (Auch zu Seite 161.)

sind zahllose Steindenkmäler — Reste von Bauten, Grabsteine, Monumente des Kultus —, gefunden Werke der Kleinkunst, der Glasbereitung zumal, in der Köln eine führende Stellung einnahm, alles in allem eine Fülle von Denkmälern, von der das in den Sammlungen der Stadt Verbliebene (vgl. Abb. 26 u. 130), ein kleiner Bruchteil nur, eine ganz ungenügende Vorstellung gibt.

Über dem Boden aber ist an seiner Stelle außer dem „Römerturm" (Abb. 92) kaum etwas erhalten, und vereinzelt und zerstückelt sind auch die unter dem Boden nachgewiesenen und zum Teil zugänglich erhaltenen Reste von Straßen, Wasserleitungen, Kanälen.

Gern schweift da das Auge hinüber zu den gewaltigen Ruinen von Trier, dessen bescheideneres Leben in Mittelalter und Neuzeit der Erhaltung der Römerbauten günstiger war (Karte XXI und XXIII, sowie Abb. 57 bis 71; 93 bis 98).

Wir überschreiten damit freilich die Grenze Germaniens und betreten eine Stadt, über die sich ein volles Jahrhundert und länger aller Glanz der kaiserlichen Residenz ergoß.

Wie ja überhaupt für die Werke der Menschenhand das Leben mehr denn der Tod sich als Zerstörer erweist, so ist das wirtschaftliche Zurückbleiben der Bischofsstadt an der Mosel unserer Kenntnis der einstigen Kaiserstadt und der alten Colonia Augusta auch insofern zum Vorteil geworden, als sich zur Zeit der tiefgehenden Durchwühlung des Bodens, die eine moderne Kanalisation mit sich bringt, Ein-



Abb. 97. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen. Im Museum zu Trier. Aus Hettners Führer. (Auch zu Seite 161.)

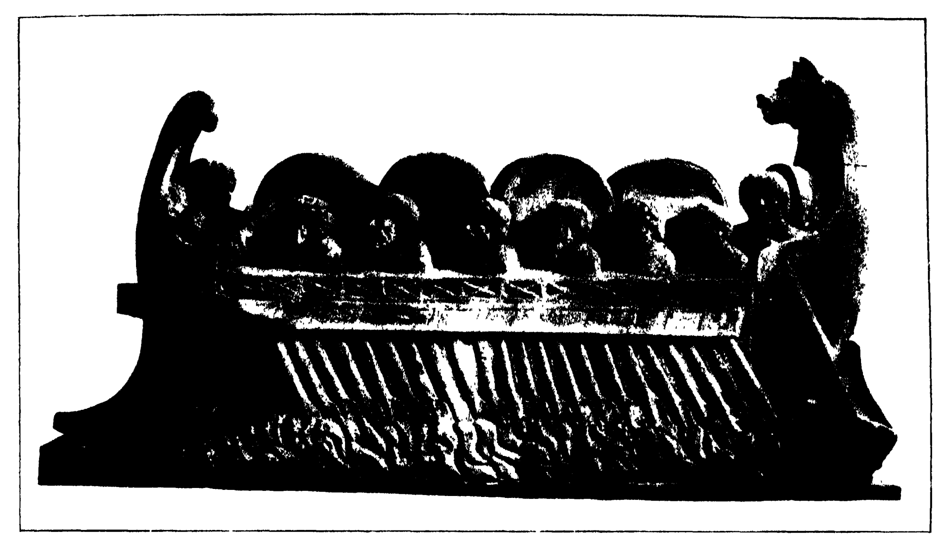


Abb. 98. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen. Im Museum zu Trier.
Vgl. E. Fölzer, Bonner Jahrbücher CXX (1911), S. 236 f. (Auch zu Seite 161.)

sicht und Energie bereit fand, die unvergleichliche Gelegenheit zu benutzen, um stückweise einen Plan der unsichtbaren alten Stadt aufzunehmen (Karte XXIII). So haben wir das vollkommen regelmäßige Netz breiter gerader Straßen kennen gelernt, mit dem das von der Gegenwart übernommene regellose Gewirr der mittelalterlichen Gassen und Gäßchen so wenig gemein hat, obgleich doch mindestens zwei feste Punkte, der Dom und die Moselbrücke übernommen wurden, und gerade die Verschiedenheit des heutigen und des römischen Straßennetzes hat sich als ein Vorteil für die Untersuchung erwiesen, während zuweilen an anderen Orten — wie in Augsburg, Passau, Speier — nur aus der Tatsache, daß die Gräben der Kanalisation im Zug der Straßen keine Spuren der Bebauung finden, auf Übereinstimmung der alten Straßenzüge mit den modernen geschlossen werden muß. Jenem Straßen-



Abb. 99. Bruchstück eines großen Grabdenkmals. Im Museum der Stadt Metz. (Zu Seite 161.)



Abb. 100. Bruchstück eines großen Grabdenkmals. Im Museum der Stadt Metz. (Zu Seite 161.)

netz fügen sich nun nicht nur diese beiden Punkte, die auch für die spätere Stadt ihre Bedeutung behalten hatten, ein, sondern auch alle anderen noch über dem Boden sichtbaren Bauten, die Basilika, die Thermen, der Kaiserpalast mit der einzigen Ausnahme der Porta Nigra, deren Abweichung sich aber sehr einfach dadurch erklärt, daß hier die Stadt in später Zeit eine Erweiterung erfuhr, bei der sich das Tor nach der von der Richtung der Stadtstraßen abbiegenden Landstraße richten mußte.

Das trotzige Tor (Abb. 58 bis 60), von Krüger neuestens mit überzeugenden Gründen noch späterer Zeit zugewiesen, als Lehner einst für die ganze von dem Tor untrennbare Stadtbefestigung in Anspruch genommen hatte, ein Werk erst der constantinischen Periode, ist der imposanteste Römerbau auf deutschem Boden und braucht selbst den Vergleich mit den Bauten der ewigen Stadt nicht zu scheuen. Aber auch die traurige Ruine des Kaiserpalasts (Abb. 64 bis 66) bedarf nicht der Ergänzung in Stein, vor der vielmehr ein gnädiges Geschick sie dauernd behüten möge, um einen Platz neben den stolzesten Bauten des kaiserlichen Rom zu verdienen, ein Bau einst von 210 m Länge und 140 m Breite mit großem Säulenhof und symmetrisch angelegtem Hauptgebäude, mit Marmor und Mosaik die Ziegelmauern verkleidet; und bei den Thermen (Abb. 67 f.) erleichtern noch alte Abbildungen, vor der Zerstörung des siebzehnten Jahrhunderts aufgenommen, die Arbeit der Phantasie, die sich keiner Übertreibung schuldig macht, wenn sie die gewaltige Raumwirkung und die glänzende Ausstattung der Caracallathermen oder der Diokletiansthermen auf diesen Bau des Nordens überträgt. Die Basilika, gleichfalls erst im vierten Jahrhundert, wahrscheinlich als Gerichtsstätte und Markthalle, erbaut, weit besser als Palast und Thermen erhalten, hat, nach mannigfachen Schicksalen, im vorigen Jahr-




Karte XXII. Köln. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt, 1:25000.)
Die Eintragung der römischen Befestigungen nach den Bonner Jahrbüchern XCVIII.
(Zu Seite 120 f.)

hundert eine Gestalt erhalten, die in mancher Hinsicht die alte Raumwirkung noch zur Geltung kommen läßt. Das Amphitheater endlich (Abb. 61 bis 63), weit früher als die anderen Bauten errichtet und dann in sinnreicher Weise der Stadtbefestigung, unter Wahrung seiner ursprünglichen Bestimmung, als ein Tor eingefügt, wird nur durch wenige gleichartige Bauten an Größe übertroffen und besaß in seinen erst neuerdings durch Ausgrabung erforschten Kellern Versenkungsanlagen und sonstige Vorrichtungen, die manchem anderen Amphitheater abgingen (Abb. 63).

Unter geschickter Ausnützung aller Quellen hat kürzlich F. Cramer in den durch diese erhaltenen Bauten gegebenen glänzenden Rahmen ein Bild der lebendigen Kaiserstadt gezeichnet. Die reizvollsten Züge aber zu diesem Bild leihen neben den Versen des Dichters der „Mosella" jene Grabdenkmäler, mit denen sich uns ein neues und überraschendes — und nicht das schlechteste — Kapitel der Kunstgeschichte des Altertums erschloß, Denkmäler, einer früheren Zeit angehörig, aber auch für die spätere noch vollgültige Zeugen in ihren realistischen Bildern des täglichen Lebens, das sich in denselben Formen auch neben dem Glanz der Residenz behauptet haben wird (Abb. 93 bis 98).

Aber so wenig als zeitlich waren diese Bilder räumlich eng begrenzt. Die Steine zu den Mauern des Kastells von Neumagen haben ja wohl die Friedhöfe der Hauptstadt geliefert, und auch das heute noch aufrechtstehende gleichartige Denkmal von Igel (Abb. 93) mag noch dem Bereich der Hauptstadt und ihres Wohlstands zugerechnet werden. Aber das Fundgebiet ähnlicher Monumente erstreckt sich viel weiter. Viele Reste finden sich vornehmlich in dem belgischen Arlon, und auch das Museum der Stadt Metz hat einige aufzuweisen (Abb. 99 f.), wie denn die Hauptstadt der Mediomatriker (Divodurum Mediomatricorum) überhaupt eine der benachbarten Trevererhauptstadt ähnliche Entwicklung, bis auf die letzte glänzendste Phase, die ihr versagt war, in ihren Denkmälern erkennen läßt. Aber nicht einmal auf die gallische Provinz waren diese Denkmäler beschränkt, wie man früher angenommen hat. Auch am Rhein haben sich Reste davon gefunden, Zeugen dafür, daß mitten in dem kriegerischen Leben doch auch Handel und Wandel gedieh und eine wohlhabende Bevölkerung sich ihrer bürgerlichen Berufe gern rühmte.

Machte im übrigen jenes kriegerische Leben keineswegs halt vor den Toren der Colonia Agrippinensis, der ja auch nicht umsonst ein Mauergürtel umgelegt war, so sah es doch weit kriegerischer gewiß im oberrheinischen Hauptquartier aus, in Mogontiacum (Karte IV), das erst in ganz später Zeit, dem Recht nach wenigstens, aus der Lagerfestung zur Stadt wurde, und von den städtischen Bauten, die auch dort nicht fehlten, ist uns weit weniger als in Köln bekannt. Über dem Boden steht kaum noch mehr als die formlose Masse des Eigelsteins (Abb. 10; vgl. Abb. 89 f.), den eine uralte Überlieferung mit dem Namen des Drusus, als dessen Kenotaph, in Verbindung bringt, und die Gelegenheit, die unterirdische Stadt kennen zu lernen, ist hier wie meist nicht so ausgiebig wie in Trier benutzt worden.

Von berufenster Seite ist uns vor einigen Jahren ein vortrefflicher Überblick unseres Wissens vom römischen Mainz geboten worden. Daß diesem Wissen für das Legionslager seitdem wesentliche Erweiterung geworden, mehr noch in Aussicht gestellt ist, haben wir früher gesehen (S. 104 f.). Auch für die Stadt wird Zuwachs unserer Kenntnis gewiß nicht ausbleiben. Aber wir erfahren doch auch durch Schumacher, daß hier die Verhältnisse ganz besonders ungünstig liegen, weniger infolge der tiefen Verschüttung der römischen Reste, die in Köln nicht geringer sein wird, als infolge der in Mainz üblichen Bauweise, nach der in der Ebene wegen des moorigen Untergrunds keine Gruben in der Größe der Neubauten ausgeschachtet, sondern nur einzelne quadratmetergroße Schächte bis auf den gewachsenen Kies abgeteuft, dann mit Zementmasse ausgefüllt und überwölbt werden. Darin liegt die Erklärung für manches Versagen der Vergangenheit trotz stets wacher Aufmerksamkeit; damit ist aber auch unseren Hoffnungen für die Zukunft bei aller Verschärfung der Beobachtung eine starke Einschränkung gezogen.

Im Museum (Abb. 6 f.) aber findet man dennoch die Überreste des Lagers und der Stadt in Fülle; Bruchstücke ansehnlicher Bauwerke (Abb. 89 f. u. 101 f.), Pfähle der Rheinbrücke (Abb. 110), die lange Reihe der Grabsteine (Abb. 74 ff.), zu der noch manches Stück in den Museen der Nachbarstädte gehört, seit kurzem in der Juppitersäule (s. unten S. 163 f.), ein Werk der Bildkunst, das seinesgleichen diesseits der Alpen nicht hat, endlich die Schätze an Waffen und Geräten, die uns zum Teil der Rhein gespendet hat (Abb. 85 f.).

Vollständiger als voraussichtlich jemals das Bild der obergermanischen Hauptstadt vor unseren Augen wieder erstehen kann, läßt sich das Bild mancher kleineren Stadt wieder gewinnen. An einem solchen Bild mit Ausdauer zu arbeiten, ist eine schöne Aufgabe für einen lokalen Verein des Ortes oder der Nachbarschaft. So hat sich Heddernheims, des Vororts des Taunusgaus (S. 120), der Frankfurter Verein angenommen und schöne Ergebnisse erreicht, die Georg Wolff, dessen unermüdlicher Spatenarbeit sie großenteils verdankt werden, nicht nur im einzelnen dargelegt, sondern auch zusammengefaßt und in zwei Vorträgen zu anschaulichen Bildern „der Römerstadt Nida" und ihrer Vorgeschichte gestaltet hat.

Über zweifelhaften Spuren augusteischer Besiedlung sehen wir da erst, in der Zeit des domitianischen Chattenkriegs, ein Feldlager, dann, auch noch in domitianischer Zeit, ein Steinkastell, schließlich eine befestigte Stadt erstehen. Diese Stadt, von der hier allein zu sprechen ist, steht im engsten Zusammenhang mit der Schleifung des Kastells und verrät diesen Zusammenhang noch dadurch, daß sie neben geradlinigen, im rechten Winkel einander schneidenden Straßen einige abweichende Straßenzüge aufweist, in denen man die Straßen des alten Lagerdorfs nicht verkennen kann, mit ihrem weiten, niemals, wie es scheint, ganz ausgefüllten Mauerring und ihrem regelmäßigen Straßennetz sonst eine einheitliche Gründung, und zwar nicht einer Zeit der Not angesichts drohender Barbareneinfälle, sondern einer Zeit ruhiger Entwicklung und weitblickender Sorge, der auch die Vororte anderer



Abb. 101. Legionare im Kampf.



Abb. 102. Legionare auf dem Marsche.

Säulensockel aus dem Praetorium des römischen Lagers von Mainz. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Vgl. Schumacher, A. u. h. Vorzeit V, S. 83. Photographie von Prof. Neeb. (Zu Seite 129 f.)

Civitates. Ladenburg und Wimpfen ihre Befestigung verdanken, zweifellos der Zeit Hadrians. Wir erkennen nicht nur das Forum und mehrere Bäder, sondern vermögen auch noch den Typus der Stadthäuser nachzuweisen und in einzelnen Fällen die Beschäftigung ihrer Bewohner zu ermitteln, während von Bauten, die dem Götterdienst dienten, einstweilen nur die Mithrashöhlen gefunden sind.



Abb. 103. Gefangene Germanin. Relief von den Schranken im Praetorium des Lagers von Mainz. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Vgl Schumacher, A. u. h. Vorzeit V, S. 82 u. Mainzer Ztschr IV, 1909, S 9. Photographie von Prof. Neeb. (Zu Seite 129 f.)

Wo systematische Arbeit nicht zum Ziele führt, weil die Aufgabe nicht so bestimmt umschrieben werden kann, oder ihre Lösung unerschwingliche Kosten machen würde, da tritt der Zufall helfend ein. So ist uns ein Blick in die römischen Thermen von Wiesbaden gestattet worden, der uns anschaulich zeigte, wie feste Wurzeln hier römisches Leben geschlagen hatte. Und ähnlich wie hier sah es an manchem anderen mit heilkräftigen Quellen gesegneten Ort des Limesgebiets aus. Mit Vorliebe weilte der Kaiser Caracalla in Baden-Baden, und die Ausstattung des Bades wird dem Rang des Badegasts entsprochen haben; in Badenweiler aber sehen wir Gebäude noch verhältnismäßig wohlerhalten, die an die kaiserlichen Thermenbauten in Rom selbst erinnern.

Das ansehnliche Dorf der Treverer im Koblenzer Stadtwald, das Bodewigs sorgfältige Untersuchung uns kennen gelehrt hat, darf uns auch als Veranschaulichung eines germanischen Vicus dienen, obgleich nicht so leicht einer diesem gleichgekommen sein wird, in dem der vielgesuchte Vicus Ambitarvius endlich gefunden zu sein scheint, nach Plinius' Angabe der Geburtsort des Kaisers Caligula, in Wahrheit wohl einer seiner Schwestern, da der Kaiser selbst nach dem Zeugnis des Sueton vielmehr in Antium geboren war, und die Inschrift, auf die sich Plinius berief, nicht mehr bezeugte, als daß Agrippina einem ihrer Kinder in jenem Vicus das Leben gab. Weder Gaius noch gar seine Schwestern verdienen es, daß man sich um die Feststellung ihres Geburtsorts sehr bemüht; immerhin ist es ja aber interessant, einen Vicus kennen zu lernen, der gewürdigt worden ist, der Gemahlin des Germanicus als Aufenthaltsort zu dienen. Der Vicus, der vom Beginne der La Tène-Zeit bis zum Ende der Römerherrschaft bewohnt war, stellt sich dar „als eine Anhäufung von Einzelgehöften, in denen jeder Eigentümer sich durch Mauer und Zaun von der übrigen Welt abzusondern sucht“ — somit recht eigentlich als der Typus eines germanischen Dorfs (S. 117). In einem mehrfach erneuerten Tempel, der wohl dem Merkur zugeschrieben werden darf, hatte die Ansiedlung ihren Mittelpunkt und in der nahen Burg vermutlich ihren Zufluchtsort bei feindlichen Angriffen.

Mag vielleicht jemand in der dorfähnlichen Siedlung noch die germanische Abkunft der Treverer, deren sie sich rühmten, erkennen wollen, so ging doch neben solcher sicherlich die Einzelsiedlung, wie auch jenseits des Rheines, her. So war es im ganzen Moselland. Aber mit der Ausbreitung der römischen Kultur und dem Wachsen des Wohlstandes traten an die Seite der alten bäuerlichen Einzelhöfe hier wie im Limesgebiet **Gutshöfe und Villen**, so daß wir uns in der

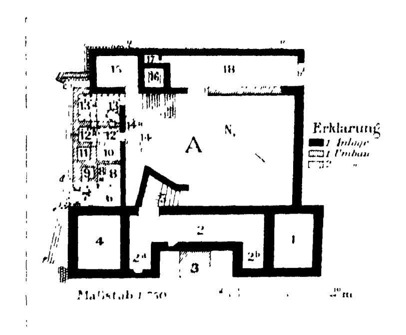


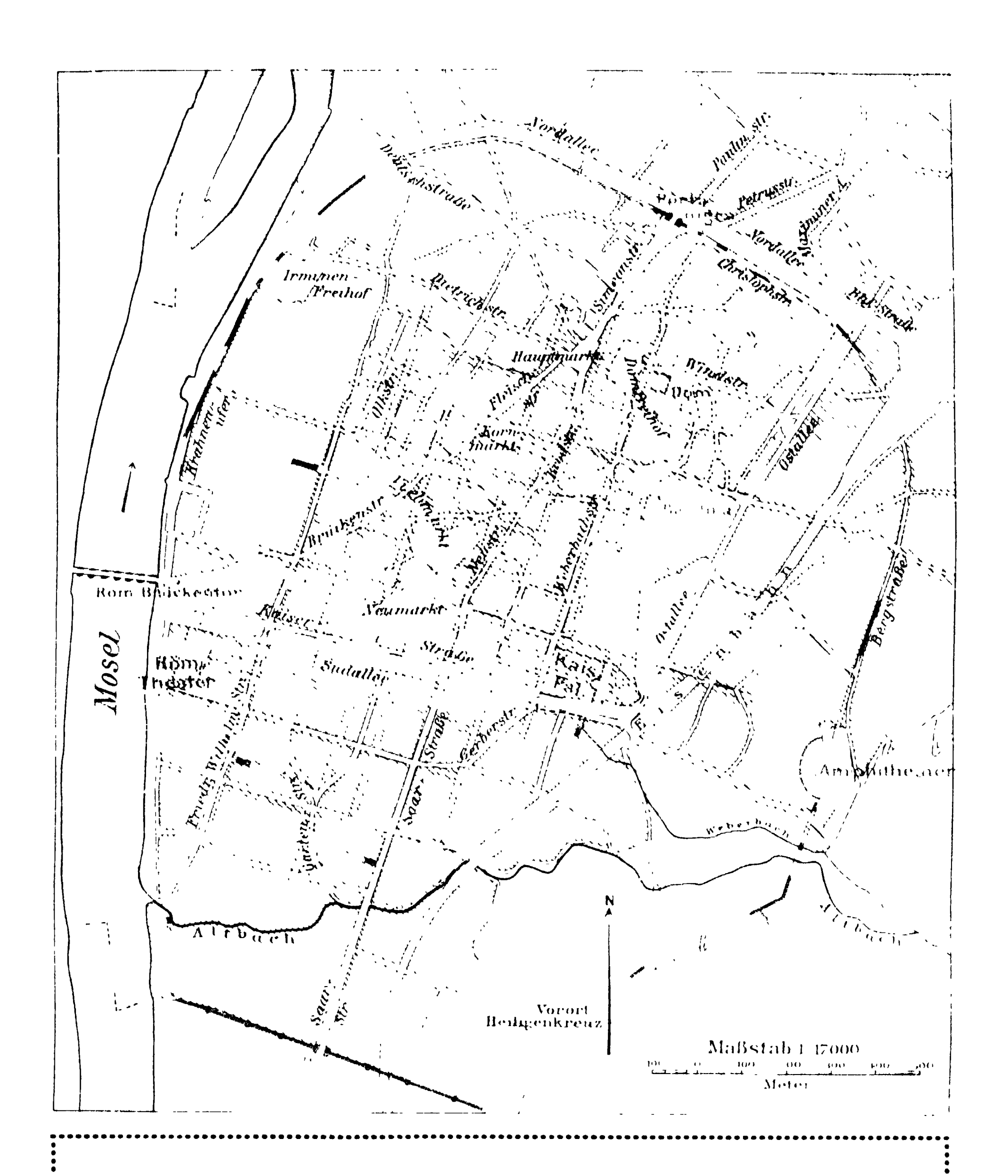

Abb. 104. Villa rustica bei Bollendorf an der Sauer.

späteren Zeit die bevorzugten Landstriche, aber auch noch manche, die heute gar nicht für bevorzugt gelten, übersät denken dürfen mit Gehöften mit mehr oder weniger großem Landbesitz und mehr oder weniger reichen Baulichkeiten.

Ausonius schildert sie uns ja, diese Villen am sonnigen Moselufer, mit ihren Säulengängen und Türmen, die sich im Flusse spiegeln, bald auf vorspringender Landzunge gelegen, um die die vielgewundene Mosel sich schlängelt, bald in geschützter, ruhiger Bucht, in die sie den Fluß sich nachzuziehen scheinen, bald oben auf der Höhe über rebenbewachsenen Hängen. Die Ruinen aber, hier und dort freigelegt – eine der stattlichsten, die bei Wittlich, deren Reste und Grundriß die Abbildungen 105 und 106 wiedergeben – im Verein mit den Schätzen des Trierer Museums (Abb. 69f.), machen es der Phantasie leicht, die Worte des Dichters durch anschauliche Bilder zu beleben. Wir kennen diese Villen weit besser als die Stadthäuser der römischen Zeit, die, wie wir schon sahen, meist unter modernen Städten begraben, gründlicherer Zerstörung ausgesetzt und gründlicher Ausgrabung entzogen sind. Drei Typen der Villen hat man unterschieden: hier die „Wirtschaftsvilla“, den „Meierhof“, bei dem ein großer Hof auf allen Seiten von Wohn- und Wirtschaftsräumen umgeben ist, Anlagen von meist annähernd quadratischem Grundplan (Abb. 104); dort die langgestreckte „Lustvilla“, nur auf den Sommeraufenthalt des Städters berechnet und von dem unentbehrlichen Wirtschaftshof getrennt, mit einer Veranda an



Abb. 105. Die Überreste der römischen Villa bei Wittlich an der Lieser (Plan Abb. 106). Vgl. Westdeutsche Zeitschr. XXV, Museographie, S. 459 f.




**Karte XXIII Römisches Straßennetz in Trier.**
**Nach den bei der Kanalisation hergestellten Aufnahmen. (Zu Seite 126 u. 112.)**

der ganzen Front ausgestattet und mit allen Räumen der Sonne und der Aussicht zugewandt (Abb. 106); schließlich die Gutshöfe der Großgrundbesitzer, die beides in sich vereinigen, mit Wirtschaftshöfen und prunkvollen Säulenhöfen, die sich den Bauten Italiens an die Seite stellen können.

Auch der einfache Meierhof, der mit seinen roten Ziegeldächern in der Landschaft des rechtsrheinischen Germaniens eine ähnliche Rolle gespielt haben muß wie heute der bäuerliche Einzelhof in der Landschaft Westfalens, stammt selbstverständlich aus Italien, obgleich sein Normaltypus — eine langgestreckte Halle mit vorspringenden Ecktürmen (Abb. 104) — dort, wo das Vergleichsmaterial ja überhaupt nicht sehr reich ist, da das Land der Spatenforschung meist lockendere Aufgaben stellt, noch nicht nachgewiesen ist.

Heute tut es der Rhein der Mosel an Zahl und Pracht seiner Villen zuvor. Damals war es umgekehrt. Zu der Zeit, als Ausonius sich durch die Rebenhügel der Mosel an die Ufer der heimischen Garonne erinnern ließ, als der verwöhnte Südländer sich im Moselland so wohl fühlte, daß er es begeistert besang, zu dieser Zeit ging es am Rhein schon gar unruhig her, und keine Bilder friedlichen Wohlstands werden sich dort dem Blick des Reisenden dargeboten haben; die Strecke des linken Ufers aber, auf der sich heute wohl die glänzendsten Landsitze aneinander reihen, lag schon vor der Eroberung des Limes im Angesicht des feindlichen Barbarenlandes und konnte der Rüstung nicht entraten. Dort jedoch, wo der Limes den Rhein als Grenze abgelöst hatte, konnte sich fast zwei Jahrhunderte hindurch wohl ein ähnliches Leben entfalten wie in der benachbarten Belgica, und auch im rechtsrheinischen Limesgebiet kamen neben den zahlreichen Meierhöfen auch

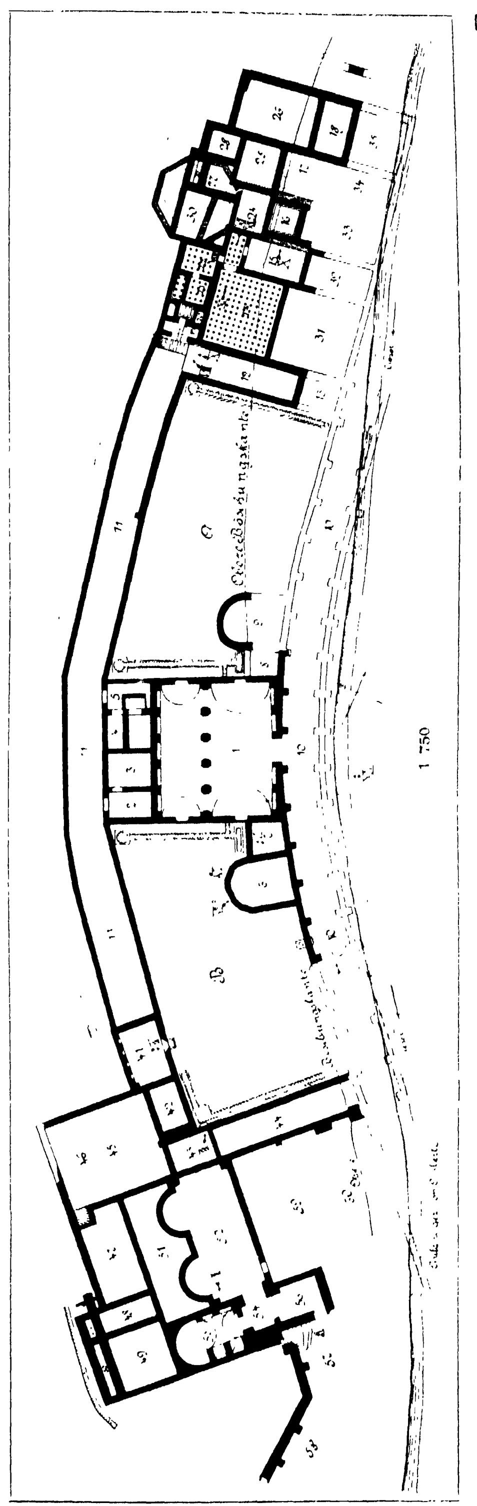


Abb. 106. Römische Villa bei Wittlich an der Lieser (s. Abb. 104).

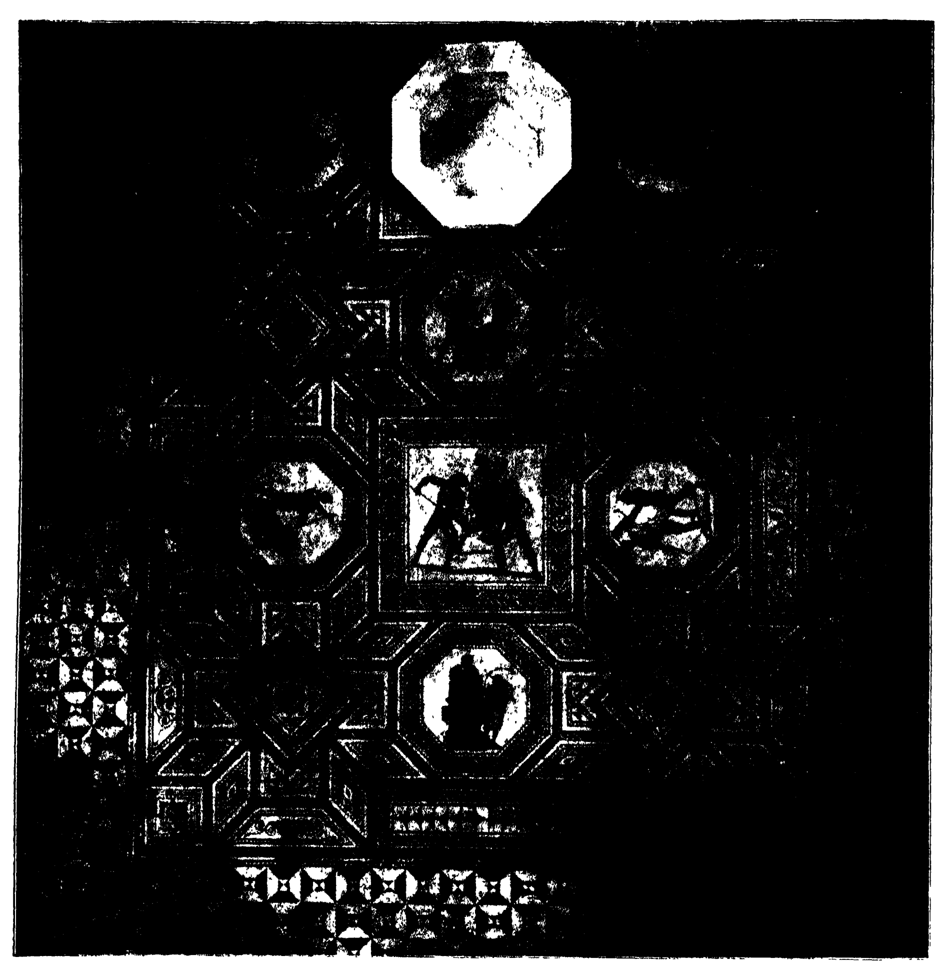


Abb. 107. Teil des Mosaikfußbodens der römischen Villa in Nennig. Nach dem Meßbild.

Sommervillen der Stadtbewohner auf, und ein erfahrener Beobachter ist der Ansicht, daß manche Villen der Umgebung von Heddernheim zu diesem städtisch entwickelten Vorort des Taunusgaues sich ähnlich verhielten, „wie die Frankfurter Patrizierhöfe zur mittelalterlichen Stadt". Marmortäfelung und Mosaikfußböden (Abb. 107) wie in den üppigen Villen der Belgica wird man dort freilich nur selten gefunden haben, und so reichen Bildschmuck, wie ihn zum Beispiel der hermenumrahmte Parkteich von Welschbillig bezeugt (Abb. 69 f.), werden auch die wohlhabendsten Villen des Maingaus nicht aufgewiesen haben. Aber solcher Luxus zog auch im Moseltal, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, wohl erst im Gefolge der kaiserlichen Hofhaltung zu Trier ein, also zu einer Zeit, in der die Landsitze des rechten Ufers verlassen waren, und unter den gleichzeitigen Villen des rechten und des linken Rheinufers wird kein so großer Unterschied der Ausstattung und Größe und schwerlich ein anderer als dieser bestanden haben.

Der Vergleich dieser Anlagen mit gleichartigen Italiens ist durch den Mangel hinreichender Beobachtungen, wie gesagt, fast ebensosehr erschwert wie der mit den Stadthäusern der Rheinlande. Zwei Unterschiede aber fallen sofort ins Auge und

würden kaum verkannt werden, wenn auch die Funde sie nicht bezeugten, da sie das Klima forderte: die große Zahl der heizbaren Räume bei allen Villen diesseits der Alpen und der damit verbundene ausgedehnte Gebrauch des Fensterglases. Damit hatte der Norden den römischen Eroberern zwei wichtige Kulturgeschenke abgewonnen, die freilich nur im Besitze gar weniger die folgenden Stürme der Völkerwanderung überdauern sollten, und deren erstes noch lange nachher auf einen ganz engen Kreis beschränkt blieb, um dann in der ihm von den Römern gegebenen Form wieder ganz abzukommen und in einer unvollkommeneren, aber bescheidenen Verhältnissen mehr entsprechenden Gestalt weiterzuleben, bis erst unsere Zeit zu einer der römischen verwandten Lösung der Aufgabe in ausgedehnterem Maße zurückzukehren sich bemüht hat. Denn die römische Hypokaustenheizung, deren Anwendung jede Villenruine bezeugt — Reste einer solchen, freilich nicht aus einer Villa, sondern aus einem Gebäude des Lagers von Lauriacum, sieht man auf Abbildung 108 —, war freilich nur im Steinhaus brauchbar, und dieses Steinhaus mag vielleicht im Moseltal, wie man vermutet hat, seit der Römerzeit sich behauptet haben: im allgemeinen ist es vor dem germanischen Holz- und Fachwerkbau wieder zurückgewichen und nach jahrhundertelanger Beschränkung auf kirchliche und fürstliche Bauten erst spät zu allgemeinem Gebrauch durchgedrungen.

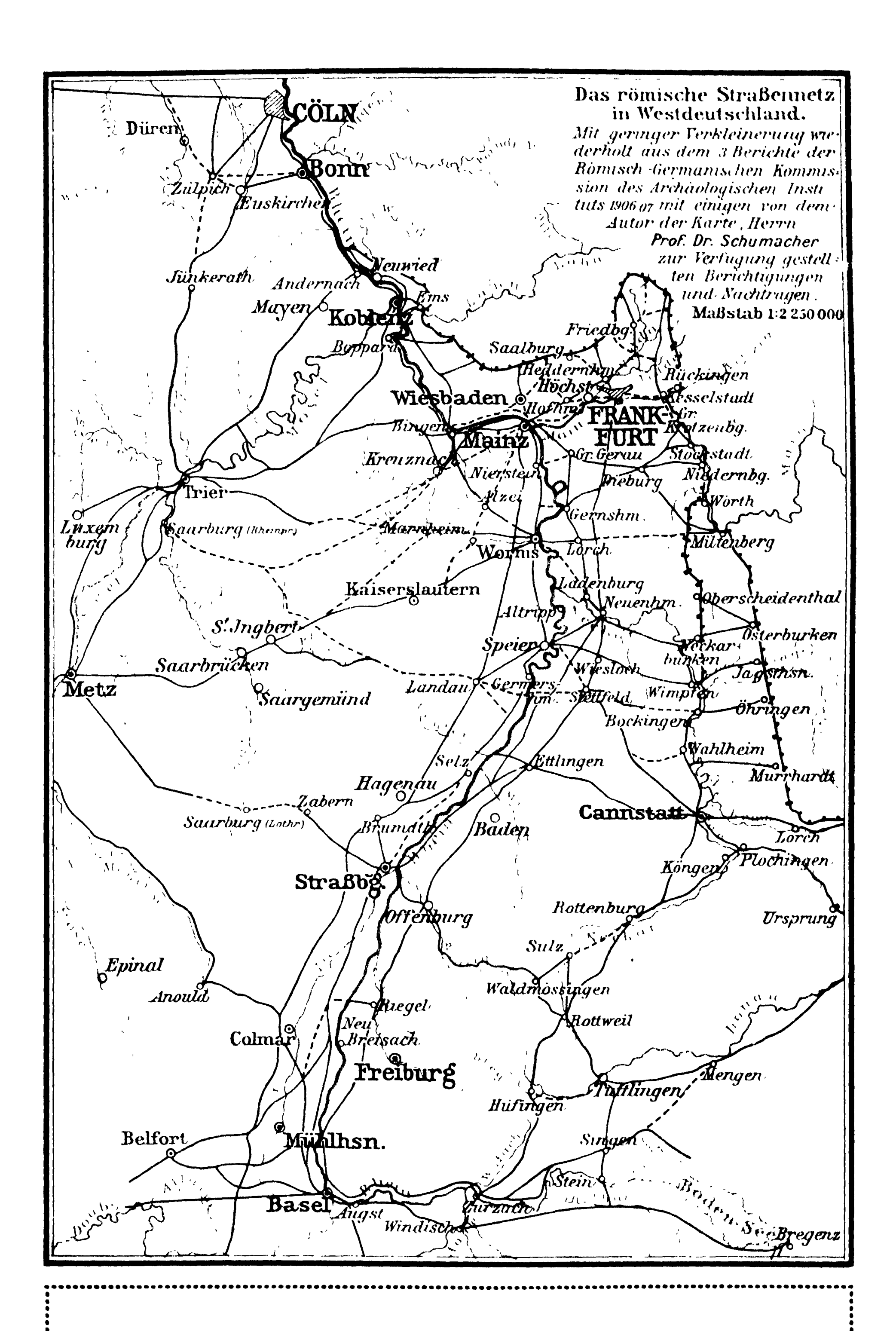
Die über den Limes und den Rhein einbrechenden Germanen richteten sich wohl zuweilen in den römischen Häusern wohnlich ein; aber wo diese der Zerstörung



Abb. 108. Hypokaustenpfeiler eines großen heizbaren Gebäudes im Lager von Lauriacum. Vgl. Der römische Limes in Österreich XI (1910), S. 25 f.

verfielen, wurden sie durch Häuser nach altem germanischen Gebrauch ersetzt, und wenn gerade in der Baukunst die Sprache, deutlicher als die Denkmäler, einen so überaus starken römischen Einfluß bezeugt — es sei nur erinnert an Mauer, Fenster, Söller, Estrich, Kammer, Keller, Kemenate —, so ist es doch sehr fraglich, ob dieser durch ununterbrochene Tradition bis in die Zeit der römischen Eroberung zurückreicht, nicht vielmehr, in späteren Jahrhunderten auf Umwegen von neuem zugeführt, die schwachen Nachwirkungen der einst einheimisch gewordenen römischen Kultur neu belebt hat: es sind die am weitesten in romanisches Gebiet vorgedrungenen Stämme, die sich an den römischen Steinbau zuerst gewöhnt haben.

Wie heute Eisenbahnen das erste Erfordernis erfolgreicher Kolonisation sind, sobald sich der Kolonisator vom Meer entfernt, so waren es im Altertum Straßen. Das wußte man nirgends besser als in Rom, und wie mit Polypenarmen umklammerte das eroberte Land alsbald ein Netz von Straßen. Am nötigsten war das in einem Grenzland, in dem man feindlicher Angriffe stets gewärtig sein mußte, von dem man zu weiteren Eroberungen vorzugehen gedachte. Das linke Rheinufer hat teil an dem Straßennetz Galliens, dessen zweckentsprechende Ausgestaltung dem Agrippa zugeschrieben wird, dessen Hauptzüge aber schon zu Cäsars Zeit und früher bestanden haben müssen. Die großen Lager untereinander zu verbinden und von Gallien und Italien aus möglichst schnell erreichbar zu machen, war hier die erste Forderung. Wir können noch nachweisen, wie sie erfüllt worden ist. Verwischt sind hingegen die Wege, auf denen die Feldherren der augusteischen Zeit in Germanien eindrangen, gewiß oft selbst sie erst bahnend, wie wir auf der Trajanssäule die römischen Truppen durch die Wälder Daciens sich Wege bahnen sehen. Weder die limites und aggeres, durch die Germanicus die Festung Aliso mit dem Rhein verband (S. 17 f.; 55), noch die pontes longi des Domitius (S. 40) sind mit Sicherheit nachgewiesen, und alles, was man sonst über Römerwege im nordwestlichen Deutschland zu lesen bekommt, beruht im besten Fall auf wahrscheinlicher Vermutung; ja die Erfahrungen der Ausgrabungen von Haltern lassen die Hoffnung nicht allzugroß erscheinen, daß örtliche Untersuchungen jemals den Bereich der Vermutungen erheblich einschränken werden, da wir auch dicht vor den Toren der römischen Lager, wo die Straße durchaus gewesen sein muß, bisher niemals eine solche haben nachweisen können. Dagegen wird uns das Straßennetz des Limesgebiets sehr gut bekannt sein, wenn die Limesforscher ihre Arbeit abgeschlossen haben werden, die schon wegen der rückwärtigen Verbindung des Limes und seiner Kastelle mit den großen Rheinlagern sich auch auf die Untersuchung der Straßen erstrecken mußte. Hier hat die Dauer der römischen Herrschaft dauerhafte Straßenbauten gestattet, von denen sich, wenn der Straßenzug erst gefunden ist, deutliche Spuren nachweisen lassen; hier kennen wir jetzt beide Endpunkte, deren Verbindungslinie wir lediglich in der Straße aufdecken, während bei den Feldzügen der augusteischen Zeit uns höchstens der Ausgangspunkt sicher, das Ziel nur ganz im allgemeinen bekannt ist; hier kommt endlich das Zeugnis der Meilensteine (Abb. 19 u. 87; alle zusammengestellt C. I. L. XIII, S. 645 f.) und anderer inschriftlicher Denkmäler hinzu, das wir in dem niemals zum Reich geschlagenen Gebiet entbehren müssen. Aber hier ist jetzt auch methodische Forschung in Tätigkeit, im Vollbesitz aller Hilfsmittel. Niemand kann den ungeheuren Fortschritt der Wissenschaft verkennen, der eine Arbeit etwa von Georg Wolff mit des wackeren Schneider zehn Heften über die „Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche“ oder selbst mit des vortrefflichen Schmidt verdienstlichen „Forschungen über die Römerstraßen“ vergleicht; und doch stellte auch Schneider „nach örtlichen Untersuchungen“ dar, und doch war Schmidt ein ausgezeichneter Beobachter im Gelände. Wer in Zukunft die von den besten der Limesforscher aufgestellten Grundsätze außer acht läßt, wo sie irgend Geltung haben können, und wer da, wo jene Grundsätze keine Geltung




Karte XXIV. Das römische Straßennetz in Westdeutschland. (Zu Seite 137.)

haben, nicht wenigstens Zurückhaltung gelernt hat, der hat keinen Anspruch auf Beachtung. Was wir wissen und was wir wissen möchten, hat kürzlich für ganz Westdeutschland Schumacher, der sachkundigsten einer, dargelegt, und es ist mir eine besondere Freude, daß die jener Darlegung beigegebene Karte, von ihrem Autor selbst bereichert, in diesem Buch wiederholt werden durfte (Karte XXIV).

Nicht allzuviel ist, was uns die literarischen Quellen bieten: neben zerstreuten Notizen, bei denen dann noch die Zahlenangaben meist der Verderbnis ausgesetzt waren, vor allem das sogenannte Itinerarium provinciarum Antonini Augusti und die berühmte Tabula Peutingeriana, jenes ein Stationenverzeichnis, das nur die wichtigen Heerstraßen berücksichtigt und für das Limesgebiet ganz versagt — seiner Entstehungszeit entsprechend, da es die Spuren der diocletianischen Reichsordnung erkennen läßt und mit Unrecht den Namen des Kaisers Antoninus (Caracalla) im Titel führt; diese eine Straßenkarte, die bei der Verzerrung des Kartenbildes nicht mehr gibt als ein solches Verzeichnis, ja trotz aller Verzerrung sich noch größere Beschränkung auferlegen muß. Zu den inschriftlichen Quellen leitet uns über der Stein von Tongeren (C. I. L. XIII, 9158), der ganz in der Art eines Itinerars die Entfernungen verzeichnete von dem Fundort bis nach Worms, nur für die Strecke von Bonn bis Worms noch erhalten. Da er die Entfernungen in gallischen Leugen statt in römischen Meilen angibt, ist der Stein nicht älter als das Jahr 202 n. Chr., mit dem dieser Brauch auf den Meilensteinen aufkommt; wahrscheinlich aber stammt er erst aus dem Ende des Jahrhunderts, und scharfsinnig hat man aus einer Abweichung seiner Angaben von denen des Itinerars und der Peutingerschen Karte eine den Weg verkürzende Verlegung der Straße erschlossen, die wir auch auf andere Art erweisen können und in jener anderen Überlieferung nur deshalb nicht finden, weil von ihr in diesem Fall ältere Quellen benutzt sind.

Den historischen Wert manches gewöhnlichen Meilensteins aber hat für unser Gebiet vornehmlich Zangemeister in vorbildlichen Arbeiten anschaulich gezeigt. Richtig gelesen und wo es not tut ergänzt, lehren uns die Inschriften dieser bescheidenen Denkmäler — zum Glück nicht ganz so wortkarg wie die unserer Kilometersteine — zunächst das Alter einer Straße kennen, nicht freilich immer das Jahr ihrer Erbauung, sondern nur einen spätesten Termin dafür, denn man sparte bei Erneuerungen der Straßen die Meilensteine nicht, und es sind in Castel z. B., am ursprünglichen Platz aufrecht stehend, zwei nebeneinander gefunden worden, beide ab Aquis Mattiacorum die Entfernung rechnend, der eine, im Jahre 122 n. Chr. gesetzt, nach römischen Meilen, der andere nach Leugen, also frühestens aus dem dritten Jahrhundert stammend, doch auch der ältere gewiß nicht der erste an dieser Stelle (Abb. 87). Die Steine bezeugen uns ferner den Charakter der Straße als einer Staatsstraße — denn nur an diesen, wahrscheinlich an allen, werden Meilensteine gestanden haben —, bezeugen für die Gegend, durch die die Straße zieht, die Zugehörigkeit zum Reich — so hat man sonst nicht bezeugte Eroberungen Vespasians auf dem rechten Ufer des oberen Rheins aus einer von ihm erbauten Straße erschließen können (S. 63) —, bezeugen durch den Namen des Orts, von dem ab die Meilen gezählt werden, die Zugehörigkeit zur einen oder zur anderen Provinz — so konnte die Grenze beider Germanien schon annähernd bestimmt werden, ehe mit anderen inschriftlichen Mitteln ihre genaue Festlegung am Vinxtbach gelang (S. 113) —, oder die Zugehörigkeit zu dieser oder jener civitas, da manche Straßen wohl immer von den civitates erbaut und erhalten, alle, wie es scheint in späterer Zeit, ihnen übertragen worden sind, so daß nicht nur eine Querstraße, wie kaum anders möglich, von Argentoratum ihre Meilen zählt, sondern auch eine von der Provinzialhauptstadt ausgehende Hauptstraße in späterer Zeit nicht mehr durchweg, wie anfangs, von Mogontiacum, sondern von Lopodunum oder Aquae ab rechnet.

Neuerdings hat, wie wir schon sahen (S. 114), Domaszewski in den Weihungen der an Knotenpunkten der Straßen stehenden Beneficiarierposten eine andere

wichtige Quelle der Straßenforschung erschlossen, Weihungen, die, besonders zahlreich seit der Zeit des Commodus, für ihre Zeit zugleich die bessere Stellung der Weihenden und die wachsende Unsicherheit des Verkehrs zu bezeugen scheinen.

Aber gar viele Straßen bleiben wohl immer stumm und allein der archäologischen Erforschung überlassen. Diese wird an den durch Meilensteine und andere Funde sicher bezeugten und zeitlich bestimmten die Bauart kennen zu lernen suchen; aber sie wird sich hüten, die Erfahrung auf der einen Strecke ohne weiteres für maßgebend zu halten für eine andere. Denn mit dem Zweck und den Ansprüchen an die Widerstandsfähigkeit, mit der Zeit und den Bedingungen des Bodens wird auch die Art der Herstellung gewechselt haben. Während manche Strecken die ganze Solidität römischer Bauweise erkennen lassen, haben sich andere, auch sicher römische Straßen prähistorischen Wegen angeschlossen und sind nur streckenweise durch künstliche Schotterung befestigt worden. Aber das Studium des Straßenkörpers selbst ist erst die allerletzte, oft gar nicht mehr in Betracht kommende Stufe der Untersuchung, der meist ein Studium der Lokalliteratur, der Flurkarten und Urkunden (um der zuweilen auf eine Spur führenden Namen willen), eine Sammlung aller Fundnotizen — nicht selten vergeblich — vorausgehen wird.

Vor diesen Landstraßen, die erst gesucht werden müssen, scheinen die Wasserstraßen, von denen nun noch ein Wort zu sagen ist, den großen Vorzug zu haben, daß sie, als zur „Örtlichkeit“ gehörig, nach jenem Wort Moltkes auch als „ein von der längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebenes Stück Wirklichkeit“ gelten dürfen — dem Zweifel entzogen, wie man meinen sollte! Und doch, wieviel Unsicherheit, wieviel Widerspruch trägt gerade die verschiedene Beurteilung dieses „Stückes Wirklichkeit“ in das Bild der Feldzüge in Germanien! Der eine hält die Lippe bis über Lippstadt ja bis Neuhaus hinauf, der andere nur bis Haltern für schiffbar (S. 19f.); der eine läßt die Schiffe des Germanicus in der Ems bis Greven aufwärts fahren, ein anderer nur bis Meppen (S. 43), während ein dritter Flüßchen bei den Kriegsoperationen der Römer in Betracht zieht, die heute kaum einen Nachen tragen können; und der eine der Flüsse, die solchem Streit entrückt sind, weil an ihrer Schiffbarkeit niemand zweifeln kann, der wichtigste für uns, der Rhein, hat seinen Lauf seit der Römerzeit so sehr verändert, daß mehr als einmal auf dem rechten Ufer liegt, was einst auf dem linken lag, oder umgekehrt, weit ab vom Fluß, was einst sich unmittelbar am Ufer befand (vgl. die Karte XV); und dann taucht bei ihm statt der Frage nach der Schiffbarkeit die andere nach der Überschreitbarkeit auf, die Frage nach den Brücken.

Indessen ist die Verschiedenheit der Meinungen über die Schiffbarkeit der kleineren und kleinsten deutschen Flüsse fast nur für die Eroberungszüge in Germanien von Bedeutung, auf die wir hier nicht zurückkommen wollen. Für unsere Vorstellung von dem in den eroberten Gebieten erblühenden Leben und von den Truppenbewegungen innerhalb der Reichsgrenzen macht es nicht viel aus, wie weit hinauf etwa der Main oder der Neckar befahren werden konnte, da beim Versagen der Schiffbarkeit auf jeden Fall die Straßen den Wasserweg ersetzen konnten, und überdies der Landweg immer schneller zum Ziel geführt haben wird. Deshalb braucht hier nur vom Rhein und von der Donau gesprochen zu werden, wobei noch eines Teils des römischen Heeres zu gedenken ist, der bisher nur flüchtig erwähnt wurde (S. 15 u. 79), der Rheinflotte, die, von Drusus gegründet, durch Germanicus vorübergehend auf einen hohen Stand gebracht, später durch den Beinamen Domitiana geehrt, bis ins vierte Jahrhundert nachweisbar ist, und der Donauflotte, deren Gründung wahrscheinlich auch in die Zeit des Augustus zurückreicht, die später den Ehrennamen Flavia sich erwarb und auf den Reliefriesen der Trajanssäule und der Marcussäule verewigt ist, als classis Pannonica auf der mittleren, als classis Moesica auf der unteren Donau und unter verschiedenen Namen mit vielen Stationen noch durch die Notitia dignitatum bezeugt, während die Rheinflotte dort nicht mehr erwähnt wird.

Stand der Rhein als Verkehrsweg zunächst vornehmlich im Dienst des Heeres — wie ja auch bei den Landstraßen der militärische Zweck an erster Stelle stand — so wird sich doch wie auf den Straßen so auf dem Strom bald auch ein friedlicher Verkehr entwickelt haben, zumal da, wo beide Ufer zum Reich gehörten. Diesen friedlichen Handelsverkehr zu schützen, war in Zeiten, in denen große Seezüge, Fahrten nach Ems, Weser und Elbe nicht mehr unternommen wurden, die eine Hälfte der Aufgabe der Rheinflotte — der classis Germanica —, die ein frühes durch Ausgrabung uns bekanntes Lager bei Alteburg (Abb. 109), zwei Kilometer südlich von Köln, nachweisbare Stationen vielerorten hatte, von Novio-



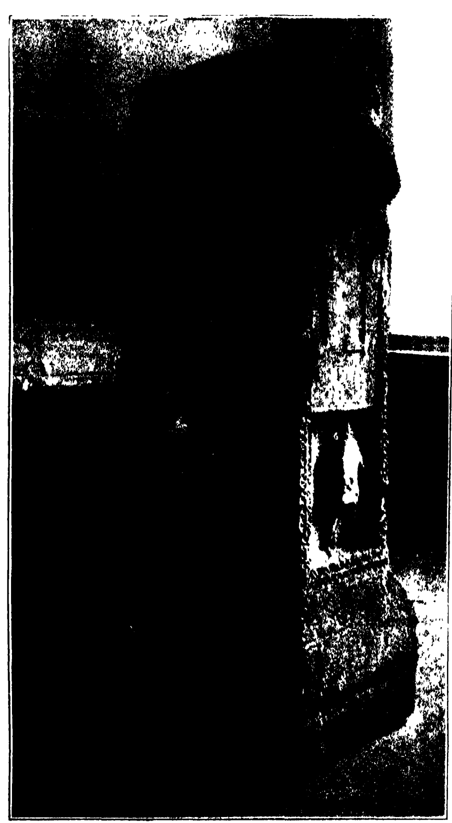


Abb. 109. Altar der Victoria von der Alteburg bei Köln. Im Provinzialmuseum zu Bonn. Nach einer von Professor Lehner zur Verfügung gestellten neuen Aufnahme. Vgl. Klinkenberg, Das römische Köln, S. 369.

magus am Rhein (Speier) bis hinab nach Noviomagus an der Waal (Nymegen) und weiter an diesem Fluß abwärts. Sollte sie aber daneben zum Schutze der Grenze in Untergermanien wirksam beitragen, so ist es kaum glaublich, daß sie jemals, wie Tacitus für das Jahr 69 zu bezeugen scheint, nur aus 24 Schiffen bestanden hat, selbst wenn man darunter nur die eigentlichen Kriegsschiffe versteht, neben denen die Flotte allezeit mindestens ebensoviele — zu der Zeit, als die Flotte des Germanicus insgesamt tausend Kiele zählte, gewiß sehr viel mehr — Lastschiffe aufzuweisen hatte.

Wie groß man sich aber auch den Schiffsverkehr auf dem Rhein vorstellen mag, zumal den Verkehr beider Ufer innerhalb des Limesgebiets: alljährlich wurde

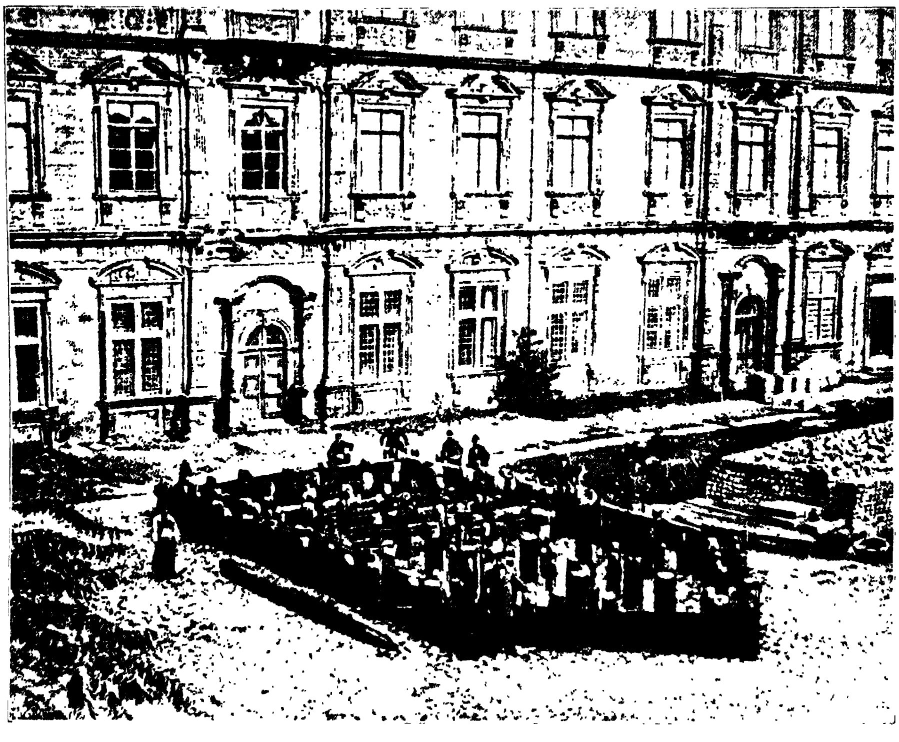


Abb. 110. Pfahlrost eines Pfeilers der römischen Rheinbrücke bei Mainz.
Aufgebaut im Hof des Großherzoglichen Schlosses. (Zu Seite 141.)

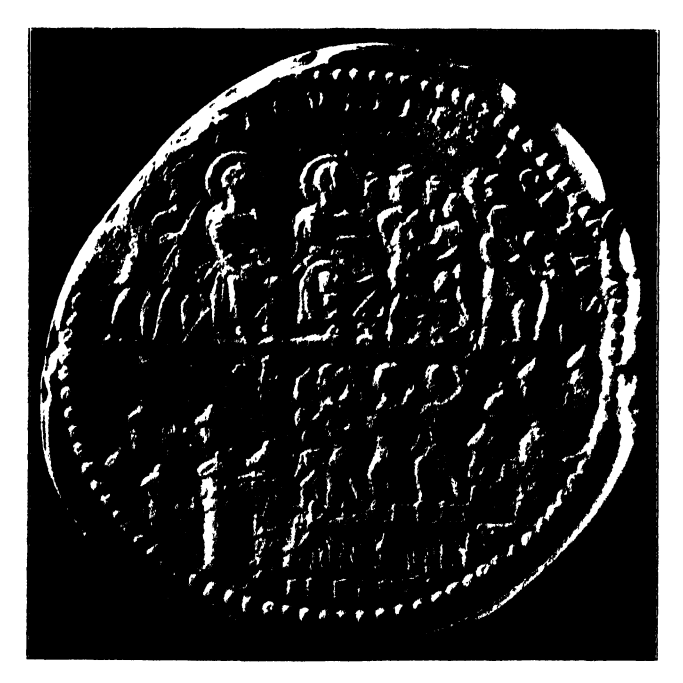
damals wie heute und mehr als heute der Verkehr auf dem Wasser zeitweise erschwert oder ganz unterbrochen, und das Bedürfnis drängte an einigen Hauptpunkten, den Knotenpunkten der die Wasserstraßen kreuzenden Landstraßen, zur Herstellung einer ständigen, vom Eisgang unabhängigen Verbindung beider Ufer, sobald man die rechte Rheinseite dauernd zu besetzen gedachte. Von den Rheinbrücken des Drusus ist uns nur eine dunkle Kunde erhalten in einer vielbehandelten, aber noch nicht recht aufgehellten Stelle des Florus. Germanicus schlug nach des Tacitus Zeugnis im Jahre 14 bei Vetera eine Brücke, als er seine Truppen durch einen raschen Streifzug ins Land der Marser beruhigen wollte (S. 36). Es wird eine Schiffbrücke gewesen sein, die man nach der Rückkehr wieder abbrach. Gleichfalls bei Vetera, aber vermutlich an anderer Stelle, stand die Brücke, auf der er im folgenden Jahre sein Heer zu dem größeren Feldzug hinüberführte, und die nach der Kunde von dem Schicksal der Truppen nur durch Agrippinas Energie vor der vorzeitigen Zerstörung bewahrt wurde (S. 40). Und eine ähnliche Brücke sei es nun Schiffbrücke oder, nach dem von Cäsar bereits gegebenen Vorbild, eine stehende Holzbrücke — hat es ohne Zweifel damals auch bei Mainz gegeben.

Nachdem Tiberius auf die Eroberung Germaniens verzichtet, und vollends nachdem Claudius die letzten Garnisonen vom rechten Ufer des Niederrheins zurückgezogen hatte (S. 47 f.), fehlte dort, so sollte man meinen, zu dauernder Verbindung beider Ufer jeder Grund und bot sich zu vorübergehender wenn jemals doch nur höchst selten ein Anlaß. Aber wahrscheinlich war der Verzicht auf das Vorland der Provinzialhauptstadt nicht so vollständig (S. 48) und durfte um ihrer Sicherheit willen nicht so vollständig sein, daß nicht bei Köln eine Brücke zum mindesten zeitweise bestanden haben könnte, die ein Kastell an der Stelle von Deutz als


Abb. 111. Eiserner Brennstempel der 22. Legion, gefunden im Pfahlrost eines Pfeilers der Mainzer Brücke. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. (Auch zu Seite 99.)

Brückenkopf gedeckt haben müßte. Sicher hat Kaiser Constantinus hier eine steinerne Brücke errichtet, die erst zur Zeit Ottos des Großen zerstört worden sein soll, ja noch weit später auf einem Bilde, als ob sie noch bestände, erscheint; und von ihr werden die Reste stammen, die sich noch heute im Strombett finden. Aber die bewundernden Worte, mit denen der Lobredner des Kaisers von dem Werke spricht, scheinen doch geradezu zu bezeugen, daß nicht zum erstenmal an dieser Stelle eine Brücke den Strom überspannte: „nicht nur weiter oben, wo der Rhein bei großer Breite seicht oder, seinem Ursprung nah, noch unscheinbar ist, sondern auch hier, wo er nach der Aufnahme so vieler Nebenflüsse seine volle Kraft hat — ubi totus est —, sollte nach des Kaisers Willen eine neue Brücke ihn überschreiten." Wenn die ältere Brücke auch gewiß nur ein Holzbau war, so wird vielleicht ihre Existenz doch noch erwiesen werden können durch Funde, die die Existenz eines älteren Brückenkopfes nicht nur für die augusteische Zeit, der beides, Brücke und Brückenkopf, kaum abgesprochen werden kann, sondern auch für eine spätere, etwa die trajanische, erweisen. Die Tatsache einer Brücke würde dann wiederum ein Licht werfen auf das Verhältnis zum rechten Ufer.

Sicherer urteilen wir über die Mainzer Brücke (Abb. 110 bis 112). Von Jahr zu Jahr mehren sich die Beweise dafür, daß der gesegnete Gau, der dem oberrheinischen Hauptquartier vorgelagert ist, weder von Tiberius noch von Claudius preisgegeben worden ist (S. 63), und die aufblühenden Ansiedlungen im Rhein- und Maingau mit den sie schützenden Kastellen forderten den Rückhalt einer sicheren Verbindung mit dem Legionslager. Als vollends Domitian und Trajan zu weiteren Eroberungen schritten und den Limes zogen, war eine stehende Brücke bei Mainz unentbehrlich. Wenn Drusus und Germanicus sich mit einer Schiffbrücke, die folgende Zeit vielleicht mit einer stehenden Holzbrücke begnügt haben mögen, so würde man dem Domitian oder spätestens dem Trajan die Erbauung einer steinernen Brücke wohl zutrauen, auch wenn nicht die Untersuchung der Pfeilerreste im Flußbett den Beweis dafür geliefert hätte: ein offenbar bei der Bauarbeit im Holzwerk des einen Brückenpfeilers zurückgelassenes Werkzeug trug den Stempel der vierzehnten Legion, die in trajanischer Zeit ihre rheinische Garnison verließ, um nach Pannonien überzusiedeln (S. 99). Über den auf einem Rost


Abb. 112. Bleimedaillon in der Bibliothèque Nationale zu Paris. Gefunden in der Saone bei Lyon. Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb.

mächtiger Eichenpfähle ruhenden steinernen Pfeilern lag eine hölzerne Brückenbahn, wie es uns auch die Abbildung der großen Donaubrücke auf der Trajanssäule zeigt. Dieser Oberbau konnte in Zeiten der Gefahr abgeworfen werden, und dann war es möglich, daß ein Kaiser auf einer Schiffbrücke den Rhein überschreiten mußte; aber die Pfeiler werden standgehalten und dem Bau der diocletianischen Zeit, den uns ein Bleimedaillon (Abb. 112) zeigt, noch gedient haben; ja vielleicht hat die Brücke Karls des Großen sie noch benutzen können.

Wenn bei Mainz eine stehende Brücke auf jeden Fall und spätestens unentbehrlich war, als Domitian zur Eroberung der Wetterau schritt, so werden wir uns nicht wundern, wenn Vespasians Vorgehen am Oberrhein (S. 63) dort schon früher zum Bau einer festen Brücke geführt hat. Und in der Tat sind nicht nur bei Zurzach die Spuren mehrerer Brücken erhalten, von denen wahrscheinlich eine auch der Frühzeit angehört, sondern es ist kürzlich auch bei Augst, nicht weit von dem Flußübergang der Spätzeit, eine frührömische Bastion nachgewiesen worden, die nur als Zugang zu einer Brücke aufgefaßt werden kann.

Von den zahlreichen Stationen der Donauflotte, die uns die Notitia dignitatum nennt, ist die westlichste bei Lauriacum, dem Legionslager der Antoninenzeit, eine andere bei Carnuntum, wo sicherlich auch schon in der ältesten Zeit eine Station der classis Pannonica gewesen sein wird. Dort haben ohne Zweifel oft Schiffbrücken den Strom überspannt, und eine davon ist wahrscheinlich auf der Marcussäule abgebildet. Von einer stehenden Brücke hören wir nichts. Selbst bei Regensburg hat sich von einer solchen keine Spur gefunden. Apollodors Brücke bei Drobetae wird die erste und einzige steinerne Brücke über die Donau gewesen sein.

Späte Zeit noch sah sich die Wege gewiesen durch die Straßenbauten der Römer, sah Mittelpunkte des friedlichen Verkehrs bestimmt durch einen bis in die Zeit der römischen Herrschaft zurückreichenden, durch den Willen der römischen Herren festgesetzten Brauch. Mit Recht gewiß wird von besonnenen Forschern gefordert, daß wir zur Auffindung der römischen Wege durch die Erforschung der mittelalterlichen uns leiten lassen; dann wird uns mit den Wegen noch manches andere zufallen, was selbst dem größten Strategen das Gelände nicht mit einer für andere überzeugenden Deutlichkeit anvertraut und der Spaten des Archäologen auch unter der Leitung eines solchen Strategen nicht suchen kann.

Nicht nur langlebiger römischer Städte Straßenzüge verraten sich, wie wir schon sahen (S. 127), zuweilen noch in dem modernen Städteplan, sondern auch der Grundriß von Lagern und Kastellen, die doch einen vergleichsweise kurzen Bestand hatten, hat nicht selten die Häuserreihen von Dörfern oder den Zug der Feldwege sichtlich beeinflußt, wie — um nur zwei von vielen Beispielen anzuführen — das eine bei Groß-Krotzenburg vorbildlich nachgewiesen, das andere durch die Aufdeckung der Porta praetoria des Lagers bei Haltern in der Flucht eines uralten Feldwegs bestätigt worden ist (Karte VII Porta praetoria).

Ja selbst die Besitzverhältnisse lassen eine merkwürdige Kontinuität manchmal noch erkennen; denn es ist kein Zufall, „daß wir gerade das Areal von Kastellen, Lagerdörfern, Limesanlagen und anderen einst fiskalischen Ländereien heute so oft als Bestandteile von Staatsdomänen und solchen ritterschaftlichen und standesherrlichen Gütern sehen, die in letzter Linie nachweisbar oder mit großer Wahrscheinlichkeit auf Reichslehen zurückzuführen sind".

Wo die Wege die gleichen blieben, da konnten auch die Treffpunkte des Verkehrs sich erhalten und wenn am Limes sich in einer Zeit, in der die Grenzsperre längst ihre Bedeutung verloren hatte, der Marktverkehr dennoch oft an der Stelle behauptet hat, die ihm die römische Grenzpolizei vor achtzehn Jahrhunderten angewiesen hat, so ist das eigentlich nur dann auffällig, wenn der Markt sich unabhängig von einer Ortschaft findet oder doch die Bedeutung der Ortschaft der des Marktes nicht entspricht.

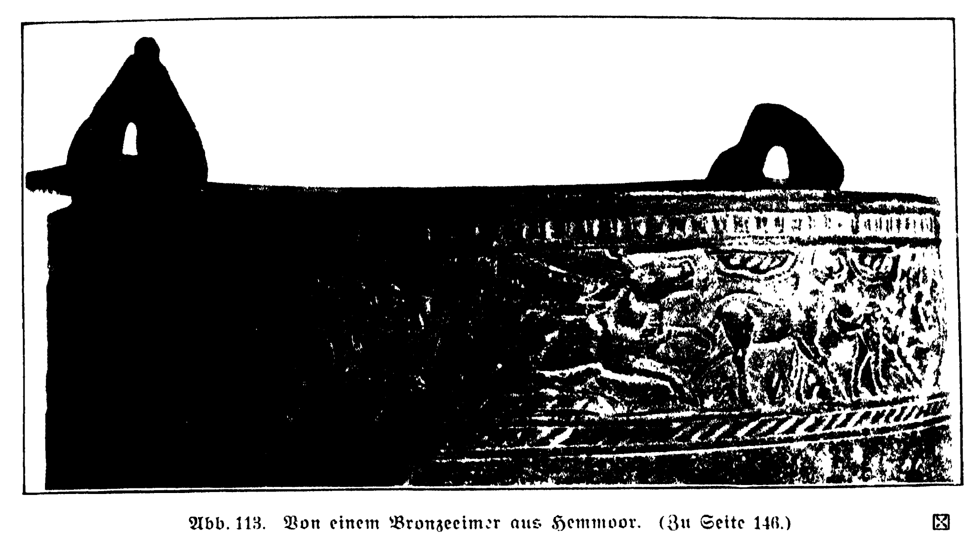


Abb. 113. Von einem Bronzeeimer aus Hemmoor. (Zu Seite 146.)

Abb. 114. Die Bronzeeimer aus Hemmoor im Provinzialmuseum zu Hannover. (Zu Seite 146.)



Abb. 115. Isisstatue. Im Museum der Stadt Metz (aus Metzer Stein). Vgl. Michaelis, Lothr. Jahrbuch XVII, 1905 (Zu Seite 147.)

So hat Marköbel in Hessen in dem unterscheidenden Zusatz „Markt“ zu seinem im übrigen wahrscheinlich keltischen, in der Form Cavillae durch eine Urkunde des neunten Jahrhunderts bezeugten Namen eine Erinnerung bewahrt an einen im Mittelalter dort bestehenden Jahrmarkt, der sogar die durch Kaiser Friedrich II. verfügte Verlegung nach der Stadt Gelnhausen noch überdauert hat, und in dem wahrscheinlich der an dieser Stelle von den Römern festgesetzte Verkehr fortlebte. Das gleiche ehrwürdige Alter wird dem Markt auf dem Hainfeld bei Kastell Arnsburg in der Wetterau zugeschrieben, der, im Mittelalter viel besucht, zur Zeit der Reformation abgekommen ist; und dasselbe ist noch von sechs oder sieben Märkten in der Nähe von Limeskastellen, ja sogar von der Frankfurter Messe vermutet worden.

Ein solcher Zusammenhang könnte unglaublich scheinen beim Gedanken an die Stürme der Völkerwanderung, die zwischen Römerzeit und Mittelalter über das Limesgebiet hingebraust sind. Aber es sind die Vorstellungen von der durch die Völkerwanderung bewirkten Umwälzung im allgemeinen übertrieben, und jener Zusammenhang wird vollends erklärlich, wenn man bedenkt, daß gerade die Anwohner des Limes in der Zeit der allgemeinen Bewegung sich am seßhaftesten erwiesen haben, daß Chatten, Thüringer und Alamannen noch heute ihre alten Wohnsitze innehaben. Die römische Grenzsperre, in kriegerischen Zeiten kein ernsthaftes Hindernis für die Andrängenden, übte doch in Friedenszeiten einen sanften Zwang auf die Nachbarn aus, der um so eher einen festen Brauch schaffen konnte, je mehr er den Wünschen der Anwohner entgegenkam oder an schon Bestehendes anknüpfte.

Nicht das schlechteste Vermächtnis wahrlich der römischen Herrschaft wäre es, wenn sie nicht nur die Bewohner der beiden Provinzen selbst, sondern auch die nächsten Nachbarn der Grenze zur Seßhaftigkeit und zur Heimatliebe erzogen — sollen wir sagen: wieder erzogen? hätte. Was sonst das Kulturvolk den Nachbarn bot, war nicht alles wertvoll — wie eben die Geschenke der Kulturbringer zu sein pflegen, heute wie damals. Man hat gesagt, daß die Gegengaben Germaniens zumeist der Gaben Roms würdig waren: allerhand Tand zu Schmuck und Kleidung und das an Berauschungskraft dem einheimischen überlegene Getränk auf der einen Seite, Gänsedaunen, Laugenseife, germanisches Frauenhaar, Bernstein auf der anderen: „lauter Bedürfnisse nur des weichen und eitlen Lebens, in welchem Rom zugrunde gehen sollte.“ Da bleibt freilich neben anderem die lebendige Menschenkraft außer Rechnung, die zur Zersetzung des Reiches schließlich beitrug, eine Zeitlang aber den Zusammenbruch aufhielt, und für die das nach Germanien strömende römische Geld ein schlechter Ersatz war. Wie auch immer beschaffen, nährten doch Gaben und Gegengaben einen immer lebhafter sich gestaltenden Handelsverkehr. Diese friedliche Eroberung Germaniens als Absatzgebiet für römische Kulturerzeugnisse hat erst recht begonnen, als die Eroberung

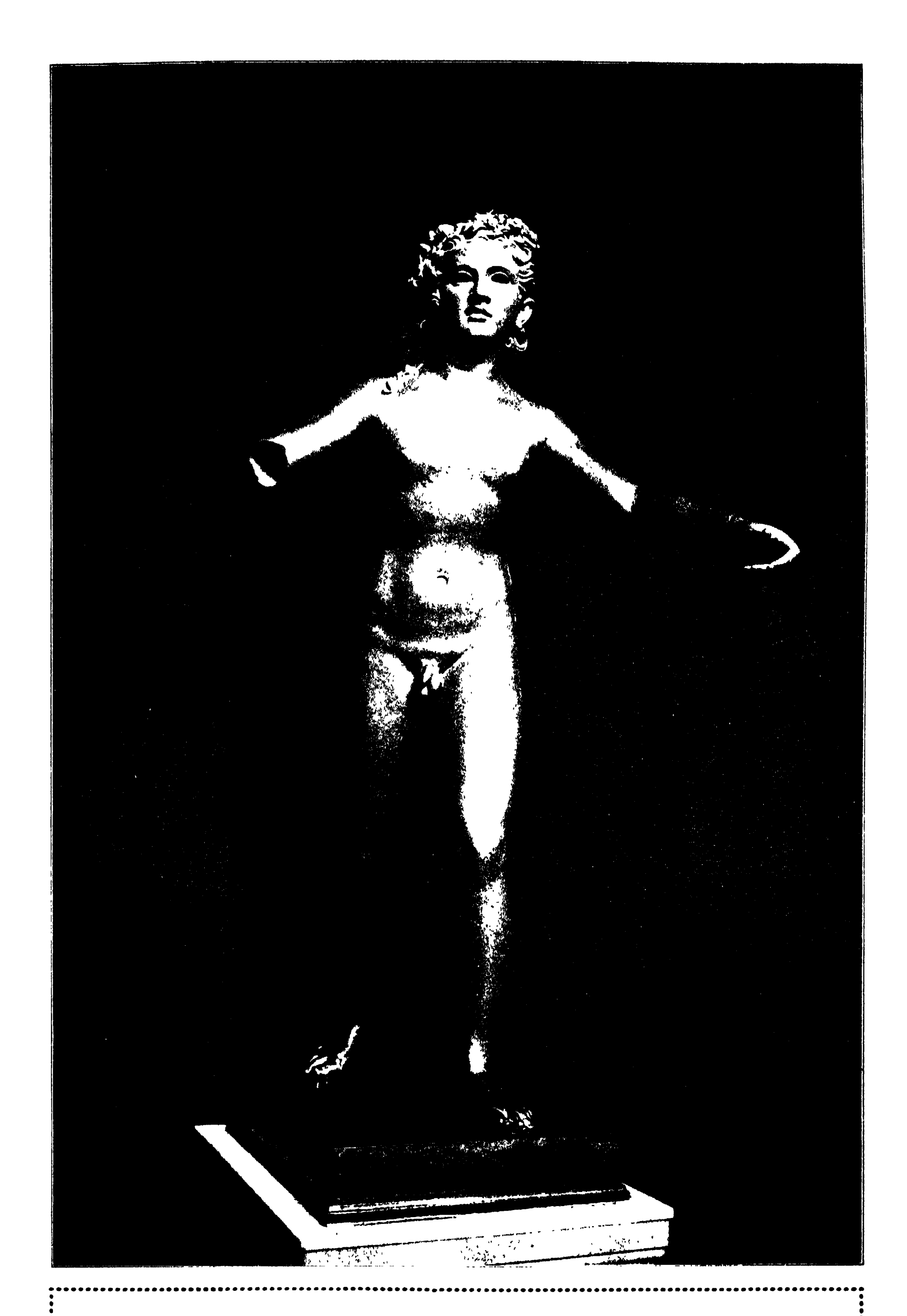


Abb. 116. Die Erzstatue von Xanten im Berliner Museum, gefunden im Rhein 1858.
(Zu Seite 147.)

mit den Waffen aufgegeben war und hat noch Fortschritte gemacht, als die Römer auch am oberen Rhein vom rechten Ufer wieder verdrängt waren. Die Wege dieses weit nach Osten vordringenden Handels führten wohl auch nur zum allerkleinsten Teil durch die Pforten der Limessperre, die mehr einem lokalen Verkehr dienten, führten vielmehr zu Schiff an die germanische Küste und in die Ströme hinein. Wenigstens hat sie so vor kurzem eine sachkundige, auf reiche Kenntnisse des nordischen Fundmaterials gegründete Skizze des römischen Handels im freien Germanien — vielleicht allzu ausschließlich — gezeichnet. Auf diesen Wegen drangen — daneben freilich noch immer auf den uralten Wegen des Bernsteinhandels — die römischen Münzen in den germanischen Norden und Osten, wo Zahl und Größe römischer Münzfunde um so beachtenswerter erscheint, wenn man bedenkt, daß die Münze den Handel hier keineswegs ausschließlich vermittelt, sondern nur zum Ausgleich beim Warenaustausch gedient hat. Auf diesen Wegen wurden die Erzeugnisse der Töpferkunst, der Glasindustrie, der Metallarbeit eingeführt: mit Staunen sehen wir aus den Urnenfeldern des nördlichen Deutschlands zahlreiche eherne Eimer auftauchen, von etruskischer, griechisch-römischer oder römisch-gallischer Arbeit — am zahlreichsten und merkwürdigsten aus dem Urnenfeld von Hemmoor, in der hannöverschen Oste-Marsch, im alten Chaukenland (Abb. 113 f.), neuerdings aber auch bei Veltheim an der Weser (Karte VIII auf S. 43), von Haus aus Wassereimer, hier aber als Aschenurne oder als „Beigefäß“ neben denen von Ton verwandt.



Abb. 117. Erzstatuette des Herakles auf Schloß Jagsthausen. Haug und Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs (1900), Nr. 170. (Zu Seite 147.)

Um die Aufhellung dieser Beziehungen hat sich neuerdings hauptsächlich H. Willers durch breitangelegte Forschungen verdient gemacht und wird es noch mehr tun durch die von ihm vorbereitete Bearbeitung aller Funde römischer Münzen in Deutschland und den Nachbargebieten. Es gilt hier in der Tat, in den Funden eine sichere Grundlage zu gewinnen, von der aus die literarischen Nachrichten der Alten über Leben und Treiben in Germanien einer Kritik unterworfen werden können, der sie dringend bedürfen.

Man hat geglaubt, daß auch der Hildesheimer Silberschatz, dieser glänzendste Altertumsfund auf deutschem Boden, sich als Verkaufsgegenstand in die germanischen Wälder verirrt habe und von einem fremden Händler dort versteckt worden sei (Abb. 16 bis 18). Aber wenn auch für das dritte und vierte Jahrhundert das Wort des Tacitus nicht mehr gelten mag, nach dem bei den Germanen silberne Gefäße, Geschenke Roms an ihre Gesandten und Häuptlinge, nicht höher geachtet wurden als gemeines Tongeschirr, so ist es doch wenig wahrscheinlich, daß ein Händler mit solcher Ladung eher bei den Germanen als im Reich Geschäfte zu machen gehofft haben sollte, und sehr viel glaublicher daß der Fund in der Tat als Tafelgeschirr eines vornehmen Römers in diese Gegend verschlagen worden ist (S. 30).

Aber selbst wenn ein Schatz von solcher Kostbarkeit und solchem Kunstwert anders als durch Zufall nach Germanien gelangt sein sollte, so würde er doch



Abb. 118. Tongeschirr augusteischer Zeit, gefunden in Neuß. Nach den Bonner Jahrbüchern. (Zu Seite 147 ff.)

zu dem Bilde der Kultur des freien Germaniens, das übrigens hier gar nicht gezeichnet werden soll, keinen wesentlichen Zug abgeben — höchstens zu dem Bilde des römischen Handelsverkehrs. Anders aber steht es mit den Kunsterzeugnissen, die innerhalb der beiden römischen Provinzen gefunden werden. Hier sind sie Zeugnisse nicht nur für die Haltung des Lebens, sondern, zum Teil wenigstens, auch für den Stand einheimischen Kunstfleißes. Ansehnlichere Kunstwerke, wie die Erzstatue aus Xanten im Berliner Museum (Abb. 116), wie die eherne Kaiserstatue, von der vermutlich der Augsburger Pferdekopf stammt, vielleicht auch manches kleinere Werk, wie etwa die Heraklesstatuette von Jagsthausen (Abb. 117) und andere, die, im Römisch-Germanischen Museum in Mainz in Nachbildungen zusammengestellt, unsere Abbildung 30 auf Seite 47 zeigt, werden freilich auch hier als Import gelten müssen, und auch ein Werk wie die Isisstatue aus Metz (Abb. 115) würden wir dafür halten, wenn nicht der einheimische Stein sie als am Ort gearbeitet erwiese. Aber einige Zweige des Kunsthandwerks, vornehmlich die Töpferkunst (Abb. 29, 118 bis 129) und die Glasbereitung (Abb. 31 u. 130), haben es auf deutschem Boden zu einem selbständigen und eigenartigen Leben gebracht, und bei den Werken der Bildkunst ist jedenfalls die Frage zu stellen, inwiefern sie in Form und Inhalt den Ursprung in den Grenzländern verraten.

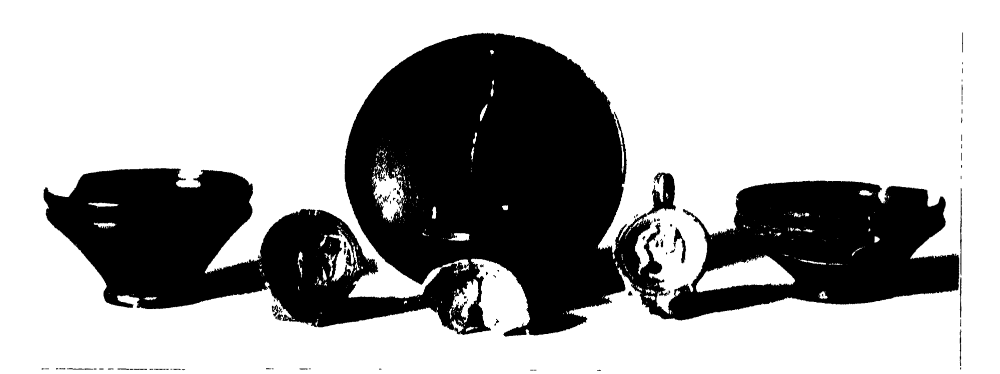


Abb. 119. Römisches Tongeschirr augusteischer Zeit aus Haltern. Terra sigillata und Lämpchen. (Zu Seite 149 f.)



Abb. 120 Sigillatakelch. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Photographie von Prof. E. Neeb. Vgl. L. Lindenschmit, A. u. h. Vorzeit V, S. 151 f. (Zu Seite 149 f.)

Dabei werden wohl weit mehr keltische als germanische Einflüsse in Betracht kommen. In den Donauprovinzen waren es ja fast ausschließlich Kelten, die der römische Eroberer vorfand, und auch für Obergermanien hat man aus Grabfunden, aus den Personennamen auf Inschriften und den Namen und Beinamen der Götter auf Weihdenkmälern, sowie aus den Ortsnamen und der freilich spärlichen literarischen Überlieferung eine überwiegend keltische Besiedelung erschließen wollen. Und wenn dieser Schluß auch, wie schon gesagt wurde (S. 114 f.), nicht einwandfrei ist, so dürften doch die keltischen Elemente sich jedenfalls verhältnismäßig mehr Geltung verschafft haben, und selbst im unteren Germanien, wo die Germanen zweifellos vorherrschten, hatten sie doch seit Jahrhunderten die Einwirkung der überlegenen keltischen Kultur erfahren oder waren gar, erst jüngst aufs linke Rheinufer verpflanzt, steter Berührung mit keltischen Nachbarn ausgesetzt und lebten zum Teil mit Kelten vermischt. Kelten waren die Vorgänger der Ubier und Sugambrer auch in ihren rechtsrheinischen Wohnsitzen gewesen, und ihrer Verdrängung war vielleicht eine Zeit friedlichen Nebeneinanderwohnens vorausgegangen. Die scharfe Grenze, die einst Hettner in seinem grundlegenden Aufsatz „Zur Kultur von Germanien und Gallia Belgica“ zwischen den beiden Provinzen gezogen hat, ist weniger eine Grenze zwischen Germanen- und Keltenland als die zwischen



Abb. 121. Sigillatakelch. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Photographie von Prof. E. Neeb. Vgl. A. u. h. Vorzeit V, S. 151 f. (Zu Seite 149 f.)

der „Militärgrenze“ und dem friedlicher und reicher Entwicklung überlassenen Hinterland. Es ist nur zum Teil die geringere Widerstandskraft der germanischen Bevölkerung, die uns freilich die Gräberfunde beweisen, weit mehr das Übergewicht des militärischen Elements, das trotz der Buntscheckigkeit des Heers oder gerade deshalb in den Rheinlanden früh die lateinische Sprache zur Umgangssprache hat werden lassen, während sich die keltische Sprache in Trier bis ins vierte Jahrhundert behauptete.

Unter den keramischen Erzeugnissen der römischen Kaiserzeit beansprucht den ersten Platz jene feine, meist hartgebrannte, stets mit einer roten Glasur überzogene Topfware, die man mit dem übrigens nicht antiken Namen Terra sigillata zu bezeichnen pflegt. Die Werke dieser mit ihren Wurzeln in den griechischen Osten reichenden, im letzten Jahrhundert vor unserer Ära in Italien zur Blüte gelangten, dann in die Provinzen übertragenen Technik, denen nach Dragendorffs grundlegender Studie neuerdings besonders Déchelette und Ludowici umfangreiche Arbeiten gewidmet haben, verraten durch ihre Formen die Nachahmung metallischer



Abb. 122. Römisches Tongeschirr augusteischer Zeit aus Haltern. (Zu Seite 153.)

Vorbilder oder solcher aus Glas, sind nicht selten mit Relief verziert, in älterer Zeit öfter mit Ornamenten, in späterer mit figürlichen Darstellungen, und tragen in der Regel in der Form eines Stempels den Namen ihres Verfertigers, die Firma einer Fabrik, deren manche sowohl in Italien als in der Provinz, zumal in Gallien und am Rhein einen großartigen Massenexport getrieben haben müssen. Zur Zeit des Augustus haben die Legionen italische Terra sigillata nach Germanien mitgeführt: die Funde von Haltern (Abb. 8, 119, 122, 129; vgl. auch Abb. 118 u. 120 f.) bieten in großer Zahl die Stempel der arretinischen Fabriken. Neben diese feinste Importware stellt sich alsbald, in Haltern übrigens noch sehr spärlich vertreten, eine durch die Feinheit des Materials und die Sorgfalt der Formenbehandlung ausgezeichnete einheimische Gattung, deren charakteristische Eigenschaft die Schwärzung im Rauch und eine die Kohleteilchen festreibende Politur ist — die sogenannte Terra nigra. Was daneben als einheimische Nachahmung der Terra sigillata auftritt, kann die Absicht der Täuschung nicht haben. Dann aber gelingt es durch Heranziehung italischer Arbeiter gallischen Fabriken, den italischen Konkurrenz zu machen, ja durch die Härte des Tons und der Glasur die italischen Fabrikate zu überbieten, unter Verlust freilich an Feinheit der Farbe und der Formen. Endlich treten, seit dem zweiten Jahrhundert, die Töpfereien von



Abb 123. Gefäße aus Arentsburg bei Voorburg in der Nähe vom Haag. (Praetorium Agrippinae?) Im Rijksmuseum zu Leiden. Nach einer von Direktor Holwerda zur Verfügung gestellten Photographie. Vgl. Oudheidkundige Mededeelingen VI, 1912.

Rheinzabern und Westerndorf den gallischen zur Seite und verdrängen sie aus manchem Absatzgebiet (Abb. 125f.). Neben anderen älterer einheimischer Dekorationsweise oder der Glasindustrie entlehnten Verzierungen spielt das Relief eine immer größere Rolle, und an die Stelle des aus der Form gepreßten Reliefzierats setzt eine einheimische Technik die aus freier Hand mit dem Malhorn oder dem Pinsel in flüssigem Tonschlamm aufgetragenen ornamentalen oder figürlichen Verzierungen, die man Barbotine nennt — in Gallien noch in bescheidenem Umfang, weit reicher in Rheinzabern. Während die Farbe im allgemeinen in dieser Keramik eine ge-

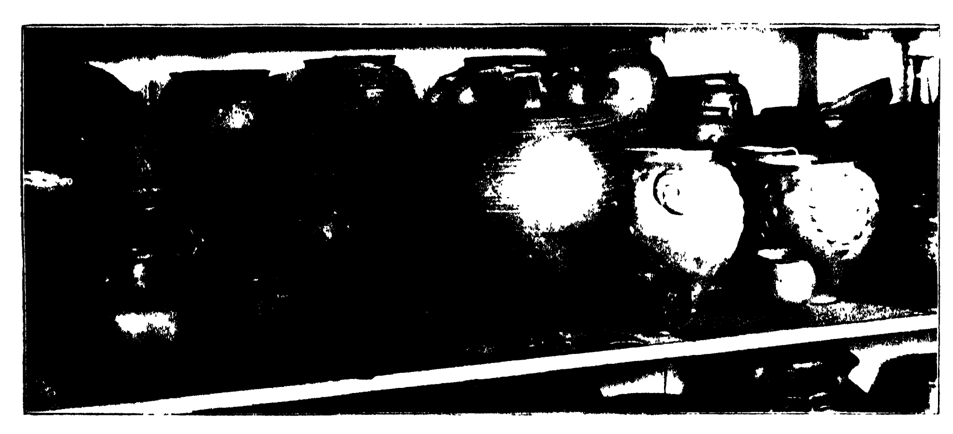


Abb. 124. Späteres römisches Tongeschirr vom rätischen Limes.
Im Römisch-Germanischen Centralmuseum zu Mainz. Vgl. Drexel, Kastell Faimingen: O. R. L. XXXV, S. 74–100, Taf. XI f.



Abb. 125. Terrasigillata-Bilderschüsseln aus Rheinzabern.
Im Historischen Museum der Pfalz zu Speier. (Sammlung Ludovici.)

ringe Rolle spielt und die Vorliebe für Reliefverzierung sich sogar zu der wunderlichen Form des „Stachelbechers“ verirrt, hat diese Barbotinetechnik noch Gefäße von einer eigenartigen Farbenwirkung geschaffen, indem auf schwarz gefirnißte Becher Weinranken, Trauben, Trinksprüche in weißer und gelber Farbe aufgetragen wurden (Abb. 128). Die neuen Möglichkeiten der Farbenwirkung, welche die Anwendung der Bleiglasur für die Keramik bietet, bleiben zunächst auf wenige Farben und in unserer Gegend auf kleine Gefäße beschränkt, obgleich der große praktische Vorzug erhöhter Dichtigkeit zu ausgedehnterer Anwendung hätte führen sollen.

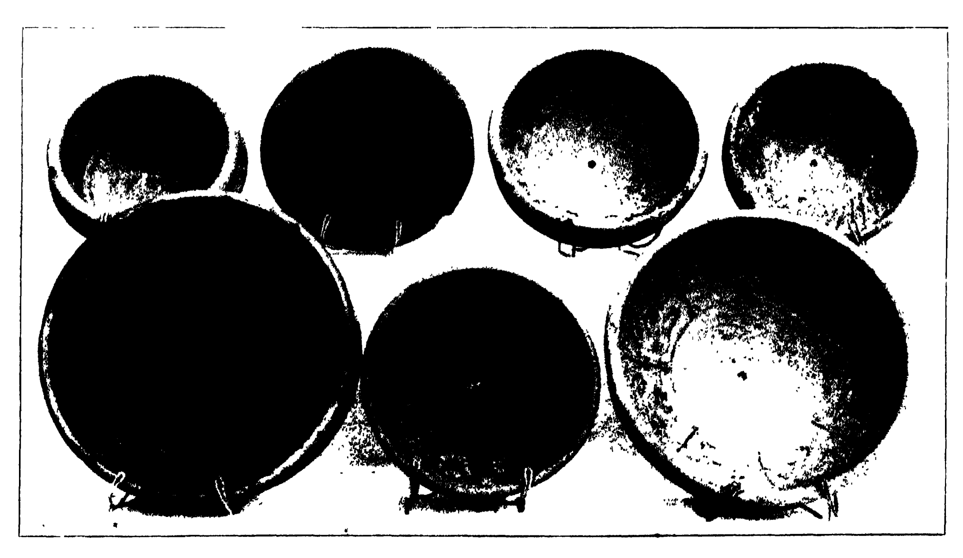


Abb. 126. Formschüsseln zur Herstellung von Terrasigillata-Bilderschüsseln aus Rheinzabern.
Im Historischen Museum der Pfalz zu Speier.

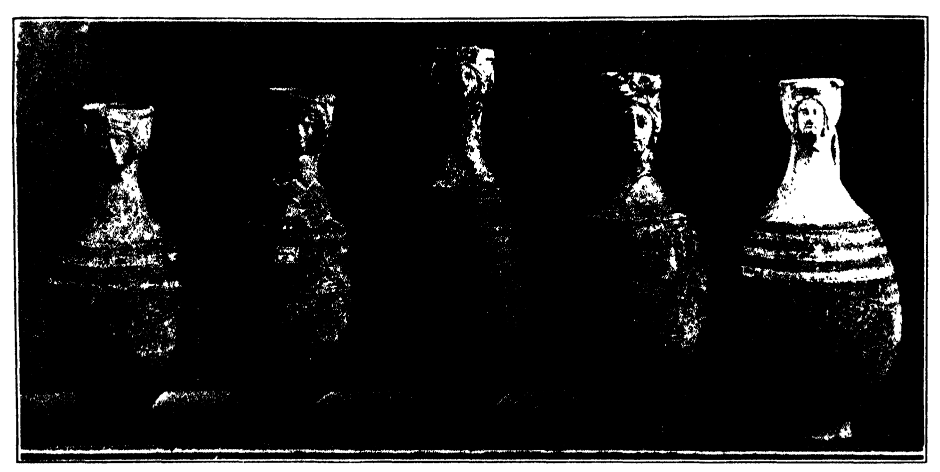


Abb. 127. Gefäße im Paulus-Museum zu Worms. Vgl. Abb. 25 auf S. 40.

Hat hier nur allmählich die erstarkende Industrie der Provinz den Import verdrängt, erst die gallische den italischen, schon gleich nach der augusteischen Zeit, dann die germanische den gallischen, so wurde das gewöhnliche Gebrauchsgeschirr schon in der augusteischen Zeit den Legionen nicht aus Italien nachgeführt, sondern im Grenzland hergestellt. Dieses Geschirr lockte freilich weit weniger als die Sigillata zu eingehender Betrachtung, zumal wenn es nur in Scherben gefunden wurde, und schien mit dem Ursprungsattest des Stempels auch einen sehr wichtigen Anhaltspunkt der Untersuchung zu entbehren. Aber die gewissenhafte Führung neuerer Ausgrabungen hat doch auch diesen bescheidenen Fundstücken zu ihrem Recht verholfen, das um so größer ist, je weniger gerade sie auf irgendeinem Fundplatz versagen, und einer eindringenden Beobachtung der Formen und der Technik, zunächst auf zeitlich genau bestimmten Fundplätzen, ist es gelungen, auch hier eine Entwicklung nachzuweisen, deren einzelne Phasen wieder anderwärts als chronologische Anhaltspunkte dienen können, ja gelungen, in einzelnen Fällen die Bezugsquellen zu ermitteln und so ungeahnte Ergebnisse von allgemeinerer Bedeutung zu gewinnen. Hier gerade sehen wir die Leistungsfähigkeit der Provinzialbevölkerung auf der Höhe, auf der sie die Römer fanden, sehen sie römische Ein-



Abb. 128. Römische Gefäße aus späterer Zeit. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. (Zu Seite 151.)

flüsse aufnehmen und ihrerseits auf die römische Technik Einfluß ausüben. Für die Fundplätze der augusteischen Zeit ist zum Beispiel ein Kochtopf mit eingezogenem Rand (Abb. 129) bezeichnend, der aus der La Tène-Zeit stammt und auch in der römischen Zeit meist ohne die Scheibe hergestellt wird — bezeichnend also nicht in dem Sinn, daß er allein, wie man gelegentlich gewollt hat, eine Fundstelle als „römisch" erweisen könnte. Dieser Topf nun ist in dem auch noch frühen, aber doch nachaugusteischen Lager von Hofheim schon nicht mehr zu finden, während die zweite Form des augusteischen Kochtopfs, die eigentlich römische (Abb. 122, 2 u. 4), dort fortlebt, nicht ohne den Einfluß sogenannter belgischer Gefäße (z. B. Abb. 122 rechts) zu verraten. Als Beispiel der Bestimmung des Fabrikationsorts, die dem Laien zunächst verwegen erscheint, tatsächlich aber in einwandfreier Weise möglich ist, wenn unter den Fundstellen der gleichen Ware eine in größerer Zahl Stücke aufweist, die beim Brennen verunglückt sind und schließlich dann etwa gar in der Nähe einer solcher Fundstelle die Töpferöfen und der anstehende Ton gefunden werden — als Beispiel solcher Ursprungsbestimmung möge S. Löschckes Zuweisung der rottonigen Halterner Gefäße nach Xanten, der weißtonigen nach Neuß angeführt werden, die uns diese beiden Fabriken in Konkurrenz sehen läßt, in einer Konkurrenz, die die ältere Fabrik in Xanten dadurch zu überwinden sucht, daß sie ihren Gefäßen durch einen Überzug das Aussehen der Neußer Produkte gibt. Erscheint diese Feststellung vielleicht manchem Leser nur als eine Kuriosität von beschränkter Bedeutung — sehr mit Unrecht, wenn sie auch hier nur als ein besonders glänzendes Beispiel für diese Art von Ermittlungen angeführt wird —, so wird die Wichtigkeit solcher Ursprungsbestimmungen eher einleuchten, wenn wir lernen, daß die Sigillata-Funde der Donauländer sich von denen der Rheingrenze sehr merklich unterscheiden. Neben der arretinischen Ware finden sich dort die Erzeugnisse anderer italischer Fabriken, offenbar über Aquileja ins Land gekommen, daneben in der früheren Zeit äußerst selten südgallische Produkte, häufiger erst die der jüngeren Fabriken und die von Rheinzabern (Abb. 125 f.), diese aber sichtlich längs der Militärgrenze an der Donau ins Land gekommen und so in den Kastellen bis weit nach Ungarn verbreitet, während im Innern der Provinz sich überhaupt nur sehr wenig spätere Sigillata findet, weil die italische Fabrikation aufgehört hat, die gallische und rheinische aber dahin nicht den Weg findet.

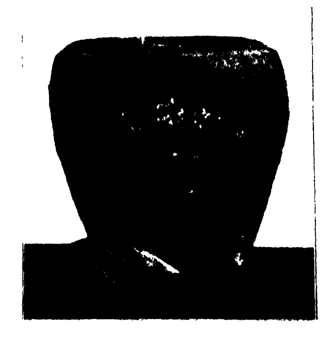


Abb. 129. Römischer Kochtopf augusteischer Zeit aus Haltern.

Auch der Glasindustrie (Abb. 31 auf S. 49 und Abb. 130) älteste Stücke aus germanischen Fundstätten sind Importware, italische oder gar alexandrinische: prachtvolle Millefiori-Gläser haben die arretinischen Sigillata-Gefäße in augusteischer Zeit bis ins Lippetal begleitet, wie uns die Funde von Haltern — leider nur kleine Scherben — bezeugen. Doch schon bald sah man nicht mehr in der Farbenwirkung, sondern gerade in der Farblosigkeit, in der Durchsichtigkeit und daneben in der unbeschränkten Bildsamkeit die wertvollsten Eigenschaften dieses köstlichen Stoffs. Das Streben nach Farblosigkeit finden wir gleich von Anfang an bei der auf gallischen Boden verpflanzten Industrie, und nur die Schwierigkeit der Herstellung ganz farblosen Glases macht dieses zunächst noch zu einer Kostbarkeit, während die gewöhnliche Ware der einheimischen Fabriken eine blaugrüne Färbung zeigt und bei den feineren Gefäßen meist künstliche Zusätze kräftige Farben — blau, gelb, braun — erzielen. Im Laufe des zweiten Jahrhunderts aber werden die gallischen Fabriken der Kunst des Entfärbens völlig Herr und eignen sich dann auch bald die neue Erfindung des Blasens in Hohlformen an, die dem bei farblosem Glas stärker hervortretenden Wunsch nach plastischer Verzierung zustatten kommt. Dann



Abb. 130. Gläser im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln.

aber weiß die Technik des Auflegens farbige Wirkung mit plastischer zu verbinden, umwindet die Gefäße mit Spirallinien, umspinnt sie netzartig oder überzieht sie, an die gleichzeitigen Barbotinegefäße erinnernd, mit allerhand Zickzack- und Schlangenlinien von Glasfäden — dies letztere vornehmlich eine niederrheinische Fabrikationsweise, deren Mittelpunkt Köln gewesen zu sein scheint (Abb. 130). Zu dieser Zeit überflügelt die gallische Industrie die italische und hält sich in einer Periode sonstigen Niedergangs der Kunst auf einer erstaunlichen Höhe, indem sie zu ganz neuen Wirkungen durch die Bevorzugung und Ausbildung der Gravierung und des Schliffs gelangt und Wunderwerke wie die berühmten Vasa diatreta erzeugt; um dann schließlich mit der Erfindung eingebrannter Schmelzfarben und einer durch Überfangen mit farblosem Glas unzerstörbar gemachten Vergoldung noch einmal zu größerer Farbigkeit zurückzukehren. Während die Kunstgriffe dieser hochentwickelten Technik früher oder später verloren gingen und erst nach langer Zeit, vielleicht auch nur zum Teil wieder entdeckt, zum Teil wohl auch durch die venezianischen und böhmischen Glasbläsereien überboten worden sind, haben von den in den gallischen Fabriken aufgebrachten nicht immer schönen, aber meist praktischen Formen nicht wenige, langlebiger als manche edlere einer früheren Zeit, sich bis in unsere Tage behauptet, und wir können uns, um von anderen zu schweigen, noch heute, wie Kisa, dem wir hier folgen, hervorhebt, durch unsere Tintenfläschchen daran erinnern lassen, daß diese wie mit Reifen umwundene Gefäßform eine Erfindung des Landes ist, das zuerst den Wein in Fässern, an die jene Flaschen erinnern, verfrachtet hat und wir kennen vielleicht

sogar noch den Erfinder dieser Form, jedenfalls eine Fabrik, die sie bevorzugte, in der durch zahlreiche Stempel bezeugten niederrheinischen Officina Frontini. ⊠ ⊠ ⊠



Abb. 131. Römisches Brandgrab. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz.

Gräber sind es, die uns von den Erzeugnissen der Ton- und Glasindustrie das Beste oder doch das am besten Erhaltene gerettet haben soweit es Römergräber sind: Brandgräber in den beiden ersten Jahrhunderten (siehe Abb. 131 ff.), dann Skelettgräber (siehe Abb. 135), in der früheren Zeit also mit germanischem, in der späteren mit keltischem Brauch übereinstimmend unter sich im einzelnen nach Anlage und Ausstattung verschieden genug. Das Grab des römischen Soldaten unterscheidet sich in seinen Beigaben vom Grab des Bürgers nicht, und wo sich Waffen finden in Gräbern der römischen Zeit, wie z. B. in solchen der frühen Kaiserzeit bei Andernach, Urmitz, Neuendorf, da sind es Gräber von Auxiliaren aus Barbarenland. Sonst aber findet sich doch einige Mannigfaltigkeit in der Bergung der Reste und der Ausstattung mit Beigaben (Abb. 131 ff.). Der Unterschied ferner der Grabdenkmäler an der Militärgrenze und im Binnenland erscheint zwar heute nicht mehr so schroff wie ihn vor Jahrzehnten Hettner hingestellt hat, als neben die längst bekannte „Igeler

Abb. 132. Steinkisten auf einem Gräberfeld an der Luxemburger Straße in Köln.
Nach einer von Geheimrat Clemen zur Verfügung gestellten Photographie des Denkmäler-Archivs der Rheinprovinz. Vgl. Klinkenberg, Das römische Köln, S. 304 u. Abb. 52 auf S. 158.

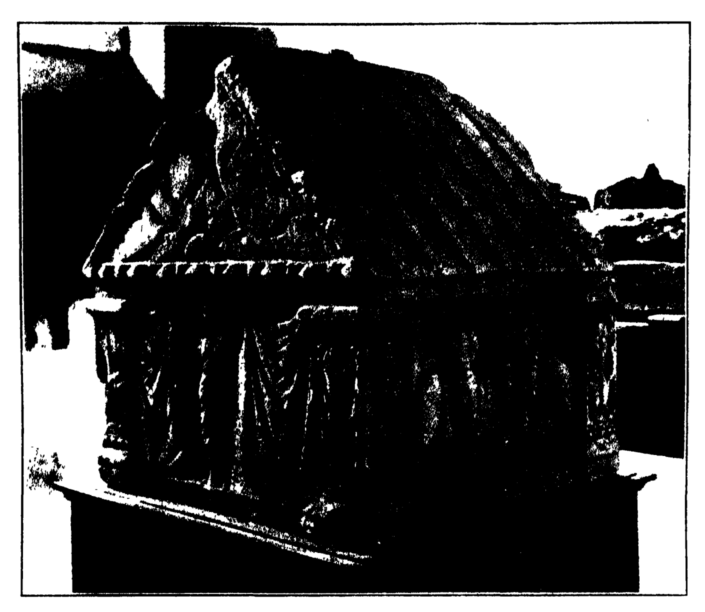


Abb. 133. Grabbehälter in Hausform aus Kastel. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Vgl. Mainzer Zeitschrift I, 1906, S. 29. Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb.

Säule" (Abb. 93 auf S. 124), die überraschenden Funde von Neumagen traten (Abb. 94 bis 98), und diese prunkvollen „Grabtürme" zunächst eine Eigentümlichkeit der gallischen Belgica zu sein schienen, während spätere Forschung Reste solcher Monumente auch am Rhein und an der Donau nachgewiesen hat (S. 129). Aber ein Unterschied besteht dennoch, indem an der Rhein- wie an der Donaugrenze im allgemeinen auf den Steinen der Soldat herrscht, die bürgerlichen Berufe bescheiden zurücktreten, wenn sie sich auch im einzelnen Fall recht stattlich zur Geltung bringen mochten, im Hinterland hingegen das umgekehrte Verhältnis sich findet. Das wird ja auch niemanden befremden. Viel auffälliger ist es gewiß, daß zwischen den rheinischen Soldatensteinen und denen der Donauländer ein merklicher Unterschied besteht. Am Rhein wird der Verstorbene in der Regel in ganzer Figur dargestellt, zu Fuß (Abb. 74 bis 78) oder zu Pferd (Abb. 80 u. 82), vergleichsweise selten im Brustbild (Abb. 14 auf S. 27 u. Abb. 84). An der Donau ist in der älteren Zeit das Brustbild gerade die Regel. (Vgl. den Grabstein in Regensburg Abb. 136.) Auf den rheinischen Steinen wird der Reiter immer kämpfend dargestellt, hinsprengend über den niedergeworfenen Feind; an der Donau sehen wir in der Regel

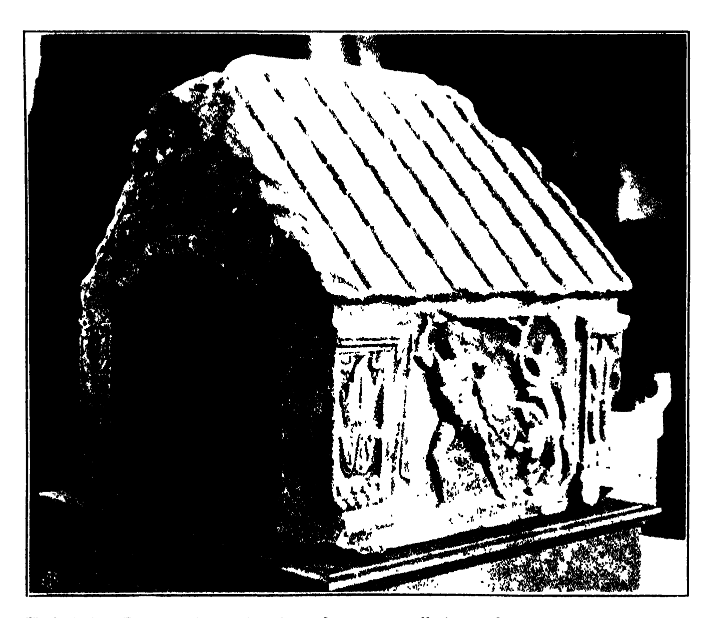


Abb. 134. Grabbehälter in Hausform aus Kastel. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Vgl. Mainzer Zeitschrift I, 1906. Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb.



Abb. 135. Sarkophag im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln. Nach einer von Geheimrat Clemen zur Verfügung gestellten Photographie des Denkmaler-Archivs der Rheinprovinz. Vgl. Klinkenberg, Das röm. Köln, S. 313. C. I. L. XIII, 8352.

das Pferd im Schritt oder es fehlt doch der Gegner, und stets ist die Gestalt sehr viel kleiner im Verhältnis zu der Größe des Grabmals; oft ist auch die Figur des Reiters oder das Pferd mit dem Diener unter der Protome dargestellt. Das findet sich am Rhein fast nur unter den Darstellungen des „Totenmahls“ (Abb. 26 auf S. 41 u. Abb. 83 auf S. 108), und diese hinwiederum ist an der Donau äußerst selten.

Daß auf den rheinischen Steinen der Reiter stets kämpfend dargestellt ist, der Legionar niemals, beweist an sich schon, daß diese Kunst mit alten Typen arbeitet, und in der Tat geht ja der Typus des Reiters auf griechische Erfindung zurück, und wir haben

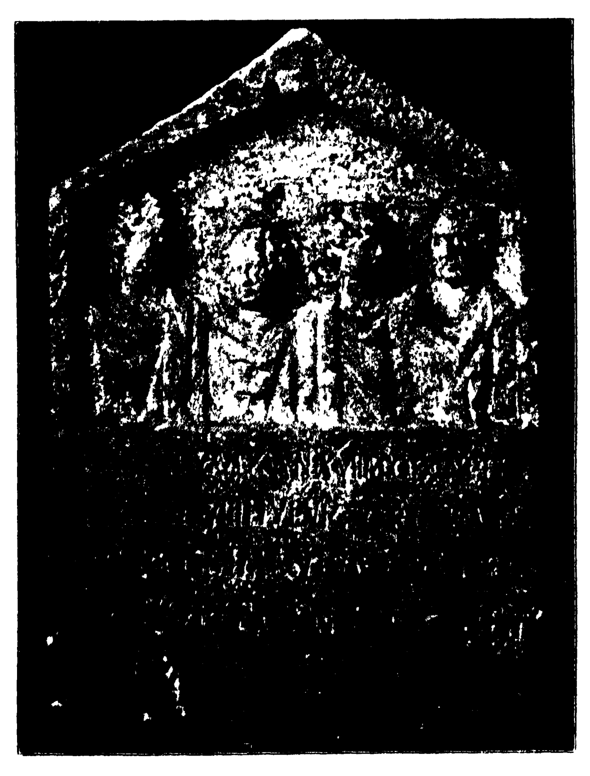


Abb. 136. Grabstein. Im Museum zu St. Ulrich zu Regensburg (Führer Nr. 8). Vgl. Abb. 20 auf S. 33.

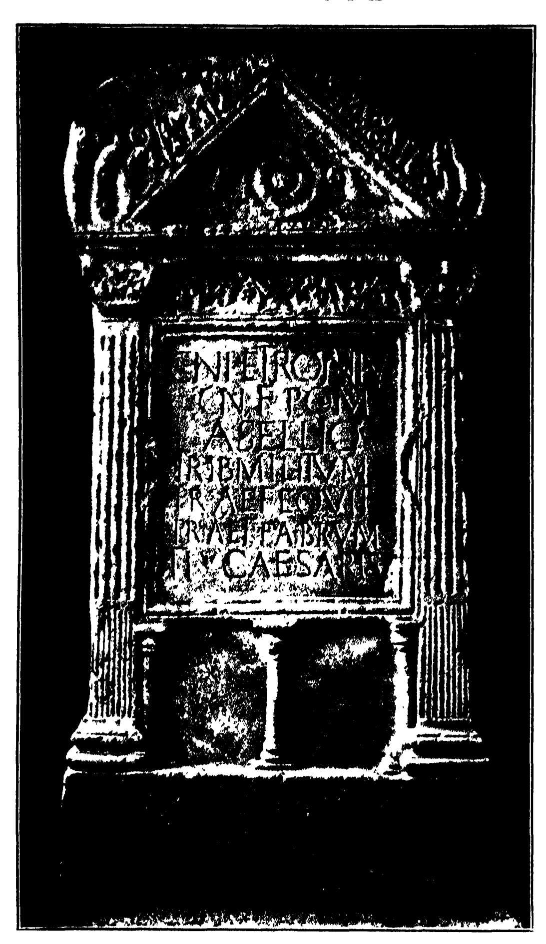


Abb. 137. Grabstein. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Photographie von Prof. E. Neeb. C. I. L. XIII, 6816.

in dem Reiter Dolanus in Wiesbaden (Abb. 82) einen Verwandten, freilich einen entfernten und verkommenen, des athenischen Reiters Dexileos zu sehen. Andererseits hat man versucht, das Vorherrschen des Brustbilds an der Donau (Abb. 136) dem direkten Einfluß Italiens zuzuschreiben, da römischem Brauch gerade die Brustbilder der Verstorbenen geläufig waren. So mag auch die Rolle, die das „Totenmahl“ am Rhein, besonders in Köln (Abb. 26) spielt, auf einen von Massilia ausgehenden, auch sonst so vielfach nachweisbaren Einfluß zurückzuführen sein. Aber es ist auch zu bedenken, daß in dieser handwerksmäßigen Kunst, deren Erzeugnisse an verhältnismäßig wenigen Orten zusammengedrängt standen, der Zufall eines so oder so gestalteten Vorbilds, wie wir das auch auf unseren Friedhöfen sehen, weithin wirken konnte, und daß dann auch der militärische Charakter die Festlegung eines Schemas beförderte, in das man durch genaue Angabe der unterscheidenden Waffenstücke und Abzeichen der betreffenden Truppenteile (Abb. 74 ff.), sowie der etwaigen Ehrenzeichen des einzelnen (Abb. 14 u. a.) Abwechslung genug gebracht zu haben meinte — von dem übrigens, wie es scheint, die höheren Stände sich gern frei machten; denn es wird kein Zufall sein, daß zwei uns erhaltene Grabsteine hoher Offiziere (Abb. 137) alle figürliche Darstellung verschmähen und eine verhältnismäßig strenge und vornehme architektonische Ornamentik aufweisen.

Gegenüber jener Eintönigkeit wirkt ein Grabmal wie das des Schiffers Blussus in Mainz besonders erfreulich, auf dessen einer Seite (Abb. 138) der Mann mit seiner Gattin breitspurig dasitzt und zwischen den beiden der Sohn hervorlugt, während auf der anderen Seite (Abb. 139), unter zwei Fruchtgirlanden und Rosetten, in die hier wiederholte Inschrift hineinragend, ein Kahn dargestellt ist, der auf den Beruf des nauta hinweisen soll, wie das Reiterbild am Fuß altattischer Grabstelen auf den Stand des Verstorbenen. Anders wird auch die Schafherde nicht gemeint sein, die auf einem anderen Mainzer Stein dargestellt ist (Abb. 140); denn der pecuarius Jucundus war zwar Freigelassener, hatte aber doch selbst wieder einen Sklaven, der ihm nach der beweglichen Erzählung des Epigramms das Leben nahm, um dann das seine (oder seinen Raub?) in den Fluten des Mains zu verlieren, und dieser pecuarius — das Wort ist mehrdeutig und unklar — wird also schwerlich die Schafe selbst gehütet haben, wie der Hirt auf dem Relief, ebensowenig wie der Blussus ein gewöhnlicher Bootsmann gewesen sein dürfte. Ein besonderes

Rätsel, dessen Lösung uns in das intimste Leben alter Mainzer einen Blick eröffnen würde, geben uns zwei Steine auf (Abb. 141 f.), die, in Form und Bildschmuck fast identisch, nach den Inschriften für dasselbe Kind oder doch für ein Töchterchen derselben Eltern (derselben Mutter, wenn man ganz vorsichtig sein will) bestimmt sind: auf dem einen Stein steht „Telesphoris und ihr Gatte als Eltern ihrem süßen Töchterlein", auf dem anderen dasselbe unter Hinzufügung einer rührenden Klage in nicht ganz einwandfreien Trimetern. Genügte der Grabstein den Eltern nicht, und haben sie einen zweiten herstellen lassen? oder traf sie zweimal der gleiche Schmerz? — dann würde das wohl entweder in den Versen angedeutet sein, oder auch der zweite Grabstein ein Epigramm tragen. Aber warum ist weder der Name des Kindes noch der des Vaters genannt?

Läßt uns schon der Stein des Blussus etwas von behäbigem Leben sehen, das auch in der Nähe der Kriegslager gedieh, so zeigten die stattlichen Denkmäler wohlhabender Kaufherren und Grundbesitzer davon reichere Bilder. Weit mehr aber als die bescheidenen Trümmer solcher Monumente, die sich etwa in Mainz oder Köln finden, haben uns da die Denkmäler des Mosellands zu erzählen, das altbekannte Grabmal der Secundinier (Abb. 93 auf S. 124), die Denkmäler von Neumagen und was sich ihnen anschließt (Abb. 94 bis 100; vgl. Abb. 69 ff.). Man hat den Stammbaum dieser „Grabtürme" bis zum Mausoleum von Halikarnaß und darüber hinaus zurückverfolgen wollen; das Julier-Grabmal von St. Remy soll auch eine Station sein auf dem langen Weg, der von dem griechischen Osten über Massilia nach der Mosel führt. Aber der Zusammenhang ist locker, der Weg über Massilia einstweilen nicht



Abb. 138. Grabstein des Schiffers Blussus. C. I. L. XIII, 7067.
Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Vorderseite.

bewiesen, und das Interessanteste an diesen Denkmälern sind auch nicht die griechischen Bauformen und Zierformen in dieser barbarisierten Umwandlung, sondern der all diese Formen überwuchernde Reichtum an Bildwerk, und von diesem Bildwerk wieder nicht die verblaßten Wiederholungen griechischer Mythen, obgleich auch sie in dieser Umgebung interessant genug sind, sondern die mit packendem Realismus dargestellten Szenen aus dem Leben des Verstorbenen. Diese Darstellungen aus dem täglichen Leben der Bewohner des Mosellands sind es, die den Funden von Neumagen (Abb. 94 bis 98) alsbald eine ungewöhnliche Popularität verschafft haben, deren auch jedes sonstwo auftauchende Bruchstück, sei's in dem reichen und wohlgepflegten Museum von Metz (Abb. 99 f.) oder in dem üblen Gewahrsam des Museums von Luxemburg oder in dem abgelegenen Arlon stets gewiß sein kann. Freilich bot ja das Denkmal von Igel das gleiche in seinem vollen alten Zusammenhang, was die Reliefs von Neumagen nur in Bruchstücken zeigten, und hatte dennoch solche Vernachlässigung erfahren, daß es erst jetzt durch eine würdige Publikation zugänglich gemacht wird. Aber den Grabsteinen von Neumagen war eben, wie so manchem alten Kunstwerk, die Zerstörung zur Erhaltung geworden. Nach nicht sehr langem Bestehen abgebrochen und in die Fundamente der unter Konstantin dem Großen errichteten Festungsmauern von Noviomagus verbaut, hatten sich die Reliefs, wenn auch in Trümmern, in aller Frische, ja mit den deutlichen Resten ihrer Bemalung erhalten, während das Grabmal von Igel, so viele Jahrhunderte allen Unbilden ausgesetzt, nichts mehr von dieser Frische besitzt und dem Betrachter manche Mühe macht und manches Rätsel aufgibt. Aber vielleicht kam es den Denkmälern von Neumagen auch zustatten, daß man zur Zeit ihrer Entdeckung schon etwas die vornehme Zurückhaltung aufgegeben hatte, unter der alle antike Kunst, die nicht den Stempel „klassischen“ Griechentums trug, so lange zu leiden hatte, und daß man gerade den Realismus in der Kunst zu schätzen geneigt war und nun mit besonderem Vergnügen bemerkte „que les sculpteurs gallo-romains avaient déjà un peu ces tendances réalistes qui sont la meilleure part de l'art français“. Ein großartiger Fund war es in der Tat, dieser Fund von Neumagen, wohl vergleichbar den gleichzeitigen Funden von Pergamon, vergleichbar wegen der gleichen Art der Erhaltung — denn auch die Reliefs des pergamenischen Gigantenfrieses hatte uns ja das günstige Geschick der Verbauung in eine spätere Mauer gerettet —, vergleichbar auch deshalb weil hier nicht weniger als dort, nach Humanns Wort, „eine neue Kunstepoche gefunden war“. Der Fund, im Trierer

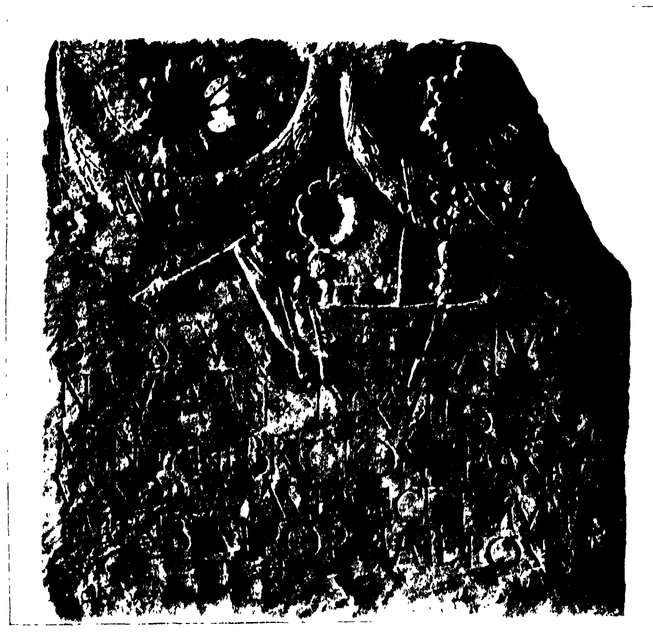


Abb. 139. Oberer Teil der Rückseite des Grabsteins des Schiffers Blussus in Mainz. Nach einer Photographie von Prof. E. Neeb.

Museum aller Besucher Freude, soll nun endlich durch eine würdige Veröffentlichung auch außerhalb Triers der Betrachtung zugänglich werden.

Anschaulicher schildert uns keine andere Kunst das Leben ihrer Zeit. Da sehen wir Mann und Frau in der getreulich wiedergegebenen Tracht des Lebens nebeneinander stehen (Abb. 71 auf S. 95); dort zum Abschied einander die Hand reichen, während zwischen beiden ein Kind steht: das trauliche Familienbild so vieler griechischer Grabreliefs, in das doch die Testamentrolle in der Hand des Mannes und die gewiß erstrebte Bildnisähnlichkeit einen Zug von anderem Geist bringt. Dann sehen wir den Hausherrn und die Hausfrau am Mittagstisch, auf den eine der beiden Dienerinnen eben eine Schüssel mit Speisen setzt, von denen auch der Hund neben dem Hausherrn sein Teil zu bekommen hofft (Abb. 94 auf S. 125) — auf einem Bruchstück in Metz (Abb. 100) trägt ein Diener auf einem Teller einen gebratenen Vogel auf; ein anderes Mal finden wir die Hausfrau bei der Toilette, umgeben von vier helfenden Dienerinnen (Abb. 95), oder den Herrn von der Jagd heimkehrend oder mit seinen Beamten den Pachtzins seiner Bauern in Empfang nehmend (Abb. 97), die Söhne beim Unterricht, neben ihrem Hauslehrer (Abb. 96), einen Diener vor einer sehr sorgfältig dargestellten Schnellwage, auf der ein mächtiger Warenballen gewogen werden soll. Die größte Anziehungskraft unter allen Fundstücken von Neumagen werden aber stets die beiden Moselkähne ausüben mit ihren Weinfässern (Abb. 98), den daneben in äußerster Raumbedrängnis, sozusagen zum Relief zusammengedrückt, sitzenden Schiffern, vor allem dem so fröhlich dreinschauenden Steuermann, in dessen Gesicht man eine hinreichende Bürgschaft für den trinkbaren Inhalt der Fässer gesehen hat. Mit überzeugender Lebendigkeit sind die wackeren Treverer dargestellt, teils mit langen und üppigen Bärten, teils durch die Stutzung des Barts der Mode der Zeit Rechnung tragend; nur in der übermäßigen Zahl der Ruder, die fast viermal so groß ist als die Zahl der Ruderer, hat sich der Bildhauer eine sonderbare Abweichung von der Wirklichkeit gestattet. Einzig in ihrer Art müßten wir diese Schiffe nennen, wenn sie nicht in Neumagen selbst Nachahmung gefunden hätten, von der uns gleichfalls Reste erhalten sind. Eine neuerdings glücklich gelungene Ergänzung des einen Kahns scheint übrigens zu beweisen, daß wir es mit Kähnen der römischen Flotte zu tun haben.

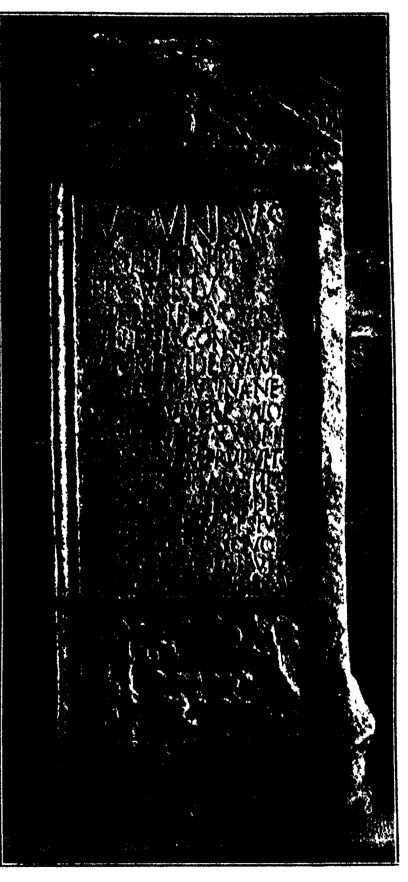


Abb. 140. Grabstein. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Photographie von Prof. E. Neeb. C. I. L. XIII, 7070. (Zu Seite 158.)

Die Denkmäler von Neumagen sind nach der Ansicht Hettners im zweiten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des dritten entstanden: in den ersten fünfzig Jahren die aus Jurakalkstein, die „einen strengeren Stil und einen reicheren Ornamentschatz“ aufweisen, in dem folgenden Jahrhundert die aus Sandstein. Der blühende Wohlstand, den uns allein schon die Zahl der großen Denkmäler bezeugt, und den dann auch ihre Bilder uns so anschaulich vorführen, entspricht ganz der

behäbigen Schilderung, die Ausonius von dem Leben im Mosellande gibt; und doch sind auch die spätesten unter den Monumenten von der Zeit des Ausonius durch ein volles Jahrhundert getrennt, durch ein Jahrhundert keineswegs nur friedlichen Gedeihens, wie ja das Schicksal der Steine von Noviomagus selbst uns sagt. Es war die Zeit, in der die Germanen den Limes durchbrachen, in der der Rhein wieder auf der ganzen Strecke zur Grenze des Reiches wurde, und die Rheinstädte entsprechende Rüstung anlegen mußten, in der schließlich auch die Hauptstadt des Trevererlands vor einem Angriff nicht mehr sicher schien und mit dem Mauerring umgeben ward, als dessen imposantester Rest die Porta Nigra aufragt (S. 86f. u. 128). In die lange Reihe der Festungsbauten dieser Zeit, des ausgehenden dritten und des beginnenden vierten Jahrhunderts, gehörte denn auch das Konstantinische Kastell von Noviomagus. Das friedliche Bild aber, das Ausonius uns vor Augen führt, beweist, daß die festen Mauern ein paar Menschenalter hindurch ihre Schuldigkeit getan haben. Nennt er die Kaiserstadt doch „sicher im Schoße des Friedens ruhend, trotz der Nähe des Rheins“.



Abb. 141. Grabstein. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Photographie von Prof. E. Neeb. C. I. L. XIII, 7113 (Zu Seite 159.)

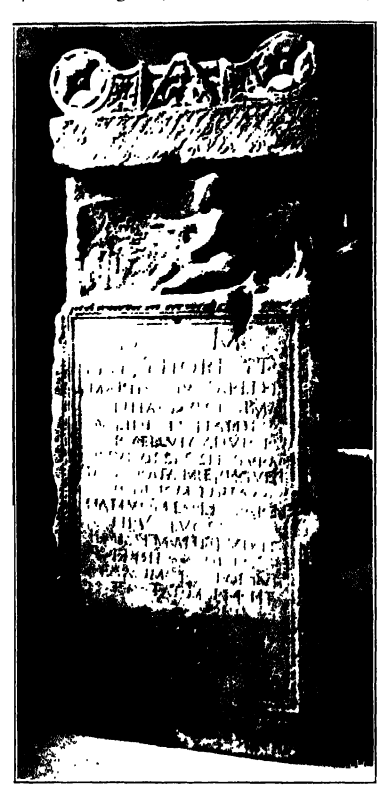


Abb. 142. Grabstein. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Photographie von Prof. E. Neeb. C. I. L. XIII, 7114. (Zu Seite 159.)

Bei einer Schrift, die lesbar sein soll und deshalb in der Anordnung nicht pedantisch rubrizierend sein will, die auf beschränktem Raum einen ungeheuren und doch sehr lückenhaften Stoff, eine lange Reihe von Problemen vorzuführen hat und erschöpfend auf keinen Fall sein kann, wird manche Lücke dem Verfasser selbst, glücklicherweise noch eher manche den meisten Lesern entgehen. Eine aber kann gerade ein Archäologe am wenigsten übersehen, würde auch wohl manchem Leser die Erinnerung an die Denkmäler unserer Museen, zumal der rheinischen, bemerklich machen, leicht auch ein Blick auf die Museumsbilder, durch die unser Buch nach Möglichkeit eine Ahnung von dem Reichtum der deutschen Sammlungen

geben soll. Von den Göttervorstellungen und dem Götterdienst im römischen Germanien wäre noch etwas zu sagen. Kein anderes Kapitel freilich widerstrebt wohl mehr als dieses zurzeit der zusammenfassenden Behandlung; nirgends jedenfalls ist es schwerer, bei der hier gebotenen Kürze der Aufgabe einigermaßen gerecht zu werden.

Unsere Quellen sind fast ausschließlich monumentale: Inschriften und Bildwerke, getrennt oder verbunden, Weihungen an die Götter. Bauten kommen nur wenig in Betracht: als von den geläufigen römischen Formen abweichend wären hier außer den Mithräen, die freilich nirgends eine größere Rolle spielen als hier (Abb. 28 u. 156 f.), nur jene Tempel mit quadratischem Grundriß zu nennen, die, zweifellos keltischen Ursprungs, doch auch in den Rheinlanden nun schon zahlreich nachgewiesen und in einzelnen Fällen germanischen Gottheiten, wie den Matronae Aufaniae von Nettersheim zugewiesen sind.

Die Inschriften findet man jetzt, soweit sie aus den Rhein- und Donauprovinzen stammen, im dritten und im dreizehnten Band des Corpus inscriptionum latinarum. Aber es kommen auch anderwärts gefundene in Frage, wie die zahlreichen stadtrömischen der equites singulares, jenes kaiserlichen Gardereiterkorps, das, seit Trajan oft erwähnt, nicht ausschließlich, wie die ältere schon unter Augustus bestehende, von Galba aufgelöste Leibgarde der Germani und Batavi, aber doch zum guten Teil aus Deutschen bestand. Die Bildwerke sind nur zum Teil in Beschreibungen, in Abbildungen, bis auf die eines einzigen Kults, gar nicht gesammelt.

Aber die Hauptschwierigkeit liegt nicht in der Art unserer Quellen, sondern im Stoff selbst. Lückenhaft sind



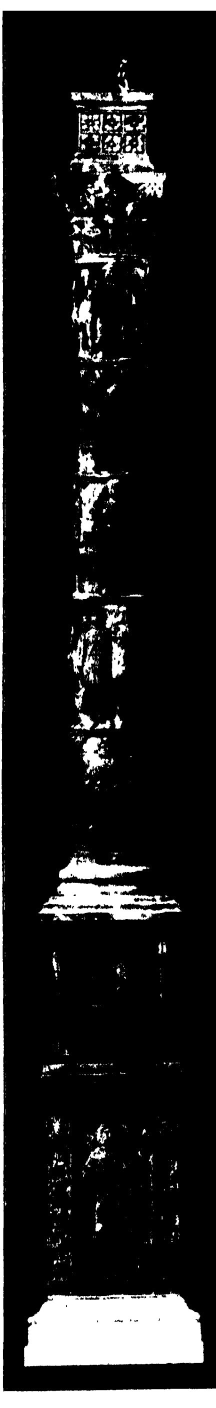


Abb. 143. Juppitersäule. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Mainzer Zeitschr. I, 1906, Tafel III IV. Vgl. Abb. 144 f. auf Seite 164 f. Daneben die lebensgroße Figur eines römischen Legionars im Römisch-German. Centralmuseum. Photographie von Prof. E. Neeb. (Zu S. 171 f.)

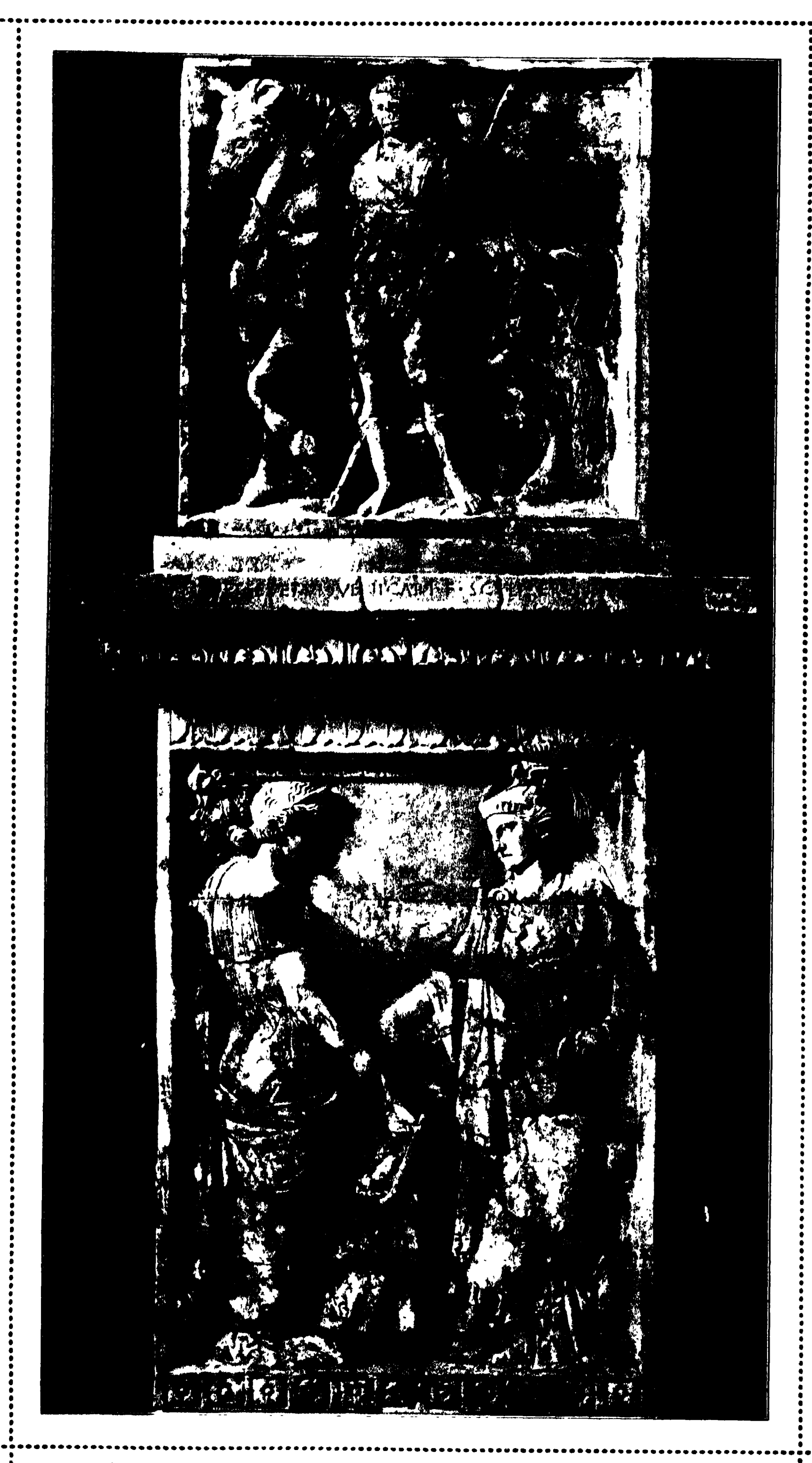


Abb. 144. Von der großen Juppitersäule in Mainz (s. Abb. 143 links).
Einer der beiden Dioskuren — Künstlerinschrift — Fortuna und Minerva. (Zu Seite 171 f.)

jene allerwärts, bequemer zugänglich schwerlich anderswo, und daß es nur die Zeugnisse für den Kult sind, aus denen wir die Kenntnis des Glaubens gewinnen sollen — auch das erfahren wir nicht hier allein. Aber was ist überhaupt die Religion im römischen Germanien, von der hier die Rede sein soll? Nach dem ganzen sonstigen Inhalt dieses Buchs, wie schon nach seinem Titel, nicht sowohl die Religion der Germanen im Römerland, neben denen sonst jedenfalls auch die Kelten zu ihrem Recht kommen müßten, sondern die der „Römer" im Germanenland. Diese aber konnte von jener, jene von dieser nicht unabhängig bleiben bei mehrhundertjähriger Berührung: ihre Geschichte hat jede. Doch wer waren denn diese „Römer" im Germanenland, im heute deutschen Keltenland? Wir sahen es schon: „Römer" im eigentlichen Sinne sind schon die allerwenigsten von denen gewesen, die mit den augusteischen Legionen an den Rhein und an die Donau kamen, und als dann dreihundert Jahre später beide Ströme wieder zu des Reiches Grenze wurden, da war auch italisches Blut kaum noch in den Legionen.



Abb. 145. Von der großen Juppitersäule in Mainz. (Abb. 113 rechts.) Der Kaiser (Nero) beim Opfer, von den Laren umgeben. (Zu Seite 171 f.)



Abb. 146. Relief mit Darstellung des Merkur und elf anderer Gottheiten. Im Museum zu Stuttgart. Haug und Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs (1900), Nr. 331.

Von Anfang an aber brachten die Hilfstruppen Barbaren aus aller Herren Ländern zu den einheimischen hinzu. Und alle brachten ihre Götter mit: Rom war ja — ganz im Gegensatz zu dem, was wir heute „Rom" nennen — in dieser Hinsicht sehr tolerant. Und die Legionare wie die Auxiliaren verblieben zum guten Teil nach dem Ende der Dienstzeit im Land, verbanden sich mit einheimischen Frauen, und der Nachwuchs der Truppen ging großenteils aus der Jugend der canabae hervor. Wie mußten da im Laufe der Zeit die religiösen Vorstellungen sich verschlingen!

Man spricht von „der Religion des römischen Heeres". Alfred von Domaszewski hat uns darüber eine ausgezeichnete Abhandlung geschenkt. Wenn nun in dieser offiziellen Religion germanische Kulte, wie es scheint, nachweislich eine bevorzugte Stellung einnehmen, die mit Wahrscheinlichkeit auf die bevorzugte Stellung der equites singulares zurückgeführt worden ist, so wird man gern glauben, daß die minder offizielle Religion der canabae und der Militärgrenze überhaupt der germanischen Elemente noch viel mehr aufwies. Aber neben dem germanischen Gut kommt natürlich keltisches in mindestens gleichem Maße in Betracht, und beides zu scheiden, wird um so schwerer sein, als die Germanen zum Teil seit alters und alle je länger je mehr unter dem Einfluß der gallischen Nachbarn standen (S. 148), und oft gewiß auch keltische Künstler, an die Sprache der Bildkunst schon mehr gewöhnt, für Germanen das Wort führten. Aber die germanischen Götter verbergen sich auch



Abb. 147. Viergötterstein und Wochengötterstein.
Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz.
(Zu Seite 167 f.)



Abb. 148. Viergötterstein.
Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz.
(Zu Seite 167 f.)



Abb. 149. Der neu eingerichtete Heddernheimer Saal im Historischen Museum zu Frankfurt a. M. Links die Gigantensäule. Nach einer von Prof. Müller zur Verfügung gestellten Photographie. (Zu Seite 168 f.)

hinter römischen Namen und unter griechisch-römischer Gestalt: die unter ihren germanischen Namen auftretenden sind zumeist uns unbekannte, während gerade die großen Götter, wie Donar und Wodan, hinter Herkules und Merkur (Abb. 143 u. 148) sich verstecken, in der bildlichen Darstellung wahrscheinlich gründlicher als die entsprechenden Keltengötter, da sie zu bildlicher Darstellung wohl erst jetzt kamen. Nicht selten scheint sich der unrömische Gott nur dadurch zu verraten, daß ihm in den Weihdenkmälern der Provinzen weit öfter als bei den wirklich römischen Göttern des Namens der Fall ist, eine weibliche Gottheit zur Seite tritt (Abb. 143).

Wir suchen örtliche Verschiedenheiten aufzuspüren und gehen zeitlichen Wandlungen nach. Während die Hauptstadt Obergermaniens der Mittelpunkt des Sirona-Kults zu sein scheint, drängen sich um die niederrheinische Hauptstadt die Denkmäler des Kults der „Mütter", der Matronae (Abb. 151). Um Mainz herrscht durchaus die Widmung an Juppiter optimus maximus und Juno Regina, hier scheint ferner der Ausgangspunkt des Kults der genii einzelner Truppenteile gewesen zu sein. Am Niederrhein hingegen treten neben die Matronae vor allen Herkules und Fortuna.

Nichts kann uns, wie mir scheint, die Verquickung römischer und barbarischer Vorstellungen besser zeigen als das Problem, das sich an die sogenannten Gigantensäulen knüpft.

Im oberen Germanien, dessen Weihinschriften, wie gesagt, Juppiter und Juno beherrschen, und in der benachbarten Belgica, im Limesgebiet und im Bereich der Triboker, Nemeter, Vangionen und Treverer und fast nur in diesem, sind die sogenannten Viergöttersteine (Abb. 147 f.) gefunden. Weit über zweihundert sind bekannt — nicht alle Viergöttersteine im genauen Wortsinn, da bei vielen an die Stelle des vierten Gotts die Inschrift tritt, bei einigen statt des einzelnen



Abb. 150. Fahrender Juppiter mit Gigant.
Gruppe aus Weißenhof im Museum zu Stuttgart. Haug und Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs (1900), Nr. 343.

Gotts ein Götterpaar erscheint, aber doch alle offenbar die gleiche Erklärung fordernd. Über dasselbe Gebiet scheinen die sogenannten Wochengöttersteine verbreitet zu sein, die sich als Zwischenglieder eines größeren Denkmals nach äußeren Anzeichen erkennen ließen. Man hat dann durch einige glückliche Funde gelernt, daß dieses größere Denkmal eine Säule war, die sich über dem Sockel des Viergöttersteins und auf dem Zwischensockel des Wochengöttersteins erhob und von einem Götterbild gekrönt war. Das stattlichste Denkmal dieser Art, freilich mit sechs Göttern am Sockel und ohne den Zwischensockel des Wochengöttersteins, auch weit älter als alle anderen datierbaren Monumente, ist die vor wenigen Jahren gefundene Mainzer Juppitersäule, die uns noch beschäftigen soll (Abb. 143 f.). Wie hier, so ist auch bei den späteren Säulen das Götterbild zuweilen als Juppiter zweifellos kenntlich, zuweilen aber ist es offenbar von fremden Vorstellungen abhängig, am merkwürdigsten in jener Gruppe eines Reiters, der über einen Schlangenfüßler, nach griechisch-römischer Auffassung also einen Giganten, hinsprengt (Abb. 149, vgl. auch Abb. 70), in einem einzelnen Fall auch eines Gottes, der mit seinem Zweigespann über den Schlangenfüßler hinwegfährt (Abb. 150).

„Juppiter im Gigantenkampf" war wohl der nächstliegende Gedanke, wenngleich ein Kampf sehr schlecht zum Ausdruck gebracht wäre, das schlangenfüßige Wesen vielmehr dem Reiter eher hilfreich als feindlich zu sein scheint. Die meist abschreckende, durch Abb. 150 hinreichend veranschaulichte Roheit dieser vorzugsweise dem dritten und vierten Jahrhundert, wo nicht noch späterer Zeit, angehörigen Denkmäler, deren ältestes datierbares aus dem Jahre 221 n. Chr. stammt, durfte nicht abhalten, sie von griechisch-römischer Kunst abhängig zu denken, und wenn die bartlose Erscheinung des Reiters oder seine römische Rüstung zuweilen

zu Juppiter nicht passen wollte, so konnte man sich daran erinnern, daß in Dichtung und Kunst nicht selten die Kaiser unter dem Bilde des gigantenbezwingenden Juppiter gefeiert wurden. Aber diese Erwägungen haben dennoch in die Irre geführt, um so mehr, je fester sie die unsere Gruppe mit griechisch-römischen Denkmälern verbindenden Fäden anzuziehen bemüht waren, und richtiger haben zweifellos die geurteilt, die zur Erklärung der sonderbaren Gruppe gallische oder germanische Vorstellungen heranzuziehen versucht haben – wenn wir hier von „heranziehen" sprechen dürfen, da doch solche Vorstellungen eigentlich nur aus eben diesen Denkmälern erschlossen werden, in denen sie zweifellos in der Formensprache der römischen Kunst, nur in der Verrohung eines späten und barbarischen Dialekts wiedergegeben sind. Ich verkenne auch nicht das Verdienst der eindringenden, zu einem ganzen Buch ausgewachsenen Untersuchung, die F. Hertlein neuerdings diesen Monumenten gewidmet hat und fühle mich von der vor zwanzig Jahren von mir versuchten Erklärung völlig unabhängig. Aber es scheint mir doch verwegen, aus den barbarisierten römischen Formen einen reingermanischen Inhalt wiedergewinnen zu wollen. Man hat darauf hingewiesen, daß gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts überhaupt germanische wie gallische Götter stärker hervortreten, und daß diese Erscheinung in anderen Symptomen einer veränderten Haltung gegenüber dem Nationalen ihre Analogien hat, wie in der Verdrängung der römischen Meile durch die gallische Leuga (S. 137). Aber man darf, meine ich, reingermanische Vorstellungen zu dieser Zeit in dem Gebiet, in dem unsere Denkmäler auftreten, kaum noch erwarten, weniger weil hier schon seit dem Anfang der Römerzeit in der Tat das Germanische mit Keltischem stark vermischt, wo nicht von ihm zurückgedrängt (S. 148) war, als weil der nun schon so lange

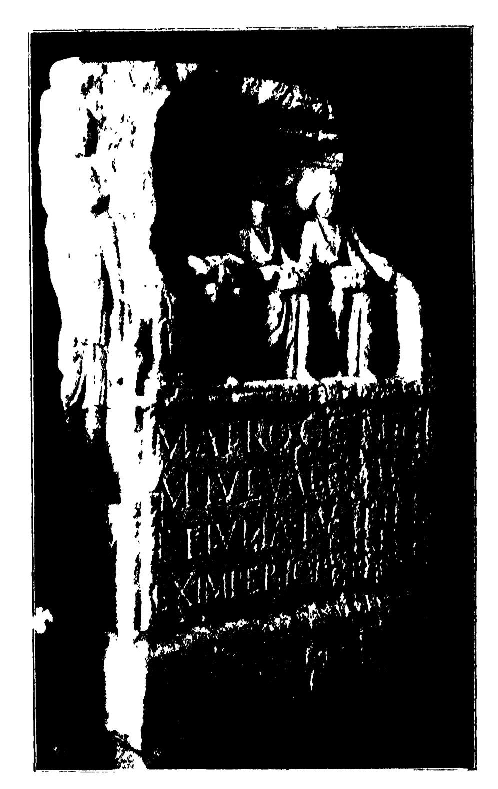




Abb. 151. Matronenstein von Rödingen im Museum zu Mannheim. Vgl. Abb. 22. (Zu Seite 167.)



Abb. 152. Weihungen an Nehalennia u. a. Im Rijksmuseum van Oudheden zu Leiden. Nach einer Photographie von Dr. Holwerda. Vor dem Fenster von links nach rechts: C. I. L. XIII, 8783, 8779, 8787. (Darüber Abguß des Votivreliefs in Brüssel 8782), links der große Altar (8774) der Dea Sandraudiga und darüber (8813) Weihung an die Matres Noricae. (Zu Seite 167.)



Abb. 153. Bronzekopf der Rosmerta aus dem Merkurtempel bei Mainz. Im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Vgl. A. u. h. Vorzeit V, Tafel 58, S. 338 f. (Zu Seite 171.)

mächtige römische Einfluß sich geltend machen mußte, und mit der künstlerischen Formulierung der Gedanke hier, wie stets, einer starken Wandlung ausgesetzt war. Die Berufung auf die vielgedeutete „Irminsul“ als die das Weltall tragende „universalis columna“ ist für mich nicht geeignet, Bedenken zu beschwichtigen. Es gibt Deutungen, die gerade dadurch Verdacht erregen, daß sie so klipp und klar scheinen, während sie so nach der Lage der Sache unmöglich sein können.

Daß in anderen Teilen des römischen Germaniens und gerade in den reiner germanischen Teilen, in denen auch die Namen germanischer Gottheiten zahlreicher auftreten, die angebliche „Irminsul“ fehlt, wird man vielleicht nicht allzusehr betonen dürfen, da ja die Vorstellung nicht allen Germanenstämmen gemeinsam gewesen zu sein braucht, und auch die Formulierung dieser Vorstellung, die ja gewiß ursprünglich an einen bestimmten Ort gebunden war, in ihrem Einfluß lokal beschränkt geblieben sein könnte. Aber je wahrscheinlicher es nach dem Verbreitungsbezirk der Denkmäler ist, daß jener bestimmte Ort die



Abb. 154 Epona-Relief. Im Museum zu Stuttgart. Haug und Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs (1900), Nr. 320.

Hauptstadt der obergermanischen Provinz war, um so ungünstiger erscheint der Auffassung als „Irminsul“ die Auffindung der Juppitersäule von Mainz, der man eine Einwirkung auf alle späteren Säulendenkmäler der Provinz kaum absprechen möchte, und die doch als „Irminsul“ gewiß nicht aufgefaßt werden kann.

Sehen wir auch unter den Göttergestalten des Sockels neben Merkur die gallische Rosmerta, deren Kultbild auch in einem nicht weit von Mainz gelegenen Merkurtempel gefunden worden ist (Abb. 153), erkennen wir weiter auf der Säule die uns durch viele Denkmäler wohlbekannte, gleichfalls ursprünglich gallische Epona (Abb. 154), die Beschützerin der Pferde, vermuten wir endlich in der mit ihr zusammengestellten Göttin, die ihren Fuß auf einen Rinderkopf setzt, eine gleichfalls gallische Hirtengöttin – so sind das eben keltische Elemente, die um so weniger auffallen können, als die Künstler, nach dem Namen ihres Vaters, keltischer Abstammung waren, und auch das Material des Denkmals uns nach Gallien zu weisen scheint. Ihnen entsprechen aber keinerlei germanische Züge — denn daß die Fortuna, die wir mit Minerva vereinigt finden (Abb. 143), vielleicht mit dem Herkules der anderen Sockelseite zu verbinden ist, wie sie in Inschriften der equites singulares zuweilen verbunden erscheinen, kann doch so nicht bewertet werden — und als Ganzes ist die Säule unzweifelhaft ein Werk römischen Geistes und findet ihre Erklärung fast ganz in römischen Anschauungen.

Sie ist uns ein überaus wertvolles Zeugnis der römischen Bildkunst in den Provinzen, doppelt wertvoll durch die genaue Datierung, die mit der Widmung an Kaiser Nero gegeben ist. Sie ist uns zugleich, wie mich dünkt, ein Protest gegen die von Furtwängler aufgestellte Behauptung eines bis in die Flavierzeit

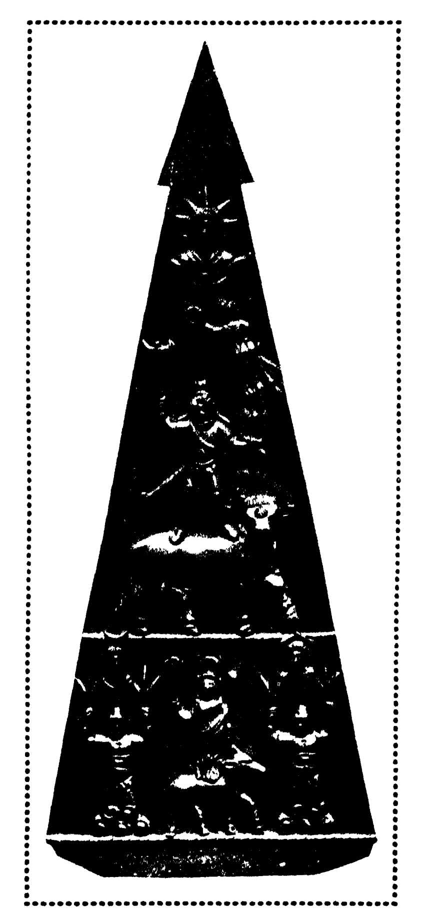


Abb. 155. Weihgeschenk an Juppiter Dolichenus. Nach den Bonner Jahrbüchern.



Abb. 156. Mithrasdenkmal aus Heddernheim. Im Museum zu Wiesbaden. Vorderseite. (Zu Seite 163 u. 173.)

herrschenden „eigentümlich harten und ungelenken Stils“ in den germanischen Provinzen. Was man zur Zeit Neros in Mainz konnte und wollte, das zeigt uns die Säule; und schlechter wird der Geschmack auch in den vorangegangenen Jahrzehnten nicht gewesen sein. Aber man konnte weder damals noch später mit der Herstellung der Soldatengrabsteine, auf die sich jenes Urteil ja fast ausschließlich gründet, Künstler betrauen wie es Samus und Severus — ungleich übrigens in ihren Leistungen — immerhin waren.

Wo nicht der nüchterne Wirklichkeitssinn des Legionars die Kunst beengte oder die knappen Mittel des Bestellers die Wahl des Künstlers beschränkten, da lebte auch am Rhein und an der Donau noch die Tradition hellenistisch-römischer Kunst, vielleicht in der Tat mit einem stärkeren Einschlag griechischen Wesens, das über Massilia in Gallien eingedrungen war, vielleicht auch mit einem gallischen Erbteil von überladener Ornamentik, die uns die großen Bauwerke wahrscheinlich deutlicher zeigen würden, wenn sie nicht aller Zierformen entkleidet auf uns gekommen wären, so daß wir nun jene Annahme nur auf die Grabdenkmäler, auf die Analogie südfranzösischer Monumente und einzelne Bruchstücke in den Museen gründen können. Solche griechisch-römische Tradition spüren wir auch noch an den weit späteren Grabdenkmälern des Trevererlands, von denen die

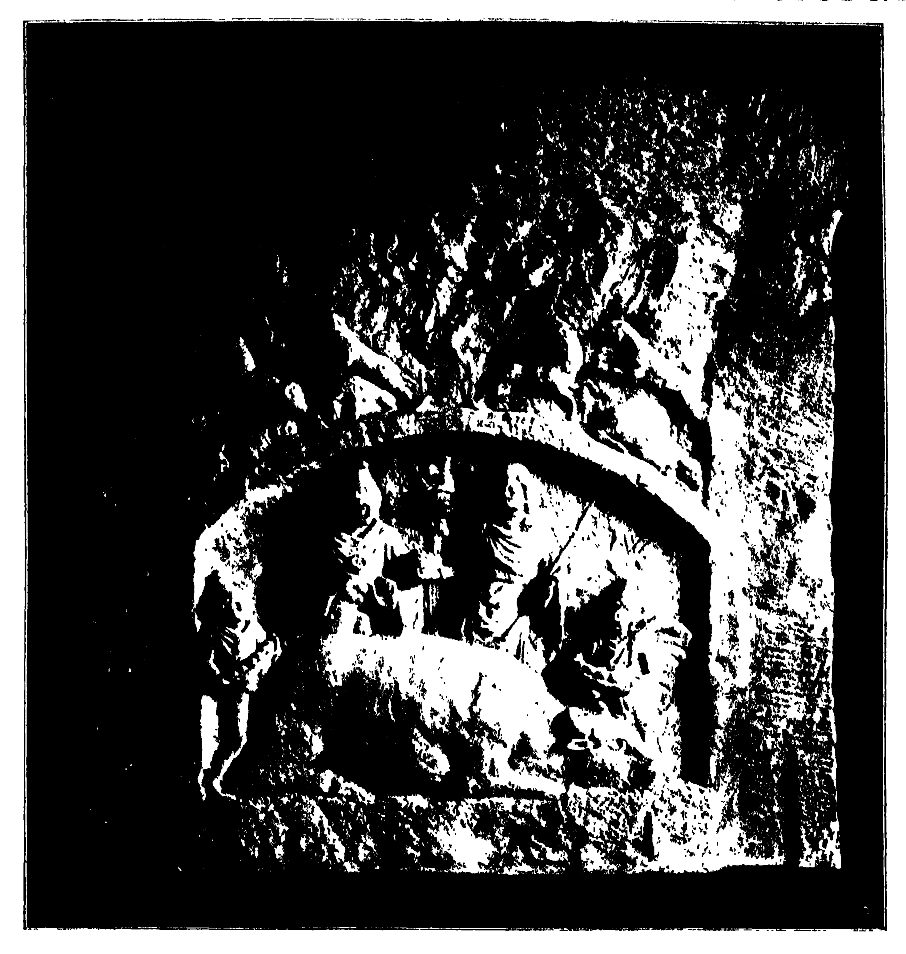


Abb. 157. Mithrasdenkmal aus Heddernheim. Im Museum zu Wiesbaden. Rückseite.

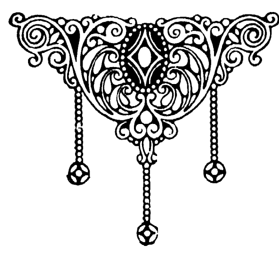
Rede war, zumal in ihren mythologischen Darstellungen, spüren sie an den Denkmälern des orientalischen Mithras, der sich im zweiten Jahrhundert zwischen die Götter des Kapitols und die der Germanen drängte, im dritten Jahrhundert gegen den Christengott den Kampf um die Weltherrschaft aufnahm, bis er im vierten unterlag, nicht ohne dem Sieger manches zu hinterlassen, was ihm zum Mittel der Herrschaft wurde (Abb. 156 f.).

Aber die römische Kunst hat hier nicht nur gespendet, sie hat doch auch etwas heimgebracht aus dem nordischen Land. Gespendet hat sie manches kostbare Gut aus dem reichen ihr überkommenen Schatz — das meiste zum Schmuck gegenwärtigen Lebens, manches doch auch zum dauernden Besitz später Geschlechter. Heimgebracht aber hat sie wertvolle Anregung, aus der ihren Formen ein neuer Inhalt erwachsen sollte. Die Wurzeln der historischen Bildkunst der Römer reichen weiter zurück und ganz gewiß nicht in germanisches Erdreich. Aber betätigt hat sich diese eigenste Kunst der Römer zuerst und vornehmlich in der Darstellung der Kämpfe und Siege im germanischen Norden, am Rhein und an der Donau. In geschnittenen Steinen und silbernen Gefäßen ließ die augusteische Zeit die Ereignisse sich spiegeln, andeutend nur und das Geschichtliche mit Allegorischem mischend (Abb. 1, 2 u. 3). Zu chronikartiger Erzählung entschloß sich die

trajanische und antoninische Zeit in den endlosen Reliefriesen der beiden Säulen (Abb. 44, 50 u. 51). Und wo hier Germanen auftreten, da erscheinen sie wie ein adeliges Geschlecht neben den Nachbarn im Osten. Wie der Geschichtsschreiber so hat auch der Bildkünstler Roms die Züge unserer Vorfahren so auf die Nachwelt gebracht, daß wir uns ihrer wahrlich nicht zu schämen brauchen.

Der Dank des deutschen Geschichtsschreibers könnte es sein und eine lockende Aufgabe, zu spähen nach den die Jahrhunderte überdauernden Spuren der römischen Herrschaft auf deutschem Boden, zu überrechnen das ganze Erbe römischer Kultur. Einzelnes davon ist ja im Verlauf unserer Darstellung erwähnt worden; Zusammenfassendes aber, oder gar Erschöpfendes geben zu wollen, würde über den Rahmen dieser Schrift hinausgehen, würde auch eine tiefere Kenntnis der Kultur des deutschen Mittelalters fordern, als der Verfasser sich zutrauen darf. Zudem würden die Fäden, die dann zu verfolgen wären, nicht nur zu den Römern in Deutschland zurückführen, sondern auch zu den Deutschen im Römerreich, von denen hier kaum mit einem Wort die Rede gewesen ist. Und dann wäre von dem wirklich in die Zeit der Römer zurückreichenden Besitz alles das zu scheiden, was man die „Renaissance" der Karolingerzeit zu nennen pflegt: den Rückblick versperrt gewissermaßen die mächtige Gestalt des großen Frankenkaisers. Drum bleibe das eine Aufgabe für sich: „unser Zusammenhang mit dem Altertum", wahrlich, auch in dieser Beschränkung auf das Römische, ein Stoff einer eigenen Betrachtung wert.

Die große Tatsache aber einer solchen Fortwirkung steht vor aller Augen. Die Rolle, die im Mittelalter und darüber hinaus die drei rheinischen Bischofsstädte, Mainz, Köln und Trier, gespielt haben, ist gewissermaßen von den Römern vorgezeichnet; nicht zufällig stehen die stolzesten Dome der romanischen Baukunst auf altrömischem Kulturboden; und nicht unabhängig von der Bedeutung des römischen Vetera ist die Rolle Xantens im Epos. Schwerer noch freilich als auf den breiten Wegen der Geschichte lassen sich auf den verschlungenen und überwucherten Pfaden der Sage und Dichtung die Fußspuren der römischen Eroberer mit Sicherheit nachweisen.



# Literatur.

Als mir im Sommer 1910 die Aufforderung zuging, das vorliegende Buch für eine neue Auflage vorzubereiten, hatte ich zunächst die Absicht, den ersten Teil erheblich zu kürzen und dadurch den Raum zu gewinnen, den zweiten Teil nicht nur zu erweitern, sondern von Grund aus umzugestalten. Später stellte sich heraus, daß eine Kürzung des ersten Teils doch nicht in dem gedachten Umfang möglich war, und notwendige Zusätze einen Teil des ersparten Raums wieder in Anspruch nahmen, so daß eine völlige Umarbeitung des zweiten Teils, die ihn zu einer Art von Handbuch der römisch-germanischen Forschung gemacht hätte, ein zu bedeutendes Anschwellen des ganzen Buches verursacht haben würde. Deshalb erscheint das Buch nun erweitert bis zu einem äußersten seiner Art nach möglichen Umfang, in seinen Karten und Abbildungen, dank der rühmenswerten Freigebigkeit des Verlags, außerordentlich bereichert und auch im Text, wie ich hoffe, in vieler Hinsicht verbessert, aber im wesentlichen doch in seiner alten Gestalt. Schon in dieser alten Gestalt verstieß es wohl ein wenig gegen den Charakter dieser Monographien und tut das nun vielleicht noch etwas mehr, wird sich aber gerade dadurch meines Erachtens auch ferner, wie bisher, um so eher nützlich erweisen, solange es noch keine andere Einführung in dieses Gebiet gibt. Dazu soll nun auch wieder das folgende Schriftenverzeichnis beitragen, in dem, wie das erstemal, neueste Schriften bevorzugt worden sind, weil durch sie der Leser leicht zu der älteren Literatur zurückgeleitet wird und weil auf sie in der vorangegangenen Darstellung oft, und meist ohne Namennennung angespielt worden ist. Eine reichere Literaturübersicht wird der Leser demnächst in der neuen Auflage der Dahlmann-Waitzschen Quellenkunde zur Deutschen Geschichte finden.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches ist eine unvergleichliche Erleichterung der Arbeit eingetreten durch das Erscheinen der vortrefflichen Berichte der römisch-germanischen Kommission des Archäologischen Instituts (B. d. R. G. K.), von denen bis jetzt fünf vorliegen (1904, 1905, 1906/07, 1908, 1909).

Hauptfundgruben sind ferner, in dieser Literaturübersicht keineswegs ausgeschöpft, die Bonner Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande (B. J.), die Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst (Wd. Z.) mit ihrem Korrespondenzblatt, jetzt, von der Wd. Z. losgelöst, Römisch-germanisches Korrespondenzblatt (R. G. Kbl.), die Annalen des Nassauischen Vereins für Altertumskunde und Geschichtsforschung mit ihren Mitteilungen (letztere seit 1897), die Neuen Heidelberger Jahrbücher (N. H. J.), die Mainzer Zeitschrift (M. Z.), seit 1906, das Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde (Lothr. Jb.), der Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, die Fundberichte aus Schwaben, das Jahrbuch für Altertumskunde (früher Mitteilungen der K. K. Zentralkommission usw.), die Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen (Westfäl. Mitteil.), die Mitteilungen über römische Funde in Heddernheim (Heddernheimer Mitteil.), das Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine (besonders auch wegen der Berichte über die Verbandstage der west- und süddeutschen Vereine für römisch-germanische Altertumsforschung und des Nordwestdeutschen Verbands für Altertumsforschung), ferner die Prähistorische Zeitschrift und die Zeitschrift für Vorgeschichte „Mannus“, endlich die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit (A. u. h. Vz.).

**Allgemeines.** Mommsen, Römische Geschichte V: 1. Die Nordgrenze Italiens S. 1–56; 4. Das römische Germanien und die freien Germanen S. 107–154. — Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde I. II. III. IV. V. Am meisten kommt Band IV (Die Germania des Tacitus) in Betracht. — Riese, Das rheinische Germanien in der antiken Literatur. 1892. — Corpus inscriptionum latinarum III u. XIII. — Hübner, Römische Herrschaft in Westeuropa. 1890. — Jung, Römer und Romanen in den Donauländern (Innsbruck 1887). — Nissen, Rheinland in römischer Zeit: B. J. 1895. — Bergk, Zur Geschichte und Topographie der Rheinlande in römischer Zeit. 1882. — Asbach, Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande. 1902. — Desjardins, Géographie de la Gaule Romaine I. II. III. IV.

**Zu den germanischen Kriegen.** Zu den Quellen: F. Münzer, Die Quelle des Tacitus für die Germanenkriege: B. J. 104 (1899). — G. Keßler, Die Tradition

über Germanicus. Leipziger Diss. Berlin 1905. – Einen Führer durch die Literatur über die Varusschlacht gaben Henke=Lehmann (Gymnasialbibl. H. 52) und besonders Wilisch in den Neuen Jahrbüchern 1909 (und gesondert). Vgl. auch Dragendorff B. d. R. G. K. 1909. – Die Feldzüge des Germanicus behandelte nach Knoke (1887) Dahm (Trier 1902), alle Germanenkriege Delbrück in seiner „Geschichte der Kriegskunst" II (zweite Auflage 1909). — Kornemann, Zu den Germanenkriegen unter Augustus (auf Grund eines neugefundenen Tiberiusbriefes [der aber nur einen Aufenthalt des Tiberius im „gallischen Bononia" bezeugt]): Klio IX 1909. — Vgl. jetzt auch (zur Benutzung bei dieser Bearbeitung zu spät erschienen): Sadée, Römer und Germanen. I. Wanderungen und Angriffskriege der Germanen vom Kimbernzug bis zu Cäsars Tod. II. Die Kriege der Römer und Germanen zur Zeit des Augustus und Tiberius (Berlin, Paetel 1911).

Gefördert wurden diese Forschungen ganz wesentlich durch die Ausgrabungen: bei Haltern – über diese siehe Westfäl. Mitteilungen II bis V (VI im Druck) —, bei Oberaden (R. G. Kbl.), bei Hofheim (Nassauische Annalen XXXIV 1904), bei Neuß (Novaesium B. J. 111/12), bei Xanten (B. J. 114 15ff.), Mainz (Mainzer Ztschr. VII 1911), Windisch, Carnuntum (s. u. Legionslager). Vgl. Dragendorff, B. d. R. G. K. 1909.

Die früher meist unterschätzten Kriege und Eroberungen Domitians sind durch die Limesforschung ins rechte Licht gesetzt worden: Ritterling, Wd. Z. XII 1893; Korrespondenzblatt XVI 1897; Mitteilungen des Nassauischen Vereins 1897/98; Wolff, Nassauische Annalen XXXII 1901; s. Limes=Literatur.

**Verwaltung und Abgrenzung der römischen Provinzen.** Hirschfeld, Die Verwaltung der Rheingrenze in den ersten drei Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit i. d. Commentationes in honorem Mommseni. Riese, Forschungen zur Geschichte der Rheinlande in der Römerzeit. Programm des Gymnasiums von Frankfurt a. M. 1889 (Progr. Nr. 363). — Wd. Z. Korrespondenzblatt XIV 1895. Westliche Abgrenzung der oberen Provinz: Riese, Wd. Korrespondenzblatt XII 1893, XIV 1895; Schulten, B. J. 103 (1898). — Grenze beider germanischen Provinzen: Zangemeister Wd. Z. III 1884. — Verwaltung des Limesgebiets: v. Herzog, B. J. 102 (1897); Mommsen, Wd. Korr.=Bl. V 1886; Domaszewski, Wd. Z. XXI 1902; Fabricius, Besitznahme Badens durch die Römer 1905.

**Geschichte der rheinischen Legionen.** Ritterling, Zur Geschichte des römischen Heeres in Gallien unter Augustus: B. J. 114 (1906); Fabricius, Das römische Heer in Obergermanien und Raetien: Hist. Ztschr. 98. Meyer, Geschichte der XI. u. XXI. Legion: Mitt. d. antiquar. Gesellschaft in Zürich VII, 6, 1853. — Ritterling, De legione Romanorum X Gemina. Diss Lips 1885. Schilling, De legionibus Romanorum I Minervia et XXX. Ulpia. Diss Lips 1893 Leipziger Studien XV 1895. – Weichert, Die legio XXII Primigenia: Wd. Z. XXI 1902 und XXII 1903.

**Truppenziegeleien.** Wolff, Die Ziegeleien von Nied bei Höchst a. M. und ihre Stempel: Archiv f. Frankfurts Geschichte und Kunst. Dritte Folge. IV 1893. — Steiner, Eine Legionsziegelei in Xanten: B. J. 110 (1903). Steiner, Das Corpus der rheinischen Ziegelstempel: Korrbl. d. Ges. Vereins 1910.

**Legionslager und Lagerstädte:** Novaesium: B. J. 111 12; Carnuntum und Lauriacum: Limes in Österreich I—XI; Vindonissa: Heuberger, Aus der Baugeschichte Vindonissas und vom Verlauf ihrer Erforschung. (Aarau 1909.) Mommsen, Die römischen Lagerstädte: Hermes VII 1873; Schulten, Das Territorium legionis: Hermes XXIX 1894; Artikel Canabae in Pauly=Wissowas R. E.

**Limes.** Mommsen, Der Begriff des Limes: Wd. Z. XIII 1894. — Gebert, Limes: B. J. 119 (1910). — Fabricius, Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland: Wd. Z. XX 1901 und Sonderdruck. — Fabricius, Ein Limesproblem: Festschrift der Universität Freiburg zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs 1902. – Lachenmaier, Die Okkupation des Limesgebietes: Württemberg. Vierteljahrshefte XV. – Kornemann, Die neueste Limesforschung (1900–1906) im Lichte der römisch=kaiserlichen Grenzpolitik: Klio VII 1907. Vgl. Barthel, B. d. R. G. K. 1906/07. — Jahresberichte der Reichslimeskommission im Archäol. Anzeiger des Jahrbuchs des Instituts 1892f. Einzelberichte im „Limesblatt" 1892f. Aufsätze besonders in der Wd. Z., den B. J. und den N. H. J. Veraltet: v. Cohausen,

Der römische Grenzwall in Deutschland. 1884. Von dem abschließenden Werk der Reichslimeskommission „Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreichs“ sind bis jetzt Lieferung I—XXXV der Abteilung B: Hauptkastelle erschienen. Abteilung A wird „die Schilderung des Terrains, des Limeslaufes und der Lage der Hauptkastelle sowie die Beschreibung der Zwischenkastelle, Erdschanzen, Türme und der wichtigsten für den Limes in Betracht kommenden Römerstraßen“ enthalten (ORL.). — Kastell Saalburg: Jacobi, Das Römerkastell Saalburg, Homburg 1897 (608 Seiten mit 80 Tafeln und 110 Textabbildungen). Kastell Niederbieber: Ritterling, B. J. 120 (1911). — Limes in Österreich: Der römische Limes in Österreich, Heft I—XI 1900—1911 (besonders über das Legionslager von Carnuntum und das von Lauriacum).

Städte. Kornemann, Zur Stadtentstehung in den ehemals keltischen und germanischen Gebieten des Römerreichs. Gießener Habilitationsschrift 1898. — Mainz: Schumacher, Mainzer Ztschr. I 1906. — Köln: Schultze und Steuernagel, Colonia Agrippinensis. Ein Beitrag zur Ortskunde der Stadt Köln zur Römerzeit: B. J. 98 (1895). — Nissen, Zur Geschichte des römischen Köln: ebenda. — Klinkenberg, Das römische Köln: Kunstdenkmäler der Rheinprovinz I2 (1906). — Trier: Krüger, Die Trierer Römerbauten. Trier 1909. — Cramer, Das römische Trier (Gymnasialbibl. 53 1911). — Stadtbefestigung: Lehner, Wd. Z. XV 1896. — Metz: Keune, Lothring. Jahrbuch Xf. u. a. — Dragendorff, Zur römischen Städte- und Ortskunde: Ber. d. R. G. K. 1904 u. 1905.

Als Beispiel einer kleineren Rheinfestung diene Antunnacum (Andernach): Lehner, B. J. 97 (1901); als Beispiel einer Stadt des Limesgebiets Heddernheim: Heddernheimer Mitteilungen, I 1894, II 1898, III 1900, IV 1907. — Wolff, Ergebnisse und Aufgaben der Heddernheimer Lokalforschung: Festschrift z. Feier d. fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Städt. Histor. Museums in Frankfurt a. M. 1903. Wolff, Die Römerstadt Nida (Frankfurt 1908).

Siedelung. Hauptwerk: Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen. Berlin 1895 I II. III IV.

Einzelnes: Iltgen, Die Ansiedelungen am Niederrhein von der Lippemündung bis zur holländischen Grenze. Diss. Hal. 1892. — Ademeit, Beiträge zur Siedelungsgeographie des unteren Moselgebietes (Forschungen z. deutschen Landes- u. Volkskunde XIV 4) 1903. — Bodewig, Ein Trevererdorf im Koblenzer Stadtwalde: Wd. Z. XIX 1900. — Anthes, Beiträge zur Geschichte der Besiedelung zwischen Rhein, Main und Neckar: Archiv f. hess. Gesch. u. Altertumskunde N. F. III 2, 1902. — Schumacher, Die Besiedelung des Odenwaldes und Baulandes in vorrömischer und römischer Zeit: N. H. J. VII 1897. Derselbe, Zur Besiedelungsgeschichte des rechtseitigen Rheintals zwischen Basel und Mainz: Festschrift des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz 1902. — Ringwallforschung: Anthes, Ber. d. R. G. K. 1905, 1906/7, 1910.

Villen und Meierhöfe: Hettner, Wd. Z. II 1883; Wichmann, Lothring. Jahrbuch X 1898; Schumacher, Wd. Z. XV 1896; Krüger, Wd. Z. XXV (Museographie) u. Jahresber. d. Gesellsch. f. nützl. Forschungen 1905; Dragendorff, Ber. d. R. G. K. 1905; Goeßler, Das röm. Rottweil (1906); Huber, Grenier, Welter, Heppe, Lothring. Jahrbuch XVI 1904, XVIII 1906, XX 1908; Grenier, Bibl. de l'École des hautes études 157 (1906); Wolff, Heddernheimer Mitteilungen IV. — Für das Germanische: Heyne, Das deutsche Wohnungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum sechzehnten Jahrhundert (Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer I). Leipzig 1899.

Straßenforschung. Schmidt, Forschungen über die Römerstraßen usw. im Rheinlande: B. J. 31 (1861). — Der Titel des Werks von Schneider ist auf S. 136 angegeben (1882—1894). — v. Sarwey, Römische Straßen im Limesgebiet: Wd. Z. XVIII 1899. — Wolff, Römische Straßen in der Wetterau: Wd. Z. XVI 1897. — Kofler, Alte Straßen in Hessen: Wd. Z. XII 1893; XV 1896; XX 1901. — Zangemeister, Drei obergermanische Meilensteine aus dem ersten Jahrhundert: Wd. Z. III 1884. — v. Domaszewski, Die Beneficiarierposten und die römischen Straßennetze: Wd. Z. XXI 1902. — Schumacher, Die Erforschung des vorröm. u. röm. Straßennetzes in Westdeutschland: Ber. d. R. G. K. 1906/07. Alle Meilensteine jetzt im C. I. L. XIII 2.

**Rheinbrücken.** Mainz: Heim u. Velke, Die römische Rheinbrücke bei Mainz: Zeitschr. des Vereins zur Erforschung der Rhein. Geschichte und Altertümer in Mainz, Heft IV 1887. — Köln: Hübner und Hettner, Wd. Z V 1886; Schultze und Steuernagel, B. J. 98 (1895). Über die merkwürdige uralte Befestigung bei Urmitz, die irrig für „Cäsars Rheinfestung", d. h. für die Befestigung seiner Brücke gehalten wurde (B. J. 104 1899), vgl. Lehner, B. J. 107 (1901); 108/9 (1902).

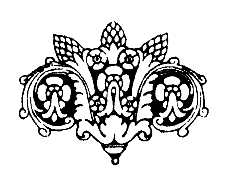
**Handel.** Wackernagel, Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen: Zeitschr. für deutsches Altertum IX 1853. — Willers, Zum römischen Handel im freien Germanien in dem Buch: Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor 1901. Derselbe, Neue Untersuchungen über d. röm. Bronzeindustrie von Capua u. von Niedergermanien (1907).

**Keramik und Glasindustrie.** Kisa, Das Glas im Altertum I–III Leipzig 1908. Hettner, Zur römischen Keramik (Allgemeine Übersicht): Festschrift für Overbeck 1894. Koenen, Gefäßkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden 1895. Schumacher, Zur römischen Keramik: B. J. 100 (1896) (Versuch einer genaueren Chronologie); Derselbe, Zur römischen Keramik und Geschichte Südwestdeutschlands: N. H. J. VIII 1898 (Verwertung der keramischen Funde zur Prüfung der aus Schriftstellernachrichten und Inschriften gewonnenen Anschauungen). Dragendorff, Terra sigillata B. J. 96/97 (1895). Dazu vieles in den folgenden Bänden. Dragendorff, Provinziale Keramik: Ber. d. R. G. K. 1904 u. 1905; Fölzer, ebenda 1908. Für alles: Hettner, Illustrierter Führer durch das Provinzialmuseum in Trier 1903.

**Grabdenkmäler.** Hettner, in dem auf S. 148 angeführten Aufsatz Wd. Z. II 1883. Über die Denkmäler von Neumagen: Hettner im Illustrierten Führer S. 2–21. Publikation steht bevor. Über rheinische Grabsteine Weynand, B. J. 108/09 (1902). Klinkenberg ebenda. — Hofmann, Römische Militärgrabsteine der Donauländer (Wien 1905). Poppelreuter, Die röm. Gräber Kölns, B. J. 114/15 (1906).

**Religion, Denkmäler und Inschriften des Götterkults.** Domaszewski, Die Religion des römischen Heeres: Wd. Z. XIV 1895 (auch Wd. Z. XXI 1902). Riese, Zur Geschichte des Götterkultus im Rheinischen Germanien: Wd. Z. XVII 1898. Zangemeister, Zur germanischen Mythologie: N. H. J. V 1895 (dort auch Literatur über die Juppitersäulen und Gigantensäulen, Viergöttersteine, Wochengöttersteine; neuerdings Hertlein, Die Juppitergigantensäulen. Stuttgart 1910). Über die Mainzer Juppitersäule: Körber, Mainzer Zeitschrift I 1906, Domaszewski, Archiv f. Religionswissensch. IX 1906. Kult und Denkmäler der „Matronen": Ihm, B. J. 83 (1887). Siebourg ebenda 105 (1900). Lehner, B. J. 119 (1910). — Kult des Mithras: Cumont, Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra (daraus übersetzt: Cumont-Gehrich, Die Mysterien des Mithra 1903); Wolff, Über Mithrasdienst und Mithräen. Progr. Frankfurt 1909 (Nr. 530).

Dankenswerte Förderung meiner Arbeit von vielen Seiten bezeugen die Karten und Abbildungen. Die Namen der gütigen Spender der Vorlagen sind in der Regel nur da genannt, wo ihnen zugleich die photographische Aufnahme selbst verdankt wird — und auch bei dieser Einschränkung hätte der Name Professor Neebs in den Unterschriften noch sehr viel öfter genannt werden sollen. Deshalb möge hier noch ein Wort des Dankes an alle Museumsvorstände gerichtet sein — an die, deren Unterstützung so reichlich ausgenützt wurde, sowie auch an die, deren Beiträge in vollem Umfang zu verwenden die dem Buch gezogenen Grenzen verboten.






# Register.





# ÜBERSICHTSKARTE DES RÖMISCHEN REICHES AUF DER HÖHE SEINER MACHT.

Maßstab 1:20 000 000.

Kilometer (111,5 = 1°)

Ausschnitt aus Droysen Histor. Handatlas.

Karte XXV. Übersicht des Römischen Reichs.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig